Styl- und Lesebuch

für

Mittelklassen,

für mittlere Klassen der Gymnasien, für Real- und Sekundarschulen, Schullehrerseminarien und Töchterschulen

und

für den Selbstunterricht.

Enthaltend

stylistische Andeutungen, Aufsätze, Skizzen, Stoffe, Aufgaben und Gedichte.

von

[illegible],

Früher Präfekt und erster Lehrer am k. Schullehrerseminar zu Eichstädt in Bayern,
z. Z. Professor an der Kantonsschule in Chur.

Chur und Leipzig 1862.
Verlag der Grubenmann'schen Buchhandlung.
Augsburg in der M. Rieger'schen Buchhandlung.

September 1874.

* 4. VI. 1821. Emfing
† 27. VIII. 1905 Regensburg.

Styl- und Lesebuch

für

Mittelklassen,

(für mittlere Klassen der Gymnasien, für Real- und Sekundarschulen, Schullehrerseminarien und Töchterschulen)

und

für den Selbstunterricht,

enthaltend

stylistische Andeutungen, Aufsätze, Skizzen, Stoffe, Aufgaben und Gedichte.

Von

Anton Gmelch,

früher Präfekt und erster Lehrer am K. Schullehrerseminar zu Eichstädt in Bayern, z. Z. Professor an der Kantonsschule in Chur.

Chur und Leipzig,
Verlag der Grubenmann'schen Buchhandlung.
1862.

Schnellpressendruck von J. A. Pradella in Chur.

Seinen Lehrern, Collegen und Schülern

in Bayern und in der Schweiz

in Liebe geweiht

vom Herausgeber.

Inhalt.

B. Beschreibendes.

Seite

C. Schilderndes.

D. Abhandlungen.

III. Skizzen.

Seite

Seite

IV. Stoffe.

Die Methode des Styls.

Einrichtung und Gebrauch des Buches.

Es ist anerkannt, daß der Unterricht im Style, im richtigen, geordneten und schönen Ausdrucke der Gedanken, namentlich im schriftlichen, einer der schwierigsten Lehrgegenstände ist. Er ist schwierig in der Elementarschule wegen der geistigen Schwäche der Kinder; er ist schwierig in den oberen Klassen höherer Anstalten, z. B. der Gymnasien, wegen der Höhe der Anforderungen, die an Geist und Phantasie der Schüler gemacht werden müssen. Doch am schwierigsten ist dieser Unterricht in allen jenen Schulen, welche zwischen den unteren und oberen Stufen der Jugend-Bildung liegen. Ich verstehe darunter alle Mittelstufen, Mittelschulen, und meine damit Fortbildungs-, Sekundar- und Realschulen, obere Klassen der Mädchen-Institute, Schullehrerseminarien und die mittleren Klassen der Gymnasien. (In der Schweiz III^a^ und IV^a^, in Süddeutschland III^a^ bis V^a^.) In diesen Klassen leidet aber der stylistische Unterricht, wie ich es erfuhr, der ich Institut, Lehrerseminar, Realschule und Gymnasium aus eigener Wirksamkeit an ihnen kennen lernte, wesentlich unter der gänzlichen und überall herrschenden Unsicherheit und Unbestimmtheit der Sache. Man weiß nicht, was man betreiben, wie man Unterricht und Uebung einrichten, in welcher Aufeinanderfolge man von Stufe zu Stufe steigen soll. Es ist mir eine große Anzahl von stylistischen Lehr- und Uebungsbüchern bekannt, darunter sehr fleißig gearbeitete und sehr werthvolle Bücher; allein noch hat kein Werk durchgeschlagen, noch hat keines den Schwankungen Schranken gesetzt. Noch ist der Versuch gestattet, zur Ordnung in einer überaus wichtigen Schulangelegenheit beizutragen.

Meine eigene Kenntniß der stylistischen Methoden beginnt mit der Bekanntschaft, die ich mit der wilden Uebung zu machen in meiner Jugend Gelegenheit hatte. Man erzählte vor, erzählte und schrieb nach; man schrieb Briefe, Conto's, Zeugnisse; man erhielt kalte Themata und bekam die Ausarbeitungen mit rothen Strichen und einer Ziffernote zurück; wenn die Zeit es erlaubte, die dem Lateinischen und Griechischen in Schäffeln gegeben ward, so wurden die Ausarbeitungen der Schüler im Allgemeinen besprochen und eine Bearbeitung des Themas, etwa aus einer Sammlung von Musterstücken, ins Correktheft diktirt.

Später sah ich, wie man das Denken, das logisch angeschaute, zur Grundlage und steten sich unterlegenden Begleitung machte. Man zerlegte das Denken, man betrachtete die Vorstellung, den Begriff, das Urtheil, den Schluß; man unterschied die Gedankenreihen; man forschte nach den Beziehungen der Begriffe, unterschied, verglich, ordnete und gliederte. Auf all diese logischen, den jugendlichen Gemüthern kalten und fremden Dinge baute man dann Wort-, Satz- und Redelehre auf, und strebte nach strenger Uebereinstimmung von Grammatik und Stylistik mit Logik und Dialektik. Ein Seelenzerreißendes, Gemüth und Phantasie erdrückendes, frühreifes Treiben! Mögen mir meine Schüler aus den Jahren 1848 bis 1851 vergeben, daß ich sie auf diese öde, sach- und lebenlose Steppe führte und führen mußte!

Ich versuchte es auf andere Weise. Ich glaubte, den abstrakten, schwindsüchtigen Boden verlassen zu müssen, und einen besseren zu finden in der Regel, in der von den besten Autoren aufgestellten, mit Beispiel und Anschauung verbundenen, in Umfang maßhaltenden, in Einfachheit systematischen Regel. So in der deutschen Grammatik, wie auch in der Stylistik. Vortreffliche Pädagogen hatten es also gemacht, und gut geordnete Lehrbücher standen zur Seite. Ehe die Schüler an ununterbrochene Uebung gehen sollten, sollten sie, was die Stylistik betrifft, ausführlich erst belehrt werden über Thema, Auffindung des Stoffes und Gliederung desselben, über Darstellung des Gedankens in fortlaufender Rede, und die Eigenschaften des Styls; sie sollten Belehrung erhalten über die verschiedenen Arten von Aufsätzen und besonderen Regeln bei Abfassung von Beschreibungen, Erzählungen, Briefen, Schilderungen, leichten Abhandlungen, Betrachtungen und Dialogen. Nach so ertheilter Anleitung sollte die Uebung beginnen. Auch diese wohlgemeinte Methode konnte, wie sie war, in die Länge nicht genügen. Sie nimmt für die Theorie eine zu große Zeit in Anspruch und entbehrt der rechten Anschauung. Das Beispiel hat wenig Zusammenhang, es ist abgerissen, unvollständig; es kann kein Gesammtbild eines guten Aufsatzes, einer wohlgeordneten Gliederung geben. Es kann die Regel angedeutet werden, ehe zur Uebung geschritten wird, aber über ihre leichte, mäßige Andeutung darf nicht geschritten werden; Anregung zu Gedanken, Ordnung des Stoffes und der rechte Ausdruck müssen am rechten, ganzen Vorbilde, Musterstücke, gewonnen werden; unter geschickter Behandlung des Lehrers muß die Regel aus der Lektüre, ausgesprochen oder unausgesprochen, sich wie von selbst ergeben.

Es gibt aber auf diesem vortrefflichen Pfade einen gefährlichen Abweg. Es ist die wilde Lektüre. Man liest. Was? Wie? Zu welchem Zwecke? In welcher Ordnung?

Was soll in jeder einzelnen Klasse gelesen, und was bei der Lektüre gelehrt werden? Welches soll die grammatische, stylistische — und nach den Mittelklassen — die literarische Frucht sein? Man ist in einem Laufe von 50 Jahren wieder bei der alten Unsicherheit und Zerfahrenheit angekommen. Was soll in einer dritten und vierten Klasse einer sechsklassigen Kantonsschule, in der dritten, vierten und fünften Klasse eines achtklassigen deutschen Gymnasiums gelesen, aus der Lektüre gewonnen, geübt werden? Eine überaus schwere Frage, da in allen Klassen gelesen wird, die Lesebücher eine pädagogische Organisation nicht haben, und nichts den Lehrer hindert, in jeder Klasse Alles zu lehren, ja zu lehren, was ihm in den Wurf kommt und ihm bei dem Worte und Satze eben einfällt. So erfahren die Schüler allerlei Schönes und Wahres; aber sie kennen bei dem Uebertritte in die höhern Klassen nichts Sicheres, und nicht alles Nothwendige. Sie kennen in den Mittelklassen den Unterschied der Casus nicht und die Forderungen der Vorwörter, ja nicht einmal die Wortarten; in den höheren Klassen wissen sie Ungenügendes über Tropen und Figuren, namentlich aber über Zusammenhang und Ordnung der Gedanken bei schriftlichen Aufsätzen. Das ist nicht die Schuld der Lehrer, sondern der ordnungs- und ziellosen Methode. Sie muß trotz den bedeutenden Autoritäten, die sich unter Anderm bei der 18ten Versammlung deutscher Philologen dafür aussprachen, bestritten, sie muß verworfen werden. In die Schule gehört Ordnung, Absicht, Nutzen; eine Klasse muß auf die andere bauen, die kostbare Zeit der Jugend muß recht benützt werden; die Jugend muß von Stufe zu Stufe geführt und namentlich vor verfrühten Stoffen und Sprachformen bewahrt werden. In der Schule herrsche Anschauung, Leben, aber auch Gesetz!

Es kann aber eine Versöhnung zwischen den extremen Anschauungen auf dem Gebiete des Sprachunterrichts und namentlich der Stylbildung gefunden werden. Sie wurde auch auf jenem Philologencongreß in Mitte der Vertheidiger der strengen Regelsystematik und der Vertreter der absolut freien Lektüre ausgesprochen, und die vortrefflichsten Meister der Sprache deuten sie an; sie liegt für die Bildung zum richtigen und schönen Gedankenausdruck in der rechten Wahl der objektiven Vorbilder, der Musterstücke, und in der rechten, methodisch verfahrenden Lektüre derselben; die Frage löst das recht behandelte rechte Lesebuch. Für diese Anschauung, für diese **stylistisch objektive** Methode erkläre auch ich mich; meine Erfahrungen haben mich ihr zugetrieben; aus dieser Anschauung entstammt das vorliegende Buch.

Es enthält I. Andeutungen über den Styl. Sie sind absichtlich nur wenige, nur die nothwendigsten, so viele und solche, daß sie das Verständniß der nachfolgenden Abschnitte ermöglichen und die späteren Uebungen nützlich machen. II. Eine Auswahl von Musteraufsätzen. Bei der Wahl dieser Aufsätze wurde vor Allem auf ihren Werth in formeller Beziehung gesehen. Es sollten einfache, correkte und vor Allem ganze und abgeschlossene Arbeiten sein, nicht jeanpaulisirende, philosophirende; nicht unvollständige Auszüge aus noch so vortrefflichen Autoren. Es sollen Arbeiten sein, die ein bestimmtes Thema ganz erfüllen, die eine findbare Gliederung enthalten und einen Ausdruck haben, der auch vom Schüler erreicht werden kann. Die Musterstücke sind berechnet auf zwei Jahre und enthalten der Gattung nach alle jene Arten, welche in den besten Styli-

stiken herkömmlich sind: Erzählungen, Beschreibungen schwierigerer Art, Abhandlungen, Schilderungen, Briefe bedeutenderen Inhaltes, Betrachtungen, Selbstgespräche, Dialoge. Geschäftsaufsätze sind ausgeschlossen, da das Buch nicht für ein bestimmtes Land und für ein bestimmtes Berufsfach gemeint ist. Die leichteren Arten von Geschäftsaufsätzen gehören aber zudem niedereren Stufen an. Die Zahl der Stücke ist so groß, daß dem Lehrer reichliche Wahl unter denselben möglich ist. III. Das Buch enthält Skizzen, die einerseits den Zweck haben, ein Bild guter Ordnung zu gewähren, andererseits aber ausgearbeitet, in wirkliche volle Darstellungen umgewandelt werden wollen. Ich durfte dabei an dem Besten, was Andere schon geboten haben, nicht vorübergehen, und benutzte daher auch die Sammlungen von Herzog und Kellner; es sei ihnen hiefür mein Dank gezollt! IV. Es folgt eine Anzahl von Stoffen, die noch weiterer Ordnung und Verarbeitung bedürfen. Sie sollen zunächst Uebung und Gelegenheit bieten zum Anordnen des Stoffes, sollen aber dann die schwierigere Uebung im Ausarbeiten gegebener und nur stofflich erklärter Themata bilden. Eine Anzahl derselben ist aus Jost. V. Die Themata sollen der großen Schwierigkeit, passende Aufgaben für die Schüler auf dieser Stufe zu finden, entgegenkommen. Sie sind nicht zu viele, da die Stellung der Aufgaben auch von besonderen, in Land, Beruf und anderen Verhältnissen liegenden Umständen abhängt. VI. Endlich enthält das Buch noch eine Anzahl von Gedichten. Ihre stylistische Absicht ist theils die, Ahnung und Bild einer noch gehobenern und schönern Sprache zu geben, theils die, in Prosa übergetragen zu werden, eine Uebung, welche für mündlichen und schriftlichen Ausdruck vortrefflich ist. Da aber das Buch zugleich auch allen Anforderungen eines Lesebuchs entsprechen soll, auf daß so dem Lehrer rechte Freiheit gegeben sei, es zu benützen, so mußten von selbst auch Dichtungen aufgenommen werden. Die getroffene Auswahl der Gedichte verdient besondere Berücksichtigung. Es ist für die Mittelstufe, für die Alles im Buche berechnet ist, eine Anzahl von poetischen Produkten gewählt worden, welche in der öffentlichen Meinung und vor dem Forum der literarischen Kritik das Zeugniß der Klassicität erhielten und diesen Stempel tragen. Es sind die berühmtesten Gedichte der berühmtesten Autoren seit Klopstock. Es sind keine Auszüge gegeben worden. Die Dichter aber sind so gewählt, daß es recht wohl möglich ist, wenn der Lehrer will, selbst chronologisch sich folgende Literaturbilder oder nur Andeutungen aus der Geschichte der poetischen Nationalliteratur daran zu knüpfen. Selbstverständlich mußte die dramatische Poesie auf dieser Stufe und in diesem Buche ausgeschlossen werden.

So ist denn das Buch zugleich Styl- und Lesebuch. Die Benutzung desselben und dessen Behandlung denke ich mir aber in folgender Weise:

Als praktische Anleitung zum deutschen Style, als Stylbuch, setzt es, da es für die Mittelklassen bestimmt ist, Manches voraus. Es muß in den untern Klassen der eigentliche grammatische Unterricht, Wort- und Satzlehre, vollendet werden. Eine Anzahl stylistischer Uebungen, Vorbereitungen für schwerere Versuche auf der Mittelstufe, müssen bereits vorgenommen worden sein, als: Reproduktion mündlicher Erzählungen, Nacherzählen der Lesestücke, leichtere Beschreibungen und selbstständige Erzählungen, gewöhnliche Briefe und Geschäftsaufsätze; es sollen vorausgehen Uebungen in Begriffsbestimmung, Sinn-

erklärung und Unterscheidung. Die Mittelstufe des Sprachunterrichts baut sich dann auf dem Vorausgegangenen, der grammatischen Stufe, als die wesentlich stylistische auf, um in die höhere überzugehen. Diese umfaßt dann höhere Stylistik, Poetik, Rhetorik, klassische Lektüre und Literaturgeschichte, und könnte etwa die literarische Stufe des gesammten deutschen Sprachunterrichts genannt werden. Aus dem Gebiete des Styls gehört dieser letzten Stufe unter Einhaltung eines gewissen Maßes der Kreis historischer, literargeschichtlicher und populär-philosophischer Themata zu. Möge aber hier bescheiden dareingegangen werden! Der Mittelstufe nun kommt ausser fleißiger Lektüre zur Kenntniß des Ausdruckes vorherrschend der Aufsatz zu, der im Inhalte mehr produktive, in der Form einfach schöne, in der Durchführung wohlgeordnete. Einen guten Aufsatz zu machen, dahin soll nun durch vorliegendes Buch der Schüler geführt werden. Um dies Ziel zu erreichen, soll von ihm folgender Gebrauch gemacht werden:

Die stylistischen Andeutungen werden mit den Schülern gelesen; dem Lehrer steht frei, erklärende Bemerkungen mäßigen Umfangs beizufügen. Die Schüler sollen Rechenschaft geben darüber, ob sie diese allgemeinsten Stylregeln verstanden haben. Die Aufsätze, d. h. die Musterstücke, werden in der Schule gelesen, gelesen zu stylistischem Zwecke. Daher werden einzelne Worte und Stellen beachtet, erklärt, mit anderem Ausdrucke wiedergegeben, selbst als eigenthümliche Redeweise dem Gedächtnisse eingeprägt und in das Heft eingetragen. Nach der Lesung des Stückes wird der Schüler angeleitet, die Hauptgedanken, d. h. die Mehreres auffassenden Gesichtspunkte, hervorzuheben und ihre Aufeinanderfolge, somit die Gliederung, den Entwurf des ganzen Stücks zu finden. Die Skizze wird mündlich zusammengestellt und kann in das Sprachheft eingetragen werden. Zuletzt kann der Inhalt des ganzen Lesestückes an der Hand der gewonnenen Skizze mündlich und frei wiedergegeben und so ein Nachbild des Gelesenen gewonnen werden. Der Lehrer gibt hierauf ein Thema, das in Bezug auf Inhalt und Ordnung dem Lesestücke ähnlich werden kann. — Man erschrecke nicht an der stylistischen Zerlegung! Es ist hier nicht die Rede von der Lesestunde, nicht die Rede von der Lektüre der Dichtungen; es handelt sich um eine Unterrichtsstunde, in der nicht Ganzes, sondern ein Einzelnes betrachtet werden soll; der Einzelbetrachtung kann nicht immer ausgewichen werden.

Die Skizzen werden gelesen. Der Lehrer kann nach seinem Gutbefinden sie in der Schule auch weiter ausfüllen oder ausfüllen lassen. Bei geschlossenem Buche wird hierauf unter Fragestellung des Lehrers der gelesene Entwurf aus der Erinnerung wiedergegeben. Endlich wird die volle Ausarbeitung als Hausaufgabe gestellt. Auch andere Aufgaben können daran geknüpft werden. Es kann ein ähnliches Thema in ähnlicher Weise mit den Schülern skizzirt werden, um dann Hausaufgabe zu werden; oder es kann nur der Entwurf der Skizze eines ähnlichen Themas über Haus befohlen werden.

Die Stoffe werden gelesen, geordnet, als Aufgaben gegeben. Für ähnliche andere Themata kann in der Schule Material gesucht werden; dieß wird geordnet und über Haus ausgearbeitet.

Die Themata sind gesammelt, auf daß der Lehrer leichtere Mühe habe, passende Aufgaben für Uebung und häusliche Beschäftigung der Schüler zu finden.

Die Gedichte werden gelesen, nacherzählt und der schriftlichen Umwandlung in schöne und klare Prosa übergeben. Auf nachahmungsfähige Ausdrücke wird hingewiesen; eine Gliederung der Gedichte aber unterbleibt.

Es kann hier auf Vorschriften über Correktur der Aufgaben und ihre Revision vor und mit den Schülern nicht näher eingegangen werden. Nur wenige Andeutungen seien gestattet. Der Lehrer corrigire genauest! Er verbessere nur den Fehler selbst, der nicht vom Schüler gefunden werden kann. Er gebe eine allgemeine Kritik aller Aufsätze, deute die am häufigsten vorkommenden und die größten Fehler an! Er erlaube den Schülern, ihn über ihre Fehler, die sie nicht selbst fanden, zu befragen! Alles übrige sei dem Lehrer, den nie ein Lehrmittel strenge binden darf, selbst überlassen.

Bei solchem Gebrauche des vorliegenden Buches, bei einer Methode, welche die gerechte Forderung jeder methodischen Richtung berücksichtigt, und wobei unter Begleitung weniger Regeln stylistisch Gewähltes und Geordnetes gelesen und daran sich geübt wird, muß ein Nutzen erzielt werden; und da der Lehrer stets ein Objektives, die Musterstücke, Skizzen u. s. f. vor sich hat, so wird Schwanken und Rathen beendigt, ohne daß eine unwürdige Bindung des Lehrers, oder Mechanismus, Platz fände.

Es wird aber zugleich auch ein wirkliches Lesebuch geboten. Diesen Zweck erreichen die Musterstücke und die Dichtungen, Prosa und Poesie. Es sind der gewählten Stücke beider Art so viele, daß eine hinreichende Zahl auch für die besondere Lektüre geboten ist. Man braucht es im Jahr an Prosa und Poesie zusammen nicht über 50 Nummern zu bringen; somit ist die Gelegenheit gegeben, einen Theil der enthaltenen Stücke für Lektüre, einen andern für stylistische Betrachtung und Uebung auszuscheiden. Es kann übrigens dasselbe Stück in einer Stunde als Lesestoff, in einer andern als stylistisches Uebungsfeld gebraucht werden. Auch hierin ist der Lehrer frei. Es soll hier, wo nur von der stylistischen Bildung der Schüler die Rede ist, auch nicht näher ausgeführt werden, wie er das vorliegende Buch als Lesebuch zu behandeln habe. Es ist dieß eine andere Frage. Nur diese will angedeutet werden, daß in der dritten, resp. vierten Klasse mancher Schule noch grammatikalische Ergänzungen und Erinnerungen am Platze sein werden, die sich am Füglichsten an die Prosalektüre anknüpfen; daß das Wesentliche von den Dichtungsarten und Formen der vierten, resp. fünften Klasse zugehören wird, und daß der mündliche Vortrag der Gedichte, die Deklamation, sich an die Lesestunden anzuschließen habe. Da alles Uebrige der stylistischen Betrachtung übergeben ist, so entspringt ein weiterer großer Vortheil aus der Benützung dieses Buches, nämlich der, daß die Lesestunden sich nicht viel mit Einzelbetrachtung zu beschäftigen haben, daß ohne große Unterbrechung die Stücke gelesen werden können, und so der Totaleindruck des Schönen ganz und ungebrochen genossen wird. Das in allen Stunden aufgehaltene, zerstückelnde Lesen hemmt Genuß, Freude, Nutzen. Ein Anderes ist es, wenn gelesen wird um des Einzelnen willen, um des Ausdruckes, der Ordnung, der Verbindungen wegen. Ich denke mir übrigens wenigstens vier Sprachstunden und von diesen zwei für Lektüre, zwei für stylistische Betrachtung ausgeschieden.

So trägt denn das Buch die Fähigkeit in sich, in allen Anstalten gebraucht zu werden, sowohl in denen, wo in etwa schon herkömmlicher Weise so gelesen wird, daß dem Lehrer frei gegeben ist, ungeschieden bald grammatische, bald stylistische, bald aber auch sachliche Bemerkungen nach seiner Weise anzuknüpfen, als auch in solchen, in denen die stylistische Bildung der Schüler, ihre Anleitung zu richtigem und schönem Ausdrucke der Gedanken, in besonderer Weise besorgt werden will.

So viel über das Buch als Schulbuch. Es ist aber ganz und gar auch für den Privatgebrauch geeignet; es ist für die Selbstbildung im Styl geradezu auch bestimmt, und hierin möchte es eine oft gefühlte Lücke ausfüllen. Mancher möchte nach dem Austritte aus einer Primar- oder Sekundarschule, aus unteren Real- oder Gymnasialklassen, sich weiter bilden; Mancher möchte in den Ferien, in freier Zeit überhaupt, die Lücken, die er in sich fühlt, ausfüllen; mancher Schüler oberer Klassen wird angehalten, sich neben der Schule noch mehr in Ausdruck und Ordnung zu befestigen; mancher Jüngling, manche Jungfrau hat die besondere Lust, fühlt den besondern Drang, in ihrer Muttersprache jene Stufe zu erringen, welche die heutige Bildung fordert. Ihnen Allen kommt das Buch entgegen. Die Benützung aber bei Selbststudium ist eine überaus einfache. Sie besteht einerseits in Lesung, anderseits in freier Uebung.

Man lese das Buch in derselben Ordnung, wie es geschrieben ist, langsam, aufmerksam, namentlich die stylischen Andeutungen, die Musterstücke und die Skizzen. Die einfachen, wenigen Stylregeln geben Ziel und Sicherheit; die Musterstücke geben stylistisches Gefühl für Abrundung, Verbindung, Uebergang, geben Kenntniß des Ausdrucks, Erinnerung an grammatikalische Regeln und Orthographie; die Skizzen prägen von selbst Sinn für Aufeinanderfolge und Ordnung ein. Die Lektüre der Gedichte gibt namentlich Bild des schönen Gedankens und Ausdruckes. Es wird der Zweck der Fortbildung und Befestigung dem Wesen nach durch solches L e s e n allein schon erreicht. Das Buch ist für Selbststudium ein eigentliches stylistisches Lesebuch. Es kann aber, wenn Zeit und eine glückliche Bekanntschaft dem Lesenden zur Seite stehen, auch die U e b u n g im Buche ihr Feld finden. Man lese das Musterstück, lege das Buch zur Seite und gehe daran, dasselbe Thema selbst zu bearbeiten. Ist dies geschehen, so vergleiche man seine Arbeit mit dem Gelesenen! So ist man sein eigener Schüler und Lehrer! — Man lese die Skizze und arbeite sie dann aus! Man lese die Stoffe und verwandle sie in einen wohlgeordneten Aufsatz! Man mache sich an eine der gesammelten Aufgaben! In letztern drei Fällen, namentlich im vorletzten und letzten, wird freilich die Bemühung nur dann ersprießlich sein, wenn ein geübterer Freund den Dienst der Correktur übernimmt; aber wer wird einen fleißigen Jüngling nicht gerne hierin unterstützen? Doch auch hierin bietet das Buch einen Ausweg zu freier und eigener Uebung. Man lese die Ueberschrift der Musteraufsätze ohne ihren Text, lege das Buch zur Seite und gehe an eigene Bearbeitung des Themas; nach Vollendung der eigenen Arbeit vergleiche man sie mit dem Buche. Ueber Gediegenheit des Inhalts und Anordnung des Stoffes wird man auch so eigener Richter und Lehrer sein können. Doch wird, ich wiederhole es, durch bloße Lektüre des Buches

der Zweck dem Wesen nach erreicht. Das Buch sei daher namentlich der erwachsenen Jugend, die keine Schule mehr besucht, empfohlen!

Ich danke den Männern, deren Schriften ich, wie es bei solchen Werken nicht anders möglich ist, benützte, gestatte hingegen Jedermann, die Früchte meiner eigenen Bemühung sich nach Lust und Lieb' zu nehmen.

I.

Kurze Andeutungen über den Styl.

Aufsatz.
Arten der Aufsätze.
Bedingungen des Aufsatzes.
Eigenschaften des Styls.
Andeutungen zu einzelnen Aufsatzarten.

Kurze Andeutungen über den Styl.

(Für Schüler.)

Der ganze Sprachunterricht im Deutschen für die unteren und Mittelstufen besteht aus zwei Theilen, nämlich aus der Sprachlehre oder Grammatik, und aus der Aufsatzlehre oder Stylistik. Die Sprachlehre lehrt Folgendes: sie zeigt die Bestandtheile des Wortes, die Laute und Silben; sie zeigt die Abstammung und Bildung der Wörter; sie lehrt die Bedeutung der Wörter und ihre daraus hervorgehenden Klassen; sie zeigt die Beugung und Veränderung derselben; sie lehrt die Verbindung der Wörter zu Sätzen und die verschiedenen Arten der Sätze; sie zeigt auch Schreibung und Aussprache. Dieß Alles kann Jemand genau wissen, aber er kann sich deßhalb noch nicht über einen Gegenstand umfassend, geordnet, richtig und schön, sei es mündlich oder schriftlich, ausdrücken; er kann noch keinen Aufsatz machen. Für die Schule fallen Aufsatz und Styl zusammen; ihr ist Styl, worunter man sonst den Gedankenausdruck überhaupt versteht, der Gedankenausdruck im Aufsatze.

Es ist daher noch ein eigener Unterricht nothwendig, der den jungen Menschen lehrt, wie er über einen bestimmten Gegenstand Gedanken finden und diese Gedanken in rechter Weise ausdrücken kann, sei es in mündlicher oder schriftlicher Rede. Dieß lehrt die Aufsatzlehre oder Stylistik. Ihr Gegenstand ist der Aufsatz, wie jener der Grammatik im Grunde der Satz ist. Für die Schule ergibt sich nun das hierin nothwendig zu Wissende aus der Beantwortung folgender Fragen:

I. Was ist ein Aufsatz?
II. Welches sind die verschiedenen Arten von Aufsätzen?
III. Welches sind die Bedingungen, unter denen ein guter Aufsatz entstehen kann?
IV. Welche Eigenschaften soll ein Aufsatz haben?
V. Was ist bei den einzelnen Arten von Aufsätzen im Besondern zu bemerken?

I. Der Aufsatz.

Unter einem Aufsatze versteht man den inhaltreichen, geordneten, richtigen und schönen Ausdruck unserer Gedanken und Empfindungen über einen bestimmten Gegenstand in ungebundener oder freier Rede (Prosa).

Auch der mündliche Ausdruck unserer Gedanken, der umfassende, zusammenhängende, ist ein Aufsatz. Nur die eigentliche Rede, sei es die religiöse oder profane, gehört einem andern Gebiete an, dem der Beredsamkeit (Rhetorik im engern Sinne).

Ein Aufsatz muß Inhalt haben, wahren und ausreichenden, oder er ist bloßes Geschwätz ohne Gehalt. Der Inhalt macht die Arbeit materiell gut.

Der Aufsatz muß wohlgeordnet oder zusammenhängend sein, d. h. es muß in der Darstellung unserer Gedanken eine bestimmte Ordnung und Aufeinanderfolge sein, und die verschiedenen Theile eines Aufsatzes müssen sich gut in einander fügen. Man muß von einem Punkte wohl überdacht ausgehen, man muß dann seine Gedanken über die eigentliche Sache darlegen und endlich in bündiger Weise abschließen.

Die Richtigkeit oder Correktheit einer Arbeit liegt in ihrer Uebereinstimmung mit der Sprache der Gebildeten, dem einfachen Schriftdeutsch, in Bezug auf Form der Worte und Sätze und auf den Ausdruck des Gedankens.

Die Schönheit der Darstellung entsteht aus der Ergriffenheit des Gefühles, der daraus hervorgehenden Lebendigkeit der Sprache und aus jenem höheren Schmucke der Rede, der über der Einfachheit liegt und gerade in der deutschen Sprache besonders möglich ist.

Ein Aufsatz enthält Gedanken und Empfindungen. Unter Gedanken versteht man die Wahrheiten, Ansichten und Meinungen über einen Gegenstand; unter Empfindungen die innern Regungen und Gefühle (der Liebe und des Hasses), die ein Gegenstand in uns hervorbringt. So wird ein Aufsatz über den Nutzen der Gewässer mehr Gedanken enthalten, ein Aufsatz aber über die Schönheit des gestirnten Himmels mehr Empfindungen. Im ersten Falle wird man mehr mit dem Verstande, im zweiten mehr mit dem Herzen und Gemüthe arbeiten.

Eine stylistische Arbeit muß einen bestimmten Gegenstand haben, der klar ausgedrückt ist, und zwar nur einen, nicht mehr.

Dem Aufsatze eignet die ungebundene Rede, die Prosa; drücken wir unsere Gedanken und Empfindungen in gebundener Rede aus, so entsteht ein Gedicht.

II. Die Arten der Aufsätze.

Es gibt verschiedene Arten der Aufsätze. Der Schüler merke sich folgende:

1.) Es gibt einfache, elementare. Sie handeln über Stoffe, die entweder dem Schüler auf gewissen Unterrichtsstufen oder auch dem Manne von nur allgemeiner Bildung zu-

gängig sind. Ihre Sprache ist die nichtpoetische Prosa. Es gibt aber auch wissenschaftliche oder gelehrte Aufsätze. Es sind dieß gelehrte Abhandlungen aus spezifisch wissenschaftlichen Fächern; ihre Sprache ist die der strengen Wissenschaft. Wer Jean Paul kennt, weiß, daß es auch eine poetische Prosa gibt. Die Schule hat es auf Mittelstufen nur mit den Arbeiten erster Art zu thun.

Noch wichtiger ist folgende Unterscheidung. Der Schreibende kann sich zur Aufgabe machen, Gegenstände oder Thatsachen nur darzustellen, wie sie vor ihn treten. Er verhält sich dabei objektiv, d. h. er gibt sich an den Gegenstand hin, läßt ihn vorherrschen, und sucht ihn in seinem eigenen Bestande oder Verlaufe treu wiederzugeben. Ist es ein Gegenstand nach seinem ruhigen Bestande, so beschreibt er; ist es eine Thatsache, so erzählt er. Es gibt somit Beschreibungen und Erzählungen. Die Thatsache ist Leben, Bewegung und hebt nicht die kleine Einzelheit hervor; sie ist darum leichter darzustellen, als der bis in die Einzelheit hinein zu beschreibende Gegenstand; es geht darum mit Recht in der Schule die Erzählung der oft sehr schwierigen Beschreibung voraus. — Dem Schreibenden kann aber auch die Aufgabe werden, seine eigene Anschauung über Gegenstände verschiedener Art, ob ruhende, ob thätige, ob sichtbare, ob gedachte, ob Stoffe, ob Eigenschaften, auszusprechen; er soll auf Grundlage eigener Kenntniß und eigener Ueberlegung über sie handeln, abhandeln. Oder auch die Aufgabe, über Dinge derselben verschiedenen Art seine Liebe, wie seinen Haß unmittelbar, so, wie diese Gefühle in ihm leben, auszusprechen; er soll mit lebendiger Farbe, aus vollem Herzen reden, schildern. In beiden Fällen verhält der Stylist sich subjektiv, d. h. sein eigener Verstand oder sein eigenes Herz ist hier Meister. Wohl muß er die Gegenstände fest betrachten, an sie sich halten, daß er nicht in Phantasieen sich verirre; allein es handelt sich hier nicht um ein bloßes Wiedergeben, Zeichnen, sondern um ein Urtheilen und Lieben oder Hassen. Der urtheilende Aufsatz ist die Abhandlung, der fühlende ist die Schilderung. Für die Schule geht die Schilderung der Abhandlung voraus, da die pädagogische Erfahrung lehrt, daß der Jüngling eher liebt und haßt und den Ausdruck dafür findet, als er strenge und besonnen urtheilt, unterscheidet und begründet.

Diese Viertheilung harmonirt in recht glücklicher Weise mit einer Eintheilung der Poesie in episch-dramatische, beschreibende, lyrische und didaktische Dichtung.

Die Benennungen: Briefe, Gespräche, Betrachtungen, Geschäftsaufsätze rc. geben keine besondern Arten von Aufsätzen. Sie sind nur Formen ein und derselben Art stylistischer Produkte. So kann ein Brief beschreiben, erzählen, schildern, abhandeln. So ist ein Geschäftsaufsatz nur eine in besonderem Verhältniß sich ergebende Beschreibung, Erzählung, Beweisführung. Die Hauptunterscheidung der Aufsätze ist die angegebene viertheilige.

III. Die Bedingungen des Aufsatzes.

Die Bedingungen, unter denen eine stylistische Arbeit, ein Aufsatz, gut wird, sind fünf. Es muß vor Allem ein geeignetes Thema gegeben sein. Ueber das Thema ist

wahrer, passender und ausreichender Stoff zu suchen. Für den gefundenen Stoff muß die Ordnung vorgedacht und festgesetzt werden, in der er niedergelegt, ausgesprochen werden will. Nach diesem Plane muß dann die eigentliche Ausarbeitung des Themas, die Darstellung des Ganzen, in rechter Verbindung, rechtem Ausdrucke und richtiger grammatischer Form geschehen. Dabei muß vom Schüler gefordert werden, daß der geschriebene Aufsatz auch in seiner äussern Erscheinung, der äußern Form, untadelhaft sei, d. h. daß er schön geschrieben und orthographisch rein sei.

1. Vom Thema.

Unter Thema versteht man die Angabe des Gegenstandes, oder den Gegenstand selbst, über welchen geschrieben werden soll.

Man unterscheidet gegebene Themata, wie sie namentlich die Schule stellt, und freie Themata, die sich Jemand selbst wählt. Die Themata sind ferner entweder ganz bestimmt gegeben, so daß sie mit ihrem Wortlaute dem Wesen nach schon klar sind, — wie: über die Folgen des jugendlichen Leichtsinnes; oder sie sind so beschaffen, daß ihr Sinn noch verhüllt ist und erst gefunden werden muß, wie: über den Spruch Solons: „Niemand ist glücklich vor seinem Tode," oder über das Sprüchwort: „Was eine Nessel werden will, brennt bei Zeiten." Es wird sich in diesen Fällen der eigentliche Gegenstand für die stylistische Arbeit erst im Verfolge darlegen; erst durch Nachdenken wird sich ergeben, daß die Aufgabe gestellt ist, im ersten Falle von der Vergänglichkeit der irdischen Güter, im zweiten von der Pflicht guter Benützung der Jugendzeit zu sprechen.

Ob aber das Thema gegeben oder gewählt, bestimmt oder unbestimmt sei, so sei es immer ein geeignetes. Es sei aus dem Wissens- und Gefühlskreise des Schülers; es hebe ihn, aber nicht in die Luft; es wecke ihn und treibe ihn, aber nicht zu frühreifem Urtheilen und Sichentscheiden! Es ist zwar ein strenger Stufengang, wie er in andern Lehrgegenständen herrscht, hier unmöglich; allein es kann durch ruhige Ueberlegung stets gefunden werden, was sich für Schüler einer gewissen Stufe eignet, und was nicht.

2. Vom Stoffe.

Ist das Thema gegeben, so braucht der Schreibende Gedanken hierüber oder einen Stoff. Er wird ihn durch ein rechtes Verfahren gewinnen.

Man suche vor Allem das Thema recht zu verstehen und zu erkennen, was denn im gegebenen Falle gesagt werden soll. Es ist dieß der Inhalt und Umfang desselben. Beides kann, wenn die Schule nicht etwa durch Besprechung vorgearbeitet hat, nur durch ruhige Ueberlegung der gestellten Aufgabe gefunden werden. Das Thema wäre: über die wahren Vergnügungen. Der Schüler wird bei fester Betrachtung des Themas finden, daß er über alle wahren und höhern Freuden des Menschen im Gegensatze zu den falschen und schädlichen Vergnügungen sprechen soll, daß er sie angeben, näher beschreiben und ihren Werth, der in ihrem Nutzen liegt, erörtern soll. (Wir verzichten auf die

Angabe logischer Regeln, weisen aber auf die Musterstücke, Skizzen und „Stoffe" des Buches hin, aus deren Lektüre der Schüler bei Vergleichung derselben mit dem Wortlaute ihrer Themata am besten ersieht, was in einem Thema liegt.)

Ist das Thema verstanden, so frage man sich, was man über den Gegenstand aus sich selbst zu sagen wisse. Man stelle den Gegenstand vor das geistige Auge, schaue ihn an! Ihm stets in's Auge blickend, mache man ihn zum Vorwurfe ruhigen Nachdenkens und Ueberlegens. Verstand und Herz werden auf Grund unmittelbaren Betrachtens belebt werden, und von selbst Gedanken und Empfindungen hervorbringen. (Wir legen allen Nachdruck auf solche feste Anschauung der Dinge in Verbindung mit einem stillen, durch nichts gestörten Nachdenken.) Vorausgegangener Unterricht in Naturgeschichte, Geschichte, Religion und andern Lehrzweigen wird von selbst Stoff bringen; er wird sich vermehren durch Erinnerungen aus dem eigenen Leben und durch selbst gemachte Erfahrungen. Die letztgenannten Quellen, Unterricht, Erinnerung und Erfahrung werden schon bei der anschauenden Betrachtung fließen; wenn nicht, so befrage man sie im Besondern, nachdem die erste Arbeit, jene Anschauung und Ueberlegung, geschehen ist. Die Aufgabe wäre zum Beispiele: Von den Folgen des jugendlichen Leichtsinnes. Die Anschauung wird den Leichtsinnigen und sein Treiben, — aber auch das Geschick eines bestimmten Leichtsinnigen, von dem (der Schüler) gehört oder gesehen, vor Augen führen. Das Nachdenken wird das Unwürdige leichtsinnigen Treibens, den Schaden, der sogleich auf dem Fuße mitfolgt, und das Schreckliche der spätern Folgen erkennen; es wird das Bild des Unglücklichen und seines Unglückes ergänzen, vervollständigen, abrunden. (Der Schüler) wird aber dann auch der Ermahnungen seiner eigenen Eltern und Lehrer sich erinnern; er wird gelesener Beispiele oder Erzählungen gedenken; er wird aus eigener Erfahrung vielleicht wissen, wie ein leichtsinnig verlebter Tag schmerzt oder wie ein leichtsinniger Streich bittere Folgen bringt. All diese geistige Thätigkeit, nicht durch logische Kategorien gefesselt, sondern mit eigener Kraft am Gegenstande sich bewegend, wird Stoff geben, und einen Stoff, der wahres Eigenthum ist.

Wir fordern, daß der Jüngling Eigenes gebe! Damit ist nicht ausgeschlossen, daß er in der rechten Weise auch Fremdes sich aneigne. Er wird dem nicht entgehen können, denn er wird meistentheils finden, daß die eigene Kraft nicht ausreicht. Er wird sich um weitern Stoff umschauen müssen. Er thue dieß furchtlos, nachdem er der eben beschriebenen Pflicht nachgekommen. Aber ja erst dann, nachdem er ihr gewissenhaft nachgekommen ist. Dann aber suche, wähle, nehme, benütze er, was sich ihm bietet. Er lese Ganzes oder brauchbare Theilstücke; er merke vor zum Citiren und Abschreiben, wobei er dann nur offen bekenne, woher er genommen. Wird die Arbeit im Ganzen, in Grundanschauung und, wie noch gesagt werden wird, im Plane Eigenthum des Schreibenden, so steht dem nichts entgegen, daß er sich anderwärts zu belehren sucht. Er wird so seine Arbeit vervollkommnen, ergänzen und würzen. Die Mittel aber, die ihm zu Gebote stehen, sind Bücher, seien es Schriften über bestimmte Fächer, wie z. B. Geschichtswerke, oder seien es Schriften, die der Sprachbildung näher stehen, wie Auszüge aus den deutschen Prosaikern, Lesebücher oder gar Sammlungen von Musteraufsätzen. Wesentliche Dienste würde

hier ein gut angelegtes Tagebuch der Lektüre leisten. Wir empfehlen Jünglingen die Anlegung eines solchen eindringlichst und bitten nur Lehrer und Erzieher, den jungen Leuten dabei an die Hand zu gehen.

All dieß nun, was der Schüler, sei es in eigener Anschauung und Betrachtung oder in Benutzung ausser ihm liegender Quellen fand, das schreibe er sich in derselben Ordnung, in der er es fand, in kurzen, bündigen Sätzen, bei jedem neuen Gedanken von vorne beginnend, nieder. Es ist noch nicht der Aufsatz und soll es noch nicht sein; es ist aber ein reiches, brauchbares Material für denselben, es sind die Steine zum Baue, die ihn geben werden, es ist der Stoff, der nun seiner Ordnung entgegensieht. Der Weg ist mühsam, aber sicher. (Auch ist hier zum Anfänger im Style gesprochen.)

3. Von der Ordnung des Stoffes (Gliederung, Plan, Disposition).

Der gefundene und vorgemerkte Stoff muß geordnet werden, ehe an die wirkliche Ausführung des Ganzen, die Fertigung des Aufsatzes, gegangen wird. Und auch diese Ordnung muß geschrieben werden, so daß ein übersichtlicher Plan des Aufsatzes entsteht. Man nennt diesen dann eine Skizze.

Es gibt nun aber eine doppelte Gliederung, eine natürliche, freie, und eine mehr künstliche, strenge. Von einer nach einem bestimmten Schema noch mehr gebundenen Ordnung, die selbst eine genaue Anzahl von Gesichtspunkten für die Behandlung vorschreibt, wie die sogenannte Chrienform, sehen wir vollständig ab, da wir die Sache für veraltet und unnützlich halten.

Die natürliche Ordnung des Stoffes besteht darin, daß man die Hauptpunkte eines Themas (den gefundenen Stoff) in derjenigen Reihenfolge ausführt, wie sie dem gesunden Menschenverstande entspricht. Darüber lassen sich keine besondern Regeln geben; nur eine werde ausgesprochen, die: man frage sich um eine Ordnung, suche, überlege eine solche! Der Verstand hat in sich die Kraft, hierauf Antwort zu geben. Der oft in Arbeiten vorkommende Mangel an Ordnung kommt nur vom Mangel an Denken wollen, an ruhiger, Ordnung suchender Ueberlegung. Wer Ordnung will, wird eine solche finden. Unterstützt wird der angeborene Ordnungssinn werden durch die langsame Lesung von Skizzen: auch wird das, was noch für die strengere Form gesagt werden wird, hier nützen. Klarer wird die Sache ein Beispiel machen. Es sei das Thema gegeben: Die wahren Vergnügungen. Die Betrachtung des gegebenen Satzes wird dem Schreibenden an die Hand gegeben haben, etwas zum Lobe der wahren und heilsamen Unterhaltungen sagen zu sollen. Und wir nehmen an, er hätte folgende Freuden gefunden und in folgender Aufeinanderfolge sich verzeichnet: Betrachtung der Natur — Besuch von Freunden — Umgang mit tüchtigen Männern — Lektüre von Büchern — Besuch anständiger Gasthäuser — Musikalische Uebungen — Reisen — Spiele besserer Art. Wählt man nun für den Aufsatz die freiere Ordnung, so handelt es sich hauptsächlich nur um die verständige Aufeinanderfolge der genannten acht Punkte. Es liegt nahe, zunächst von der Lektüre zu sprechen. Mit ihr ist musikalische Uebung

verwandt. Beide Freuden genießt der Mensch meist allein und in der Stille seines Hauses. Diese Anschauung führt ihn zu den Freuden ausser dem Hause, in der Natur, zu Spaziergang und Reise. Er wird aber dann auf jene Vergnügungen kommen, welche mit Menschen genossen werden, sei es, daß diese Erholungen tiefern oder höhern Ranges sind. Der einfache Verstand wird aber von selbst finden, daß er nicht mit der Thüre in das Haus fallen dürfe; er wird einen gewissen Ausgangspunkt zu seiner Arbeit, einen Anfang suchen, von dem aus er aber rasch zur Hauptsache übergehen wird. Ebenso wird es ihn zu einer gewissen Abrundung, zu einem Abschluß drängen, den er der Durchführung seiner Hauptpunkte anfügen wird. Und so wird sich etwa folgende Skizze wie von selbst ergeben, die, wie jede, der Schüler niederschreibe, ehe er an die Ausarbeitung geht:

Die wahren Vergnügungen.

1. Die Jugend erlaubt sich viele Vergnügungen, die später üble Folgen bringen. Gibt es keine Freuden, die gut sind und wahrhafte Erholungen des Menschen? Es gibt solche und sogar zahlreiche.
2. Die Lektüre, angenehme und gute, unterhält, belehrt. (Nur sei man vorsichtig!)
3. Musikalische Uebungen erfreuen durch Fortschritte, bilden das Herz und empfehlen.
4. Die Betrachtung der Natur und der Aufenthalt in ihr hebt den Geist zur Höhe und stärkt den Körper.
5. Die Reisen geben Kenntnisse, gewähren Erfahrung, machen Kummer vergessen. (Vorzüglich vermögen dieß die Wanderungen zu Fuß.)
6. Spiele, gut gewählte, geben nöthige Abwechslung und Zerstreuung; erfreuen, ohne den Geist ganz unthätig werden zu lassen. (Aber Vorsicht!)
7. Der Besuch von anständigen ~~Gasthäusern~~, der maßhaltende und gut wählende, gibt erlaubtes Vergnügen, Bekanntschaft mit Zeitereignissen und mit Menschen. (Doch wehe dem Leichtsinnigen!)
8. Umgang mit Freunden, Besuch derselben, gibt uns Lust an Menschen, angenehme Stunden, nützliche Mittheilungen.
9. Der Umgang mit vorzüglichen Männern belehrt, führt recht, hebt und ehrt.
10. Diese Freuden, Jüngling, suche! Meide vorzüglich, was deiner Gesundheit und der Reinheit deiner Seele schaden könnte!

Die künstliche, mehr gebundene Gliederung eines Aufsatzes besteht darin, daß man mit Absicht nicht sogleich mit den Hauptpunkten des Aufsatzes anfängt, sondern mit einem Gegenstande, der mit dem Thema verwandt ist und von dem man erst auf die Hauptpunkte übergeht, oder daß man einen wohl berechneten **Eingang** macht. Nach dem Eingange kommt erst die eigentliche Ausarbeitung der aufgefundenen Hauptpunkte, die man jedoch in zwei, drei, höchstens vier Gruppen zusammenstellt, welche dann die Haupttheile des eigentlichen Kernes der Arbeit ausmachen. Man nennt dieß die **Durchführung**, und in dieser liegt die eigentliche Ausführung, Lösung des Themas. Ist dieß geschehen, so endet hiemit der Aufsatz noch nicht, sondern man fügt noch irgend Geeignetes, was die Arbeit abrundet und abschließt, gewöhnlich eine Folgerung aus dem Ganzen, eine Anwendung,

daran, und dieß nennt man den Schluß, der als besonders beabsichtigt bei der andern Art zu disponiren, bei der freiern, fehlen darf, sobald der letzte der besprochenen Hauptpunkte so dargestellt wird, daß er mit sich selbst das Ganze gut abschließt. Bei der strengeren Weise sind die genannten drei Theile Absicht und Berechnung; ein strenge geordneter Aufsatz hat stets die drei Theile: Eingang, Durchführung und Schluß.

Das Verfahren des Schülers wird sich hiebei in folgender Weise gestalten. Aus dem Verständnisse des Themas und dem vorausgegangenen Nachdenken und Suchen liegt ihm ausreichendes Material vor. Er werfe nun vor Allem seine Aufmerksamkeit auf alle jene Gedanken, die in unmittelbarem Bezuge zu seinem Thema stehen, dasselbe eben erfüllend; nicht frage er vor Allem, womit beginnen? Betrachtet er seinen Stoff sich näher, so wird er finden, daß es höhere Gesichtspunkte gibt, unter die sein Einzelnes gestellt werden kann, Gattungen, unter welche seine Stoffe als Arten gedacht werden können; einzelne Umfassungen, in welche seine Gedanken reihenweise sich fügen. Solcher Ueberordnungen wähle er sich zwei, drei, höchstens vier, stelle von seinem Materiale das Passende unter dieselben, und auch dieß in verständiger Ordnung, und erkenne hierin die Vorschrift, nach der er dann den Aufsatz auszuführen haben wird. Er schreibe dieß nieder; es gibt den sichern Plan der späteren eigentlichen Durchführung oder des zweiten Theiles im Aufsatze. Und nun erst frage er sich: Wie beginnen? Wir geben ihm die allgemeine Anweisung: Suche einen Gedanken, der mit dem Inhalte der nun beabsichtigten Durchführung verwandt ist, so daß es möglich ist, in leichter, ungezwungener Weise zum Haupttheile zu gelangen. Von andern Regeln, wie etwa über Ausgang, Uebergang und Exposition des Thema's, kann Umgang genommen werden; dagegen aber wollen wir dem Schüler einige Andeutungen über die Wahl passender Eingänge geben. Zu Eingängen eignet sich die Begriffsbestimmung des Gegenstandes nebst seiner Unterscheidung von ähnlichen Dingen, — die Besprechung des Allgemeinen, zu dem sich der Gegenstand des Aufsatzes wie eine Art verhält, — die Berührung eines Besonderen, das in dem Thema liegt, und zu welchem sich dieß wie ein Allgemeines verhält, — die Darstellung eines Gegenstandes, welcher dem gegebenen ähnlich ist, — die Besprechung des Gegentheiles, — die Anführung einer selbstgemachten Beobachtung oder Erfahrung in der vorliegenden Sache, — die Erzählung einer geschichtlichen Thatsache, welche zum Thema sich eignet, — die Anführung und Erklärung eines berühmten Spruches, sei es aus heiliger oder profaner Quelle, der zur Aufgabe in Uebereinstimmung steht. Wenig eignen sich dagegen Eingänge, welche von den besondern Verhältnissen des Schreibenden selbst genommen sind. Zum Verständnisse wollen wir dem Schüler einige Beispiele vorlegen.

Thema: Von der Demuth. Eingang. (Begriffsbestimmung.) Was ist Demuth? was ist sie nicht?

" Vom Leichtsinn in der Jugend. E. (Vom Allgemeinen auf das Besondere.) Die Fehler der Jugend überhaupt.

" Der Nutzen der Thiere. E. (Vom Besonderen zum Allgemeinen.) Der Nutzen des Pferdes.

Thema: Von der Ehrfurcht gegen das Alter. E. (Aehnliches.) Ehrfurcht gegen die Eltern.
" Die Früchte der Sparsamkeit. E. (Gegentheil.) Die Folgen der Verschwendung.
" Die Eisenbahnen. E. (Erfahrung.) Der Jubel bei Eröffnung einer Eisenbahn.
" Von der Vaterlandsliebe. E. (Geschichte.) Winkelried.
" Vergänglichkeit der Dinge. E. (Spruch.) Eccles. 1, 2.
" Der Zug der Juden durch die Wüste ein Bild unseres Lebens. E. (Persönliche Umstände.) Jugend und Schwäche des Schreibenden nebst Bitte um Entschuldigung.

Den gewählten Eingang notire der Schüler unter den Entwurf seiner Durchführung. Und noch gehe er nicht an die Ausführung, die Niederschreibung seines Aufsatzes. Er besinne sich erst über den Schluß seiner Arbeit. Auch hierüber geben wir eine allgemeine Regel: Man ziehe aus dem Gesagten irgend eine Folgerung! Doch gibt es noch andere Weisen des Abschließens. Wir empfehlen mit obiger Hauptregel folgende Schlüsse: Die Folgerung von Lebensregeln aus dem Gesagten — die Beziehung des Inhalts auf ganz besondere Verhältnisse — die kurze Wiederholung des Ganzen — die weitere Ausführung eines in der Durchführung nur anzudeutenden Gedankens — die Ausführung eines in der Durchführung gänzlich verschwiegenen, dem Gegenstande nahestehenden Gedankens — die Mittheilung einer eigenen Erfahrung in der Sache — Berufung auf eine geschichtliche Thatsache — die Wiederlegung von möglichen Einwendungen. Auch hierüber wollen wir einige Beispiele anfügen:

Thema: Vergänglichkeit der irdischen Dinge. Schluß. (Lehre.) Strebe nach geistigen Gütern!
" Vom rechten Lesen. Sch. (Besondere Anwendung.) Lies Christoph Schmid's Jugendschriften!
" „Trau, schau, wem!" Sch. (Wiederholung.) Man habe Vertrauen; aber man sei vorsichtig!
" Von den wahren Vergnügungen. Sch. (Nähere Ausführung einer Andeutung.) Nutzen der Fußreißen!
" Von der Trunkenheit. Sch. (Nichtbesprochenes.) Die Quellen des Lasters der Trunkenheit.
" Vom Lügen. Sch. (Erfahrung.) Geschichte eines dem Schreibenden bekannten Verbrechers.
" Pflicht eigener Fortbildung. Sch. (Geschichte.) Franklin.
" Lob der Freundschaft. Sch. (Widerlegung der Einwürfe.) Vertheidigung wider die furchtsamen Moralisten und herzlosen Stolzen.

Nachdem nun der Schüler auch den von ihm gewählten Schluß in kurzen Worten zu seinem begonnenen Plane der Durchführung und des Einganges geschrieben hat, ist er im Besitze einer vollkommenen Disposition oder Skizze seines Aufsatzes, nach der er un-

gehemmt und sicher arbeiten kann. Wir fügen der Klarheit wegen die Disposition des oben gewählten Thema's in strengerer Form an.

Die wahren Vergnügungen.

2. Durchführung.

I. Von den Vergnügungen, welche das leibliche Wohl des Menschen befördern.
   1. Spaziergänge im Freien.
   2. Turnen.
   3. Spiele im Freien.

II. Von den Vergnügungen, die dem Geiste nützlich sind.
   1. Lektüre.
   2. Umgang mit Männern.
   3. Reisen.

III. Von den Vergnügungen, welche das Gemüth veredeln können.
   1. Pflege der Musik.
   2. Freundschaft.
   3. Heitere und edle Gesellschaft.

1. Eingang. Man macht die Erfahrung, daß vielfach falsche Vergnügungen gesucht werden, die mannigfaltigen Schaden bringen. Gibt es keine guten und nützlichen?

3. Schluß. So empfängt der Geist Erholung und ist die Zeit, die kostbare, dennoch gewonnen. Wie? — Wie will ich es in Zukunft halten?

Zu unseren Andeutungen über die Ordnung des Stoffes wollen wir ein Doppeltes noch bemerken. Wir fordern genaue und fleißige Disposition von der Jugend; denn ihr tritt der Stoff nicht schon geordnet vor die Seele. Ein Anderes ist es mit geübten Stylisten. Wer nach vieljähriger Uebung und bei glücklicher logischer Anlage den Inhalt eines gegebenen Thema's zugleich mit seiner ureigenen Ordnung anschaut, den möge die Regel nicht weiter binden. Für solche schreiben wir diese Zeilen nicht. Wir gestehen auch, daß solche Gewandtheit recht wohl, wenn auch nicht von Allen, errungen werden kann. Der Schüler besitzt sie jedoch nicht. Ihn rege die Regel an und lasse ihn ahnen, daß man auch später jede Kraft mäßigen müsse.

Noch ein Anderes muß beachtet werden. Die strengere Disposition ist nicht für jede Art der Durchführung, ja sie wird nur für eine sich eignen, nämlich für die Abhandlung. Für Erzählung, Beschreibung und Schilderung eignet sich nur die freie, natürliche Aufeinanderfolge der Gedanken. Doch ist Uebung in der Dreitheilung des Aufsatzes — natürlich an mehr didaktischen Thematen — für alle Aussprache der Gedanken nützlich. Sie lehrt dem Geiste Maß, Ordnung, Abrundung.

4. Von der Darstellung der Gedanken. (Ausführung des Themas, Wortgebung.)

Dem Schüler liegt die wohlgeordnete Skizze vor. Sie suche er nun auszuführen; zu den Knochen des Gerippes suche er das Fleisch; seine Einsicht in die Sache und seine

eigene Belebung gebe dem Ganzen die Seele. Es lassen sich hierüber nur wenige und allgemeine Regeln geben. Ausdruck und grammatische Form, Satzbau und Verbindung sind etwas so Mannichfaltiges, daß die Regel sie nicht erreicht; die Individualität des Schreibenden ist so berechtigt, daß ihn keine über den Leist schlagende Regel hemmen darf. Doch ist es möglich, einige Andeutungen zu geben.

Der Schüler beginne mit der Ausarbeitung des von ihm gewählten Einganges und suche durch gut berechnete Wendung zu seinem eigentlichen Thema und dessen Durchführung zu kommen. Ist diese, die Durchführung, dann vollendet, so gehe er an den Schluß der Arbeit, den er in ungezwungener Weise aus dem Ganzen wie von selbst wachsen lasse. Er suche ein gewisses Ebenmaß in Bezug auf den Umfang der Theile zu erreichen. Es kann kein mechanisches Gesetz hierüber aufgestellt werden; doch darf bemerkt werden, daß Eingang und Schluß höchstens je ein Fünftel des ganzen Aufsatzes in Anspruch nehmen dürfen. Dieß Alles ist gemeint von der strengen Form der Gliederung. Bei der freien Form erreichen oft wenige Worte am Beginn und Schlusse ihren Zweck. Doch suche man auch hier die einzelnen Haupttheile durch geschicktes Uebergehen von einem Gedanken zum andern, und so das Ganze gut zu verbinden und abzurunden.

Man enthalte sich bei der Ausführung aller sichtbaren Andeutungen und Bezeichnungen der Theile, Ober- oder Unterabtheilungen des Aufsatzes; man unterlasse, Zahlen oder Buchstaben zur Andeutung der Ordnung zu setzen; man spreche nie von Eingang, Durchführung oder Schluß; die Ordnung liege in der Arbeit, aber man sage nichts von ihr. Solche Bezeichnungen sind nothwendig und lobenswerth in dem Entwurf der Skizze; in dem Aufsatze sind sie ein harter, hölzerner Mechanismus.

Der Schreibende sei vorsichtig in der Wahl des Ausdruckes. Es besteht dieser in dem rechten Worte und in der rechten Wortverbindung oder Redensart. Recht ist das Wort, welches richtig und schön ist; recht ist jene Redensart, welche in der deutschen Sprache gang und gäbe ist. Es ist das Schriftdeutsch, nicht die Sprache des Dialektes, und nicht die der Gasse, in welchem der Schüler zu schreiben hat. Doch gibt es im Schriftdeutsch einen einfachern und einen höhern Styl. Man denke an die Sprache der Poesie. Von dem Schüler der Mittelstufen kann nur der erstere gefordert werden; der letztere ist ohnedies eine Gabe. Er lerne die schöne Sprache kennen; er möge, wenn ihm die Gabe gewährt ist, sich üben; allein sie kann nicht zur strikten Vorschrift gemacht werden, und zumal nicht für Alle. Diese Anschauung macht die Uebung in sogenannten Schilderungen nicht unmöglich, da es zwei Arten derselben gibt. Eine lebendige, anschauliche, aus dem Herzen kommende, wenn auch einfache Sprache ist schon Schilderung. Von dem Schüler, der die Gabe schönen Ausdrucks erhielt, verlangt man jedoch schon auf unserer Stufe mit Recht mehr. All dieß lernt sich aber nicht aus Regeln, sondern nur durch die Praxis des Hörens, Lesens, Uebens.

Der Schüler gedenke der Vorschriften der Grammatik und halte sie wohl ein! Es sind namentlich zwei Regeln, welche gerne verletzt werden: die Gesetze der Beugung der Wörter und jene über die Rektion der Vorwörter. Ein ruhiges, besonnenes Arbeiten wird wenigstens die deutschgebornen Schüler vor Fehlern hierin leicht bewahren.

Von großer Wichtigkeit ist im Aufsatz die Güte des Satzbaues. Der einfache Satz ist gut, wenn die Worte am rechten Platze stehen und er nicht überfüllt ist mit Worten, so daß er schleppend wird. Ein zusammengesetzter Satz ist ein stylistischer Fehler, wenn er unvollendet oder verworren ist. Letzteres wird er leicht, wenn er zu umfangreich ist. Dem Schüler ist die Wahl kurzer Sätze — wir verstehen aber darunter nicht einfach nackte Sätze — zu empfehlen.

Die Sprache dringt auf Verbindung und hat dafür auch eigene Mittel, die Bindewörter. Jedoch nicht diese allein. Die einzelnen auszusprechenden Gedanken stehen aber zu einander im Verhältnisse der einfachen Aneinanderreihung, der Steigerung, des Gegensatzes oder der Begründung. Je nach diesem Verhältnisse muß die Folge und der Zusammenhang der Gedanken erfaßt und dieß ausgedrückt werden, sei es durch ein und, aber, daher oder ein anderes Bindemittel. Es entsteht dadurch das, was man Verbindung der Gedanken und Sätze nennt.

5. Von der äußern Form.

Wir verstehen unter der äußern Form des Aufsatzes dasjenige, was zunächst in das Auge fällt, es ist am geschriebenen Aufsatze die rechte und schöne Schreibung. Beides sind unerläßliche Anforderungen. Namentlich ist vom Schüler Strenge in der Interpunktion zu fordern. Es ist hier nicht der Platz, orthographische Regeln aufzustellen; doch darf bemerkt werden, daß die Schule nicht der Ort zu orthographischen Experimenten ist. Für sie gibt es nur eine Regel: Schreibe nach dem gemeingültigen Schriftgebrauch. Zur Orientirung in Zweifeln wolle der Schüler Aussprache und nächste Abstammung befragen. Das Gesetzbuch der Rechtschreibung sei ihm das Lesebuch!

Nicht minder gewissenhaft sei der Schüler in Bezug auf die sichtbarste Gestalt seiner Arbeit, die Schrift! Sie ist Kleid, Schmuck und Ehre! Die schlechte Schrift des Schülers ist in den meisten Fällen Beweis von Leichtsinn, Talentlosigkeit oder Mangel an Schönheitsgefühl. Sie bemackelt ihn und seine Arbeit. Auch hierüber sind hier keine Regeln zu geben; doch empfehlen wir dem Schüler, daß er bei jedem Haupttheile oder Hauptgedanken seines Aufsatzes stets eine neue Zeile beginne. Es ist und gibt Ordnungssinn, gewährt Uebersichtlichkeit des Ganzen und gefällt dem Auge, dem es Ruhepunkte gewährt.

IV. Von den Eigenschaften des Styls.

Durch die Einhaltung der angegebenen Andeutungen, durch Beachtung der aufgestellten wenn auch wenigen Regeln über Thema, Stoff, Ordnung, Wortgebung und äußere Form erhält der Aufsatz von selbst gewisse Vorzüge und Eigenschaften, die nothwendig sind und ihn schmücken. Die genaue Ueberlegung des Themas macht die Arbeit wahr und richtig; die fleißige Aufsuchung des Stoffes gibt Inhalt, Vollständigkeit und Gründlichkeit;

die verständige Entwerfung eines Planes gibt Ordnung, Zusammenhang und Einheit; der aufmerksame Fleiß bei der Ausführung gibt Fluß, Reinheit der Sprache, grammatische Korrektheit, Klarheit und Schönheit. Es werden somit alle jene Eigenschaften erreicht, deren Mangel an Schülerarbeiten so oft zu beklagen ist, und welche schon an den Produkten der Schüler auf dieser Stufe gefordert werden müssen. Halten Schüler die genannten Vorschriften ein, so fällt ihnen ein guter Styl von selbst als Lohn ihres Fleißes in die Hand.

Dennoch wollen wir, damit der Schüler der Aufgaben und Ziele bei stylistischer Thätigkeit recht bewußt werde, diejenigen Vorzüge und Eigenschaften, welche vom Styl allgemein gefordert werden, näher zusammenstellen und nennen. Wir sprechen hier, wie überall, zum Schüler, und daher von jenem Styl, der ihm möglich und erreichbar ist. Es ist dieß der einfache. Ueber ihm liegt der höhere, und die Belehrung über ihn gehört höhern Unterrichtsstufen, die über den Mittelstufen liegen, zu. Die Eigenschaften einer guten stylistischen Arbeit lassen sich aber in zwei Reihen ordnen. Die einen geben der Arbeit jene Vorzüge, welche der Verstand fordert; man könnte sie Eigenschaften der Richtigkeit, vielleicht logische, nennen. Die andern verlangt das Schönheitsgefühl; es sind Eigenschaften der Schönheit, ästhetische.

Dem Verstande entspricht ein Aufsatz wenn er **kurz**, **wahr**, **rein**, **klar** und **gründlich** ist.

Der Aufsatz sei kurz. Fleißige, sowie auch talentvolle Schüler glauben mitunter, die Güte eines Aufsatzes bestehe in seinem Umfange. Sie verbreiten sich über einzelne Punkte, namentlich über solche, die ihnen zusagen, in ermüdender Ausdehnung, oder sie gerathen in Dinge, welche zur gestellten Aufgabe in zu fernem Zusammenhange stehen. Es ist dieß ein Fehler, einerseits der Breite, anderseits der Weitschweifigkeit. Der Aufsatz enthalte, was nach dem gestellten Thema zur Sache gehört, und vermeide zu sagen, was im Thema nicht liegt. Daß allgemein gestellte Themata, wie: über die Sparsamkeit, über die Lektüre, auch einen weitern Umfang haben, versteht sich von selbst.

Die Wahrheit besteht in der richtigen Durchführung der gestellten Aufgabe, so daß Thema und Arbeit sich decken, wie Frage und Antwort. Ist das Thema verfehlt worden, so ist im Grunde die ganze Arbeit verfehlt, und Alles, was gesagt ist, ist eine Unwahrheit gegenüber der Forderung an den Schüler. Aber auch in der Einzeldurchführung prüfe der Schreibende genau, was er sagt. Er wird Meinungen aussprechen, Stellen citiren, geographische, geschichtliche, naturhistorische Bemerkungen anbringen; prüfe er, auf daß er nicht lüge!

Eine unerläßliche, strenge Anforderung ist die Reinheit der Sprache oder der Diktion (des Ausdrucks)! Gegen sie verstößt vor Allem der Gebrauch von Fremdwörtern. Nicht jeder, aber jener, der auch da Ausdrücke aus fremden Sprachen wählt, wo die reiche und schöne deutsche Sprache das eigene gute Wort hat, und jener Gebrauch, bei dem der Schreibende die Bedeutung des Fremdwortes nicht einmal kennt. Fremdwörter dagegen, die eingebürgert sind, und solche, welche in bestimmten Fächern der Wissenschaft, Kunst oder Industrie als sogenannte technische Ausdrücke Geltung erlangt haben, abzuwerfen, ist unnöthiger Eifer

für Sprachreinheit. — Veraltete Ausdrücke sind zur Zeit vergessen; davor zu warnen ist wohl nicht mehr nöthig. Dagegen ist auch nicht erlaubt, Ausdrücke aus dem Dialekte aufzunehmen, sowie man sich hüten muß, die Sprache des Umganges oder gar der Gasse in den Aufsatz zu verpflanzen. Das Umgangsdeutsch — wir meinen darunter die unbewachte Conversationssprache der Gebildeten — kann nicht als mustergiltig angesehen werden. Der Styl darf kein anderes Deutsch schreiben, als das neuhochdeutsche Schriftdeutsch, welches er in den guten Schriftwerken deutscher Nation findet, in den Schriftwerken seit Lessing, Herder, Schiller und Göthe. — Die Reinheit der Sprache besteht aber noch in einem Andern, nämlich in der Freiheit von jenen grammatischen Verstößen, welche Wort-, Satz- und Rechtschreiblehre, die der Mittelstufe des deutschen Unterrichts vorausgehen müssen, ihm gezeigt haben. Der Fehler gegen die stylistische Reinheit oder Correktheit ist Uncorrektheit in Ausdruck, grammatischer Form oder Rechtschreibung.

Ein Vorzug des Styls ist die Deutlichkeit oder Klarheit. Sie besteht in der Wahl solcher Worte und Wortverbindungen, welche nach deutscher Ausdrucksweise denjenigen Gedanken wirklich bezeichnen, den der Schreibende ausdrücken will, und den deßhalb auch jeder Deutschsprechende ohne Schwierigkeit erkennen wird. Die Uebereinstimmung von Wort und Gedanke gibt Deutlichkeit, Klarheit. Das Gegentheil ist Unklarheit, Zweideutigkeit, Geschraubtheit. Nicht minder aber wird die Klarheit erreicht durch einen korrekten, leicht übersehbaren Satzbau und durch gute Verbindung der aufeinanderfolgenden Gedanken. Ausserdem entsteht Verworrenheit und daraus Mißverständniß.

Es ist von einem Aufsatze maßhaltende Kürze gefordert. Allein sie darf nicht der Sache schaden. Eine gewisse Vollständigkeit und Gründlichkeit muß selbst von dem Schüler gefordert werden. Freilich ist dieß relativ, d. h. von Umständen und der Stufe des Schülers abhängig. Doch muß verlangt werden, daß so viel über das Thema gesagt werde, als es eben nach seinem Wortlaute verlangt, und ausserdem der Schüler wissen kann; und dieß muß verlangt werden, daß der Schreibende Behauptetes auch beweise, Wichtiges ausreichend behandle, neue und eigene Anschauungen begründe, und sich nie mit leicht hingeworfenen Andeutungen begnüge. Es sind große Vorwürfe gegen eine stylistische Arbeit, wenn man sagen kann, sie sei ungenügend, unvollständig, oberflächlich, flüchtig.

Das Schönheitsgefühl, das in jedem Aufsatze ein kleines Kunstwerk sehen möchte und das nach Angenehmem und Wohlgefälligem in den Produkten des Geistes sucht, will, daß ein Aufsatz sei: einheitlich, lebendig, gleichförmig, würdevoll und mannichfaltig.

Der Aufsatz habe Einheit! Ein einzelner bestimmter Gedanke größern oder geringern Umfangs sei es, über den er handelt. Auf diesen *einen* Gedanken sei Alles bezogen, was gesagt ist, so daß er Alles beherrscht und nichts gesagt ist, was ihm fremd ist. Die Hauptglieder müssen unter einander zusammenhängen, so daß Eingang und Schluß als der Durchführung untergeordnet erscheinen; die untergeordneten Glieder der Durchführung seien unter sich selbst wohl geordnet. Treten dazu die Uebergänge von Haupttheil zu Haupttheil und die Verbindungen des gesammten Gedankenlaufes, so ist jener logische

Fluß erreicht, der von der menschlichen Rede gefordert wird, und Zusammenhang, Ordnung, Harmonie, Einheit heißt. Alles in der rechten Aufeinanderfolge, und Alles am rechten Platze! Diese Regel darf ~~dem Schüler~~ nicht erlassen werden. Ohne sie entsteht Zusammenhangslosigkeit, Zerreißung des Zusammengehörigen, Unordnung.

Die Lebendigkeit des Styls besteht in der Anschaulichkeit und Natürlichkeit. Was ist darunter zu verstehen? Der Schreibende suche vor Allem über seinen Gegenstand recht klar und sicher, über denselben Meister zu werden. Er wird dieß erreichen, wenn er nicht an den Worten und Begriffen hängen bleibt, sondern die Sache ergreift und anschaut. Er soll z. B. über einen gemeinsamen Spaziergang berichten. Er durchlebe ihn noch einmal, stelle sich Thatsache an Thatsache vor das Auge, er schaue an! Er soll gegen die Trunkenheit schreiben; er denke an Trunkenbolde und ihr Treiben; er erinnere sich an ihre Folgen aus der Erfahrung, welche er selbst an Anderen, die er als Bettler oder verkommene Menschen kennen lernte, gemacht hat; er schaue sie an, diese Unglücklichen. Er soll den Sternenhimmel schildern; er gehe hinaus am schönen Abend und schaue sich die leuchtenden Wunder an; oder versetze sich geistig auf den Hügel, von dem er schon einmal die Herrlichkeit des gestirnten Himmels bewundert hat. Die Schüler kommen vielfach nicht über Wort, Begriff und Papier hinaus, weßhalb ihre Arbeiten dann ohne Kraft und Leben sind. Die Anschauung der bedeutenden Dinge wird dann auch ihr Gefühl anregen; sie werden den Gegenstand lieben, sich an ihm freuen, vielleicht sich für ihn begeistern. Sie kommen in Stimmung und Belebung. Diese erzeugt in ihnen eigene Gedanken, Empfindungen, Ahnungen und Strebungen; die Seele wird von ihnen voll; das Wort fließt wie von selbst; es wächst aus ihrem Innern, wie es in ihnen lebendig lebt. So wird die Arbeit von Kunst, Gemachtheit und Zwang frei, sie wird natürlich. Freude und Trauer, Lob und Klage, Verwunderung, Zweifel, Frage und feste Behauptung werden aus der bewegten Seele von selbst sich hervordrängen. Solche auf der Anschauung der Sachen erstehende Lebhaftigkeit des Styls nennen wir Leben und Lebendigkeit. Ihr Gegensatz ist Unwirklichkeit (Abstractheit), Trockenheit, Mattigkeit.

Man fordert von einem Aufsatze Gleichförmigkeit. Es ist nicht Einförmigkeit gemeint. Unter ersterer Forderung versteht man ein sich Gleichbleiben in Bezug auf Stimmung und Diction. Der erste Eifer, die erste Wärme, soll sich erhalten bis zum Schlusse. Man bemerkt oft, daß die erste Hälfte der Arbeiten frischer, fleißiger und korrekter ist, als die zweite; es ließ die Belebung und die Liebe nach. Nicht minder ist gefordert, daß der gewählte, einfachere oder gehobenere, Ausdruck durchweg gleichmäßig beibehalten werde; es gilt dieß namentlich von Schilderungen, in denen Anfänger häufig nach recht glücklichen Ansätzen in rechte Kälte und Trockenheit verfallen. Die Gleichförmigkeit besteht aber auch noch darin, daß die Empfindung des Schreibenden in steter Uebereinstimmung mit seinem Stoffe bleibe. Es ist ein Fehler, ernste, hohe Dinge mit ernstloser Stimmung zu behandeln, vielleicht zu scherzen, wo der schmerzliche Inhalt theilnehmende Trauer fordert. Dagegen soll die Freude von Frohsein begleitet sein und in frischem, fröhlichem Worte den Ausdruck finden. Ungleichförmigkeit in Empfindung und Ausdruck, sowie Taktlosigkeit sind stylistische Gebrechen, welche eine sonst gute Arbeit entstellen.

Der Schüler lerne die Fertigung einer schriftlichen Arbeit als etwas Schönes und Wichtiges achten; sie fordert Zeit, ist geistige Thätigkeit und soll eine Art Kunstwerk werden, dessen Stoff die Sprache ist. Grund genug zu gutem Vorsatze, zu Fleiß und Bedachtsamkeit. Es sei gewissenhafter Ernst, der den Schüler und seine Arbeit beherrscht. Aus diesem Ernste erzeugt sich eine würdevolle Haltung im Ganzen, die sich mannichfaltig äußert. Der Schreibende wird nichts Gemeines denken, daher von ihm schweigen; er wird keinen Ausdruck zulassen, der, von der Gasse geholt, ästhetische oder reine Ohren verletzen könnte; er wird von sich selbst wenig sprechen, und wo er eigene Anschauungen ausspricht, dieß mit geziemender Zurückhaltung und Bescheidenheit thun; er wird seiner Arbeit auch ein würdevolles Aeussere, eine reine und schöne Schrift geben. Das alles heißt Würde des Styls. Flüchtigkeit dagegen, Gemeinheit der Anschauungen und Worte, Unbescheidenheit sind verwerflich; sie verletzen die stylistische Moral; denn auch eine solche gibt es.

Wir erklärten oben die Gleichförmigkeit als einen Vorzug; und sie ist es. Damit aber ist nicht gemeint, daß ein Aufsatz nicht auch eine gewisse Mannichfaltigkeit haben solle. Mechanismus ist nirgends unleidlicher als in Schriftwerken. Es ist viel Abwechslung und Verschiedenartigkeit gestattet. Dem Schüler aber auf noch mäßiger Stufe stylistischer Fertigkeit kann nur die Mannichfaltigkeit der Diction zugemuthet werden. Er bemühe sich, dieselben Vorstellungen bei ihrer Wiederkehr mit wechselnden Worten zu bezeichnen, dieselben Gedanken und Urtheile mit wechselnder Redensart und in verschiedener Satzform. So wäre eine Erzählung einer interessanten Thatsache in lauter sogenannten Behauptungssätzen ohne den Wechsel von Frage- und Ausrufungsätzen einförmig. Man bleibe somit im Ganzen in gleicher Stimmung und Haltung; aber im Einzelnen strebe man nach Wechsel und Mannichfaltigkeit in Wort und Satz; die deutsche Sprache ist reich genug an Worten und Formen. Der Mangel an Abwechslung ist Unbehülflichkeit, Monotonie, Einförmigkeit.

Es genügt, wenn Schüler auf Mittelstufen es zu Arbeiten bringen, welche die genannten Vorzüge an sich tragen. Wir glauben, daß andere Eigenschaften des Styls einer höhern Stufe angehören: so Schmuck der Rede durch Tropen und Figuren, Neuheit des Gedankens und Ausdruckes, energische Kraft der Empfindung und des Wortes, wissenschaftliche Gründlichkeit, Eigenschaften, die der höhern Prosa angehören.

V. Einige Bemerkungen zu einzelnen Aufsatzarten und Formen.

Erzählung. Zur Erzählung von Thatsachen, sei es aus dem eigenen Leben oder aus der Geschichte, bereite man sich vor durch genaue Kenntniß dessen, was man mittheilen will. Es ist dieß leichter bei eigenen Erlebnissen, schwerer bei historischen Thatsachen. Man prüfe im ersteren Falle was wahr ist; im andern Falle suche man aus den zugängigen Geschichtsquellen, etwa Handbüchern der Geschichte, sich gut zu belehren. —

Eine Erzählung sei wahr; vorzüglich aber lebendig! Dieß wird erreicht durch rechtes Interesse an der Sache und durch Anschaulichkeit. So wirklich als möglich durchlebe man noch einmal Erlebtes, und stelle sich vor Gehörtes oder Gelesenes! — Werde man nicht breit durch Wiederholung und übermäßige Ausführung von Untergeordnetem; Wichtiges, wahrhaft Bedeutendes, verschweige man aber nicht! — Die Erzählung verlaufe ganz und gar nach dem eigenen Fluße der Thatsachen. In derselben Aufeinanderfolge, in der etwas geschah oder sich ereignete, werde es auch erzählt. — Für die historische Darstellung einzelner Personen (kleine Biographieen) empfiehlt sich folgende Anordnung: Aeussere Lebensverhältnisse (Geburt, Ausbildung, Lebensstellung, Tod, äußere Gestalt); Vorzüge und besondere Auszeichnung; Mängel und wirkliche Fehler.

Beschreibung. Noch mehr als bei der Erzählung ist hier die Anschauung, die unmittelbare feste Betrachtung der Dinge, die Grundlage. Sie ist das Erste. — Dazu aber verschaffe sich der Schüler jene besondern Kenntnisse, welche nothwendig sind, daß seine Arbeit nicht eitles Gerede werde. Er verschaffe sich naturhistorische oder andere Bücher, aus denen er sich belehrt. — Namentlich lerne er jene technischen Ausdrücke kennen, die, wie bei Objekten aus der Pflanzenwelt, eingeführt und herkömmlich sind. Dieß wird besonders der Fall sein bei Gegenständen der Industrie und des Verkehrs. — Hauptgesetz der Beschreibung ist aber die Ordnung. Der Schüler gehe von einem bestimmten Punkte aus und verfolge einen fortlaufenden Faden, den, der eben aus der Sache selbst sich ergibt. Wie die Sache ist, so zeichne er sie in Worten. Er ist frei im ersten Ausgange; im Verlaufe aber gebunden. Er kann oben, unten, rechts, links, im Centrum, in der Peripherie beginnen; aber er gehe erst zu dem Andern, wenn das Eine erschöpft ist. — Auch geistige Dinge können beschrieben werden, z. B. Tugenden und Fehler. Bei ihnen ist rechte Aufeinanderfolge schwieriger, aber eben so nothwendig. Man ordne hier nach den Beziehungen zu sich, den Menschen und Gott; oder nach der Bedeutung der Aeusserungen des Gegenstandes. — Beschreibungen der Besonderheiten an Menschen und Völkern, Charakteristiken, mögen nach der Darstellung der leiblichen Verhältnisse die geistigen behandeln, und unter diesen nach den Vorzügen des erkennenden Geistes und des Gemüthes die sittlichen. Diesen mögen die Fehler folgen, und besondere Erscheinungen in Sitten und Gebräuchen, welche im Grunde Erweis und Beweis des Gesagten sind, mögen die Darstellung abschließen.

Schilderung. Unter allen Aufsatzarten entzieht sich die Schilderung am meisten der strengen Regel. Doch lassen sich einige Vorschriften geben. Der Schreibende fühle für seinen Gegenstand. Es kann nur Hohes, Gutes und Schönes als Gegenstand gewählt werden; dieses liebe er, er erfreue sich an ihm, er sei für dasselbe begeistert. Diese Stimmung entsteht im rechten Gemüthe durch die Betrachtung, die volle und sich hingebende Anschauung des erhabenen Objekts. In dieser mäßig erregten Stimmung mache er sich an seine Arbeit. Er muß Schilderungen gelesen haben; er nehme sich nun vor, die Diction, die Sprache solcher Darstellungen nachzuahmen; d. h. ebenfalls schöner, gewählter, lebhafter zu schreiben, als etwa in Beschreibungen. Es kann vom Schüler der Mittelstufen freilich nicht poetische Prosa gefordert werden; auch lernt sich solch höherer

Styl nicht, am wenigsten durch einen Unterricht über Tropen und Figuren, der ohnedies der nächsten Sprachstufe angehört; aber die Ahnung, das unbewußte Schönreden, soll gepflegt werden. So nehme sich denn der Schildernde vor, so fein deutsch zu schreiben, als er es vermag. Die Absicht erreicht schon viel. — Eine Schilderung soll nicht in der strengen Dispositionsform, von der oben gesprochen wurde, gegliedert werden. Dieß wäre unnütze Hemmung. Allein eine Bindung an Aufeinanderfolge ist dennoch nöthig, wenn nicht ein Gewirre von Phrasen entstehen soll. Man entwerfe sich daher einen in den Hauptsachen skizzirten Plan. Bei Naturgegenständen in Ruhe ist es das Raumverhältniß, bei solchen in Bewegung die Aufeinanderfolge des Geschehenden in der Zeit, wornach man gut schreiben kann. — Aus der lebendigen Stimmung entspringt von selbst die lebendige Rede, das frische Wort, der lebhafte kurze Satz. Man wird den Dingen in seiner Freude an ihnen schmückende und malende Eigenschaftswörter beilegen; man wird Vergleiche anstellen; man wird in der Satzform wechseln. Man wird selbst die leblosen Gegenstände denken und sprechen lassen und sie in der lebendigen Empfindung wie belebte Wesen ansprechen. — Dem würdevollen Gedanken wird die edelste Satzform entsprechen: die Periode; sie werde am rechten Platze, aber nicht durchweg, gebraucht. — Es ist schön, wenn der Schreibende in Bescheidenheit und mit Takt seine eigene Person mit ihren Gedanken und Gefühlen hervortreten und sich aussprechen läßt.

Abhandlung. Wir brauchen von der Abhandlung hier nur wenig zu sagen; ihr gilt nämlich vorherrschend, was in den stylistischen Andeutungen bei Behandlung der Bedingungen und Eigenschaften des Aufsatzes gesagt worden ist. Alles dort Ausgesprochene gilt ihr auch im Besondern. Doch darf Einiges für die Abhandlung betont werden. Mehr als eine andere Art von Aufsätzen fordert sie eigenes Nachdenken und Selbstberathen. Mehr als jede andere macht sie Anspruch auf Fleiß, besonnenes ruhiges Arbeiten und Ausdauer des Anfangseifers. — Man darf, ja man soll fremde Quellen benützen. Damit aber dennoch die Arbeit Eigenthum des Schreibenden werde, so sei die eigene Betrachtung des Thema's, die eigene Befragung seines Verstandes und Gedächtnisses, die eigene Entwerfung eines Planes das Erste, Vorausgehende; dann erst schaue man sich weiter um! Es mag das Selbstgefundene durch das Fremde geändert, umgestaltet werden; immerhin! der Boden ist der eigene, und darum auch die Frucht. — Die Abhandlung verlangt genaue Gliederung; für sie eignet sich oft die strenge Form der Aufeinanderfolge; doch ist sie nicht Gesetz. Nie aber dürfen, was bei den übrigen Aufsatzarten minder strenge gefordert ist, Eingang und Schluß fehlen.

Die genannten vier Uebungen sind allein Aufsatzarten. Doch gibt es noch einige besondere Formen, unter denen Erzählung und Beschreibung, Schilderung und Abhandlung auftreten können. Es kann die Aufgabe gegeben sein, bereits in anderer Weise Niedergeschriebenes in andere Gestalt zu bringen; und zwar kann das Niedergeschriebene Dialekt oder Schriftdeutsch, Prosa oder Poesie sein. So entstehen Uebertragungen vorhandener Schriftstücke. Die wichtigste Art derselben ist die Umgestaltung von Gedichten in Prosa. Ausserdem kann der Schreibende seine Erlebnisse, Anschauungen, Empfindungen und Kenntnisse einem Andern mittheilen. So wird der Brief. Er kann seinen Gegen-

stand in der Weise behandeln, daß er in Rede und Gegenrede sprechender Personen sein Thema entwickelt. Dieß ist das Gespräch. Und endlich kann er, was er über Gegenstände darstellen will, je nach der Beschaffenheit derselben, sich selber sagen, auf sich selbst beziehen, sich belehrend, mahnend, zu Gott emporhebend; so entsteht das Selbstgespräch, die Betrachtung. Einige Worte über diese Aufsatzformen mögen unsere stylistischen Andeutungen schließen.

Es gibt eine doppelte Weise, Schriftstücke und zwar poetische, in Prosa zu verwandeln, eine strenge und eine freie. Beide Weisen sind zu betreiben und sind vorzügliche Uebungen. Jeder muß Lektüre, Erklärung und die Hervorhebung der Hauptgedanken oder Hauptthatsachen (wir wollen aber keinerlei mechanische Gliederung von Gedichten) vorausgehen. Ist der Schüler des Stoffes dann mächtig, so versuche er sich in einem Wiedergeben nach dem Laufe der Strophen, und dieses ist die strengere Weise des Uebertragens, oder in Wiedergabe des Gesammtinhaltes nach seiner Anschauung und Erfassung, wie er ihn in seinem Verstand und Gedächtnisse sich gebildet hat; dieß ist die freiere Weise. Die Prosamittheilung gestattet Zusätze, um Raum, Zeit, Begründung und Abschluß, was die Gedichte nicht immer enthalten, anzufügen. Die Sprache ist die der guten Prosa; poetische Ausdrücke, die nicht verstanden sind, die in die übrige Ausdrucksweise sich nicht eignen, und die in der Prosa nicht gestattet sind, haben wegzufallen. — Der Satzbau sei leicht und flüssig; man wähle daher vorzüglich den erweiterten und den einfach zusammengesetzten Satz. Der Schüler hat die Fähigkeit nicht, in vielfach verschlungenen Sätzen sicher sich auszudrücken.

Wenn hier von der Briefform die Rede, so sind nicht die gewöhnlichen Gelegenheits- und Geschäftsbriefe gemeint. Sie gehören theils einer untern Stufe, theils einem ganz besondern Lehrzweige an. Es sind hier Briefe gemeint, welche ein einzelnes bestimmtes Thema höherer Art behandeln, sei es, daß sie eine Thatsache von allgemeiner Bedeutung erzählen, einen schönen Gegenstand schildern, oder eine Lehre in der Form schriftlicher Mittheilung an Andere behandeln. Es ist nicht der höchste Brief, der gelehrte, gemeint, aber doch der höhere. Die Regeln des Briefschreibens, welche der Schüler gelernt hat, gelten auch hier. Im Besondern rathen wir dem Schüler, seinen Briefstoff ja so zu behandeln, wie die Aufsatzarten, ihn also fleißig zu suchen und zu gliedern. Doch vergesse er bei dieser Vorarbeit nie, daß er einen Brief an eine bestimmte Persönlichkeit und keine reine Abhandlung zu schreiben vorhabe. Denn die Lebhaftigkeit der ganzen Darstellung, die stete Beziehung des Gesagten auf die Person, welcher der Brief gilt, sind an einem Briefe unerläßliche Forderungen. So hat dieser höhere Brief seinen dem Briefe gemäßen Eingang und Schluß.

Das Gespräch ist eine sehr zu empfehlende, den Schülern meist auch sehr angenehme Weise, seine Gedanken auszudrücken. Auch hier überlege der Schreibende wohl, ehe er an die Ausführung geht. Wir empfehlen ihm, Verständniß des Themas, Aufsuchung des Stoffes und Skizzirung freier Art so zu betreiben, wie wenn es kein Gespräch werden sollte, und erst dann sich zu fragen, wie das Material in einen Dialog verwandelt werden könne. Ausserdem wird es sicherlich verworrenes Gerede ohne Kern

und Inhalt. Die Zahl sprechender Personen ist unwesentlich. Es handelt sich nur darum, den Faden zu behalten, Rede aus Rede zu locken und einen Abschluß in der Ueberzeugung der Sprechenden zu erlangen. Es ist sehr gut, wenn Eingang und Schluß des Dialoges nicht Worte sprechender Personen, sondern kurze Erzählung des Schreibenden sind. Der Eingang macht bekannt mit Personen und Umständen, der Schluß mit dem Endresultat des ganzen Gespräches.

Die Betrachtung ist ein Denken vor sich und zu sich selbst allein. Es ist ein Denken in der Stille des eigenen Geistes und Herzens, verbunden mit der Beziehung der Sache auf uns, unsern Zustand, unsere Pflichten, unsere Zukunft. Es ist ein sich Sagen des Wahren, Schönen, Guten oder des Gegentheiles an dem vorliegenden Gegenstande, und ein sich zu Gemüthe führen dessen, was auch uns hierin heilsam ist. Dieß niedergeschrieben, gibt das Selbstgespräch, die Betrachtung. Der Schüler wird solche Aufgaben schwer finden, und mit Recht; sie werden daher auch nicht zu häufig sein. Aber sie sind sehr nützlich; wird ja mancher Schüler später sich ein Tagebuch einrichten. Wir sagen ihm einige Regeln. Lasse er ja die Sache vorherrschen und durch sie die Gedanken in ihm erzeugen. Die Anschauung des Bedeutenden bringe die würdigen Gedanken und Empfindungen. Sie gehe daher immer der sittlichen Beziehung auf den Schreibenden voraus! Der Schreibende denke ernst und sei bescheiden! Eitles, unbedeutendes Gerede raubt Zeit, und hochmüthiges die Achtung derer, die je die Worte des Schreibenden sehen werden. Bescheidenheit ist Pflicht im Leben und Handeln, nicht minder aber in Sprache und Gedanke.

II.

Aufsätze (Lesestücke).

Erzählungen.
Beschreibungen.
Schilderungen.
Abhandlungen.

A. Erzählungen.

1. Bericht über eine Schlittenfahrt.

(Von Lotichius.)

Beste Schwester!

Brr, wie das schneit! Sieh' nur zum Fenster hinaus, Flocken wirft's, wie die halben Bogen Papier. Aber damit Du siehst, daß ich auch in der Ferne Dich nicht vergesse, ja unter den größten Lustbarkeiten und rauschendsten Vergnügungen meine innige Sehnsucht nach Dir nicht unterdrücken kann, will ich jetzt einen sehr schönen Brief an Dich schreiben. Ich wollte nur er wäre schon fertig; denn bei den vielen herrlichen Gedanken, die ich im Kopfe habe, wäre es leicht möglich, daß ich ganz wider Wissen und Willen Dich um einige der herrlichsten bringen könnte, und das wäre doch ein großer Schaden. — Wie ich meine Zeit zubringe? O prächtig! Früh um halb sieben, manchmal schon gar um sechs Uhr, stehen wir schon auf, trinken Kaffee, und nehmen unser Frühstück ein, welches gewöhnlich in einem großen Butterbrode besteht. Dann besuche ich mit Robert die Unterrichtsstunden. Um eilf Uhr gehen wir auf die Schlittschuhe, nehmen auch wohl den Stuhlschlitten mit, um Roberts Schwester Rosalie, welche gewöhnlich mit ihrer unterthänigsten Bitte zu uns kommt, sobald sie uns die Schlittschuhe nehmen sieht, auf den herrlichen Teichen herumzufahren. Da solltest Du dabei sein, Luise; das ist ein schönes Vergnügen. Um zwei Uhr gehen wir wieder in die Schule und kommen um vier Uhr zurück; dann suchen wir entweder die Teiche auf oder wir fahren zur Abwechslung auf unsern kleinen Rutschschlitten den Berg am Vorwerke herunter; da geht es; da geht es, als flögen wir. Nach fünf Uhr beschäftigen wir uns in der Stube, arbeiten, nähen, stricken; das Letztere mache ich aber nicht mit, sondern bloß Roberts Mutter und

Schwester. Rosalie hat mir versprochen, mir eine Nachtmütze zu stricken. Zeigt das nicht von einem guten Herzen? Abends nach Tische erzählt Roberts Vater der um ihn versammelten Familie gewöhnlich Etwas, oder es wird gelesen, oder es werden Räthsel und Charaden aufgegeben, oder es wird eine Familienunterhaltung vorgenommen. Am ruhigsten wird es nach zehn Uhr, wo wir sämmtlich zu Bette gehen. Vorgestern fuhren wir nach Eichenthal, und gestern sind wir wieder gekommen. Das war eine einzige Fahrt, die ich dir weitläufig schildern muß.

Früh mit Tagesanbruch ging die Reise fort. Schon bei'm Einsteigen hatten wir viel Vergnügen; denn Jeder sah aus, wie der leibhaftige Winter, da eine tüchtige Kälte war. Wir Knaben mußten unter unsere Mützen Schlafmützen ziehen, um die Ohren zu schützen, so daß wir ungefähr aussahen, wie die Blechleute, die immer in unsere Stadt kommen. Jeder bekam ein paar große Fausthandschuhe, ausserdem wurden noch einige Müffe hervorgesucht, deren sich die Mädchen bedienten. Sie fuhren nämlich beide mit, Rosalie und Minna. Fußsäcke, Wärmflaschen, Filzschuhe und Pelze wurden noch in Masse in den Schlitten gewälzt. Aber worüber ich mich freute, das war die schöne Winterlandschaft, durch welche wir fuhren.

Der Himmel war ganz heiter und blau, die Luft so rein, daß man sie trotz der Kälte mit Freuden einathmete. Ringsumher lag ein tiefer Schnee; Alles, so weit das Auge sah, war mit einem weißen Tuche bedeckt, welches aber so schön blinkte und flimmerte, daß man nur gern darauf sah. Bald kamen wir in einen Wald; wie herrlich sahen die Fichten und Tannen aus! Die Stämme waren ganz bereift, die Nadeln waren in weißes Zuckerwerk verwandelt, die Zweige waren voll dicken Schnee's, so daß jeder Baum aussah, wie die schönste Pyramide, welche ihre mit gefrorenen Krystallen überzogenen Arme herabhängen ließ oder uns zustreckte. Pfeilschnell flogen wir durch den Wald, und nun öffnete sich wieder die weiteste Gegend, deren winterliche Schönheit uns alle entzückte. Links von der Straße lag ein Dörfchen, aus dessen Mitte ein trichterförmiger Kirchthurm hervorragte. Das frische Grün der neuen Fensterrahmen, welche wir an einigen nahe liegenden Wohnungen bemerkten, war die einzige Farbe, die der Winter verschont hatte. Blaue Rauchwolken wirbelten aus den Schornsteinen über den weißen Dächern empor und verkündeten uns, daß die Leute brav eingefeuert hatten, und unzählige Hasenspuren, welche in die Gärten führten, ließen uns die armen Thiere bedauern, welche durch den Mangel an Nahrung und wohl auch durch die heftige Kälte in die Nähe menschlicher Wohnungen getrieben werden. Die tiefe Stille im Dorfe wurde durch das in verschiedenen Gegenden ertönende taktmäßige Dreschen, die beliebte Melodie des Winters, unterbrochen. Rechts hatte es an der Straße einige Schneehügel aufgetrieben, welche so hoch waren, wie die Häuser des Dorfes, und etwas entfernter glänzten uns einige Teiche zu, auf denen die Sonne sich spiegelte, was einen wunderschönen Anblick gewährte. Eine Menge Knaben fuhren Schlittschuh' und jubelten laut über das Vergnügen, das ihnen der Winter gewährte; zum einstimmigen Freudengeschrei aber wurde dieser Jubel, wenn einer oder der andere ausglitt und sich niedersetzte.

Unser Schellengeläute, sowie das furchtbare Knallen unserer langen Schlittenpeitschen erregte die Aufmerksamkeit der Eisfahrer, bis wir schnell ihren Blicken entflogen waren. Es ist doch eine wahre Lust auf dem Schlitten zu fahren; wie holperig geht die bequemste Kutsche gegen den Schlitten, der wie ein Vogel dahinfliegt, so daß ein Stück der Landschaft nach dem andern schnell, wie in einem Guckkasten, vorübergezogen wird. Aber eine Kälte war! Luise, — Du würdest Dein Näschen schön gezogen haben. Alle unsere Haare waren bereift, ja sogar die Backenbärte, nur der meinige nicht. Während wir unsere Betrachtungen über die Reize der Natur im Winter anstellten, wurden wir plötzlich auf einen neuen Reiz derselben aufmerksam gemacht; der Schlitten schleuderte nämlich, fiel um und wir alle heraus in den Schnee. Da es ohne Schaden ablief, verwandelte sich das anfängliche Geschrei bald in ein lautes Gelächter. Ich mußte mich unter einem Berge von Pelzen und Decken, welche mich fast erdrückten, mit großer Mühe hervorarbeiten. Robert lag ausgestreckt im Straßengraben und wischte sich die Ueberbleibsel des Gefrorenen, das er so eben gekostet hatte, aus dem Gesichte; seine Schwester Rosalie suchte sich den Schnee vom Halse zu schaffen und klagte, daß er so kalt wäre; sein Bruder Eduard hatte, als er aufstand, einen Muff auf dem Kopfe, was ihm ein recht kriegerisches Ansehen gab; Minna stack beinahe ganz in dem Aermel eines großen Kirehs und rief um Hülfe, und die Uebrigen bemühten sich, die verschiedenen Hand- und Filzschuhe, Tücher und Schachteln, welche zerstreut umherlagen, zusammenzusuchen. Endlich stiegen sämmtliche Schiffbrüchige wieder ein und in Kurzem war das Ziel erreicht. Eine freundliche Aufnahme und ein warmer Ofen war das, was wir wünschten und fanden.

Julchen von Pfeil und ihr Enkel Otto lassen Dich und Schwester Auguste herzlich grüßen. Was macht Ihr denn zu Hause? Befindet Ihr Euch alle wohl? Versorge nur meinen Pudel recht ordentlich! Bald werde ich Euch die Freude meines Wiedersehens machen. Gräme Dich nicht zu sehr über meine Abwesenheit und grüße alle Verwandten und Freunde recht herzlich von Deinem treuen Bruder

Moritz Ritter.

2. Bericht über die Leipziger Messe, welche Schreiberin besucht hatte.

(Von J. A. Döring.)

Liebe Pauline!

Endlich habe ich es doch einmal gesehen! Wie viel hörte ich schon von Leipzig und seiner Messe, und wie gerne hätte ich Beides einmal durch Augenschein kennen gelernt. Jetzt ist mir dieser lange gehegte Wunsch erfüllt worden, und ich freue mich, wenn ich an alles das denke, was ich gesehen und erlebt habe. Es waren die schönsten Herbsttage, während welcher ich mit meinen Eltern in Leipzig verweilte. Das Gewühl von Menschen,

ihre unaufhörliche Geschäftigkeit, der Lärm von Ausrufern, Frachtwagen, Schleifen, das sonderbare Gemische von fremden Nationen, Juden, Türken, Griechen, Russen, — die Menge von ausgestellten Sachen, — denke Dir, wie das Alles mich aufregen und in eine ganz neue Stimmung versetzen mußte! Ich hatte mir sonst wohl vorgenommen, mir dieß oder jenes zu kaufen; allein jetzt stand ich da und war — verwirrt. Alles gefiel mir und nichts gefiel mir. Und traf ich Etwas, was nach meinem Geschmacke war, so reichte das Geld nicht zu. So ging ich oft traurig von einer Bude weg, deren Anblick mich anfangs gereizt hatte. Als aber nur die ersten Tage vorüber waren, ging es besser. Ich betrachtete weit ruhiger, und die Freundin, die meine Führerin war, leitete mich so bedächtig, daß ich vieles Vergnügen und vielen Nutzen bei'm Durchziehen der Leipziger Straßen hatte. — Daß wir das schöne Wetter fleißig benutzten und die angenehmen Spaziergänge um die Stadt alle Abend besuchten, wirst Du Dir leicht denken. Natürlich ging ich auch in einige Buden, wo Seltenheiten zu sehen waren. Ein Elephant zog meine Neugierde vorzüglich auf sich. Doch fand ich mich beim Anblicke desselben etwas getäuscht. Ich hatte erwartet, ein Thier zu sehen, das ein Haus tragen könnte mit vielen Bewaffneten — wie es in unserer Naturgeschichte steht, — allein ich fand nur ein Zwerglein von Elephanten, das etwas größer war als ein großer Bär. Doch erregte der Rüssel und die Art und Weise, wie das Thier denselben gebrauchte, meine Bewunderung. — Ueber den Elephanten hätte ich beinahe vergessen, Dir zu schreiben, daß meine Mutter mir auf der Messe ein sehr schönes Kleid gekauft hat. Das zeigt Dir, sobald Du sie besuchst,

V., den 7. Mai 1834.

Deine Clara.

3. Lesebericht.

(Von Falkmann.)

Unserer neulichen Verabredung gemäß, daß wir einander das Interessanteste aus unserer Lektüre mittheilen wollten, widme ich mein heutiges Schreiben diesem Zwecke. Ich habe in den letzten vierzehn Tagen, durch die Güte meines Oheims Richard, ein Werk über die Hauptstadt England's in Händen gehabt, welches mich mannigfach angezogen hat, und aus welchem ich Dir, der sich mit mir oft nach jenem Inselreiche hingewünscht hat, nicht umhin kann, eine kleine Probe mitzutheilen. Es heißt: The Picture of London oder: Gemälde von London, ist im Jahr 1824 erschienen und enthält auf 442 Seiten in klein Oktav eine Beschreibung dieser wundervollen Metropolis und ihrer Umgebung, erläutert durch einen großen Plan der Stadt und 120 Kupferstiche, welche ihre wichtigsten Gebäude und Plätze darstellen. Besonders hat mir von letztern das Titelkupfer gefallen, welches die erst neulich (1816) beendigte Strandbrücke (Strand Bridge), sonst auch Waterloo-Brücke geheißen, zum Gegenstande hat. Man sieht auf demselben die Themse

hinunter, hat vor sich die lange, platte, auf neun Bogen ruhende Brücke, jenseits welcher man die Blackfriars-Brücke erblickt, und sieht auf beiden Seiten die Stadt sich ausdehnen, in welcher Sommerset-House, die Paulskirche und das Monument sich gleich beim ersten Blicke bemerklich machen. Das Werk selbst zerfällt in folgende Haupttheile: Geschichte der Stadt, (worin mich besonders die Erzählung der großen Pest im Jahre 1665 und des im folgenden Jahre entstandenen großen Brandes interessirt hat), allgemeine Beschreibung derselben, (wo von ihrer Bevölkerung, Consumtion, ihrem Klima 2c. gesprochen wird), einzelne merkwürdige Gebäude und Anstalten (natürlich der Haupttheil des Buches), die Umgebungen Londons und endlich noch einige Anhänge, vorzüglich zum Nutzen der Reisenden. Du wirst Dich nicht wundern, wenn ich Dir sage, daß mich diese Lektüre so angezogen hat, daß ich sie gern den ganzen Tag fortgesetzt hätte, und daß ich mich zu meiner großen Freude jetzt ordentlich einheimisch in jener gewaltigen Hauptstadt fühle. Laß mich denn einmal denken, ich sei Dein Wegweiser darin, und Dich z. B. in den **Tower** oder die Festung derselben führen. Der **Tower** (Thurm) liegt auf dem **Tower Hill**, einem mäßigen Hügel am linken Themseufer, im westlichen Theile der Stadt, unfern der großen Schiffswerfte und der neuen Münze. Er besteht aus einer Masse verschiedenartiger Gebäude, welche mehrere Straßen bilden, und ist von einem Graben von 3156 Fuß Länge und einer ansehnlichen Mauer umgeben. Der Haupteingang ist an der Westseite. Er besteht aus zwei Thoren auswärts am Graben, einer steinernen Brücke über denselben und einem Thore in der Mauer. An der Flußseite führt eine Zugbrücke von dem anstoßenden Kai hinein. Auch ist hier in einer Verbindung des Grabens mit der Themse ein Wasserthor (**Traitor Gate**, d. h. Verrätherthor, genannt) angebracht, durch welches man einst die Staatsgefangenen von hier nach Westminster zum Verhöre geführt hat. Ueber der **Traitor Gate** erblickt man ein Gebäude, welches die Wasserkunst enthält, wodurch die Festung mit Wasser versehen wird. In dem **Tower** befindet sich die Kirche **St. Peter ad Vincula** — der weiße Thurm (**White Tower**), das Archiv (**Record-Office**), verschiedene Zeughäuser, Wohnungen für die Offiziere, Baracken für die Soldaten, zwei Garküchen für letztere u. s. w. Das wichtigste dieser Gebäude ist der weiße Thurm, so genannt von seiner Farbe. Er steht in der Mitte der Festung, bildet ein Viereck, hat drei Stockwerke und oben, ausser vier einzelnen Thürmen, deren einer als Sternwarte dient, einen Wasserbehälter, aus welchem sämmtliche Gebäude versorgt werden. Im **Tower** werden aufbewahrt die alten Reichsurkunden, mancherlei Alterthümer aus der brittischen Geschichte, eine große Menge alter und neuer Waffen aller Art, die Kronjuwelen, die Staatsgefangenen und — Löwen und andere wilde Thiere. Von Alterthümern findest Du hier z. B. in dem sogenannten spanischen Zeughause (**Spanisch Armoury**) die Trophäen, die man einst der Armada Philipp's **II.** abnahm, unter andern die Daumschrauben, womit man den Engländern das Geständniß abpressen wollte, wo ihre Schätze wären. Daneben steht die Gestalt der Königin Elisabeth, an einem rahmgelben Pferde, einen Edelknaben hinter sich, in der Rüstung, in welcher sie einst im Lager von Tilbury 1588 ihr Heer zum Widerstande gegen jene Spanier ermahnte. Auch zeigt man hier das Beil, mit dem einst Anna Boleyn enthauptet wurde. Die Juwelen,

welche sich in ihrem besondern Hause (The Jewel Office) befinden und aus der Reichs- und der Staatskrone, dem goldenen Scepter und vielen andern Kleinodien bestehen, werden noch, mit Ausnahme einiger Stücke, die man sonst für unschätzbar hält, auf zwei Millionen Pfund Sterling geschätzt. Sie haben auch mehr als einmal schon die Begierde unternehmender Diebe gereizt. Die wilden Thiere befinden sich in einem besondern Hofe (The Lions Tower), gleich rechts am westlichen Eingange. Starke eiserne Gitter trennen sie von dem Besucher. Seltsam hat mir der Umstand geschienen, daß die hier geworfenen Thiere wilder sein sollen, als die aus der Freiheit kommenden. Den Oberbefehl im Tower führt der Constable of the Tower, welcher bei Krönungen die Kronenwache hält. Er hat einen Lieutenant und verschiedene andere Personen unter sich. Jeden Abend werden die Schlüssel mit besondern Ceremonien in sein Haus gebracht und Morgens von da wieder abgeholt. Die verschiedenen hier aufbewahrten Gegenstände können gegen Erlegung gewisser Eintrittsgelder immer in Augenschein genommen werden. Sonntags ist es erlaubt, im Tower spazieren zu gehen. Einige haben die Gründung dieses Gebäudes Julius Cäsar zugeschrieben. Allein es ist gewiß, daß Wilhelm der Eroberer es zuerst anlegte, um die Einwohner der Hauptstadt im Zaume zu halten. Seine Nachfolger haben zu verschiedenen Malen neue Theile hinzugefügt. So ist z. B. unter Richard Löwenherz Mauer und Graben darum gezogen, von Eduard IV. das Thierhaus gebaut worden. Die letzten Hauptverbesserungen haben unter Karl II. (1663) stattgefunden.

So weit für heute, lieber August! Ich hoffe, daß diese Mittheilungen über einen Ort, der in der englischen Geschichte so oft unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, nicht ganz ohne Interesse für dich gewesen sein werden, und bin ꝛc.

4. Madeira (Brief).

(Von Falkmann.)

Rhede von Funchal auf Madeira, den 23. Oktober 18**

Endlich sind wir am 20. dieses Monats hier angelangt, nachdem wir vierzig Tage auf einer Reise zugebracht haben, die man sonst in der Hälfte der Zeit zu machen pflegt. Wir hatten dies dem dauernd widrigen Wind, verbunden mit der schlechten Beschaffenheit unseres Fahrzeuges, zu danken. Da wir hier nur einige Tage verweilen, so benutze ich eine sich eben darbietende Schiffsgelegenheit nach Hamburg, um Ihnen, meine geliebten Eltern, einige Nachricht von mir zu ertheilen.

Von der Reise hieher habe ich eben nichts Merkwürdiges zu berichten, wenn Sie nicht das dafür nehmen wollen, daß ich, obgleich eine Landratte (wie unsere Matrosen sagen), fast gänzlich von der Seekrankheit verschont geblieben bin. Desto mehr möchte ich Ihnen aber von diesen glückseligen Inseln erzählen. Es ist ein entzückender Anblick,

nach wochenlangem Anstarren der öden Wasserfläche wieder grünendes Land erscheinen zu sehen. Das Herz geht einem wunderbar davon auf! Glauben Sie nur, daß der Seekadett Karl Müllner einer der ersten oben im Mastkorbe war, als das Wort: Land! von dort herunter erschallte. Da lag es denn im Meeresdufte wie eine einzige himmelhohe Bergmasse vor mir. Als wir näher kamen, entfalteten sich daran fruchtbare Thäler und nackte Felsen in wunderbarem Gemische. Wir wandten uns nach der südlichen Seite. Da erhob plötzlich, auf einer mächtigen Klippe, das Schloß Loo, eines der Forts, welche den Hafen decken, seine weißen Zinnen, und eine südliche Stadt, die erste die ich sah, breitete sich in einer Senkung des Ufers allmählig vor meinen Blicken aus. Es war Funchal, der einzige bedeutende Ort dieser Insel. Gern wäre ich nun gleich nach dem Lande hinübergeflogen; aber ich mußte mich gedulden bis zum andern Tage, wo mich der Kapitän mitnahm, als er dem portugiesischen Statthalter seinen Besuch machte. Wie viele neue, seltsame Erscheinungen! Diese braunen und schwarzen Gesichter auf der Straße, die fremde Bauart der Häuser, die Wipfel der Palmen über denselben! Nein, Sie haben keine Vorstellung, in welche Bewegung mich alles das setzte! Wir kamen über den Markt. Da glänzten in den Körben der Verkäuferinnen Orangen, Apfelsinen, Feigen, Granatäpfel, vor allem aber des Weinstocks edle Frucht. Könnte ich von der letztern gleich Schwester Julchen, der Traubenfreundin, eine kleine Probe zusenden, welche Augen würde sie machen! Wie würde sie schmausen! Trauben, eine halbe Elle lang, Beeren wie Taubeneier, durchsichtig wie Krystall und süß wie Nektar! Wahrlich die Insel hat Ursache, das Andenken ihres Entdeckers, des edlen Prinzen Heinrich, genannt der Seefahrer, zu ehren, denn er war es, der die Reben vor etwa vierhundert Jahren aus dem südlichen Europa hieher verpflanzte. Sie liefern nun das Hauptprodukt der Insel, den bekannten Madeirawein, von dem etwa 30,000 Pipen oder 90,000 Ohm jährlich erzeugt werden. Ausserdem findet man hier alle Gewächse des südlichen Europas und der Nordküste Afrikas, mit welcher letzteren dies Land in gleicher Breite liegt. Dagegen fehlen alle giftigen Thiere, z. B. Schlangen, gänzlich. Rechne ich nun hinzu, daß Luft und Witterung höchst angenehm und gesund sind, daß hier ein ewiger Frühling und Sommer herrscht, ohne daß jemals die Hitze so unerträglich würde, als an manchen Orten auf dem Festlande, so kann ich mir kaum eine Gegend der Erde denken, wo ich lieber wohnen möchte, als hier.

Doch ich will mit meinem Urtheile warten, bis ich erst mehr von der Oberfläche unserer Erdkugel gesehen habe. In zwei Tagen lichten wir die Anker, und es geht nach der Insel St. Catharina an der Küste von Brasilien. Lebt denn wohl, theure Eltern und Geschwister! Es grüßt Euch alle herzlich Euer u. s. f.

5. Brief Schiller's an seine Mutter (1796).

Liebste Mutter!

Herzlich betrübt ergreife ich die Feder, mit Ihnen und den lieben Schwestern den schweren Verlust zu beweinen, den wir zusammen erlitten haben. Zwar gehofft habe ich schon eine Zeit lang nichts mehr; aber wenn das Unvermeidliche eingetreten ist, so ist es immer ein erschütternder Schlag. Daran zu denken, daß Etwas, das uns so theuer war, und woran wir mit den Empfindungen der frühern Kindheit gehangen und auch im spätern Alter mit Liebe geheftet waren; daß so Etwas aus der Welt ist, daß wir mit allem unserm Bestreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken, ist immer etwas Schreckliches. Und wenn man erst wie Sie, theuerste, liebste Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlorenen Freund und Gatten so lange, so viele Jahre getheilt hat, so ist die Trennung um so schmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute verewigte Vater mir und uns allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete, und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich! Es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im dreiundsiebenzigsten Jahre mit einem so kindlichen reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden, als er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung, und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schwestern nicht trösten; Ihr fühlt alle mit mir, wie viel wir verloren haben, aber Ihr fühlt auch, daß der Tod allein diese langen Leiden endigen konnte. Unserm theuren Vater ist wohl und wir alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird sein Bild aus unserm Herzen erlöschen und der Schmerz um ihn soll uns noch enger unter einander vereinigen.

Vor fünf und sechs Jahren hat es nicht geschienen, daß Ihr, meine Lieben, nach einem solchen Verluste noch einen Freund an einem Bruder finden, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gefügt, und er gönnt mir noch die Freude, Euch Etwas sein zu können. Wie bereit ich dazu bin, darf ich Euch wohl nicht mehr versichern. Wir kennen einander alle auf diesem Punkte und sind des lieben Vaters nicht unwürdige Kinder.

Sie, theure Mutter, müssen sich Ihr Schicksal jetzt ganz selbst wählen, und in Ihrer Wahl soll keine Sorge Sie leiten. Fragen Sie sich selbst, wo Sie am liebsten leben, hier bei mir oder bei Christophinen, oder im Vaterlande mit der Louise. Wohin Ihre Wahl fällt, da wollen wir Mittel dazu schaffen. Vor der Hand müssen Sie ja doch,

der Umstände wegen, im Vaterlande leben, und da läßt sich unterdessen alles arrangiren. Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so viel schweren Leiden muß der Abend ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schooße Ihrer Kinder und Enkel noch manchen frohen Tag genießen. Alles, was unser theurer Vater an Briefschaften und Manuscripten hinterlassen, kann mir durch Christophinen mitgebracht werden. Ich will suchen, seinen letzten Wunsch zu erfüllen, der auch für Sie, liebste Mutter, Nutzen bringen soll.

Herzlich umarmen wir Sie und die lieben Schwestern. Meine Lotte würde selbst geschrieben haben, aber wir haben heute das Haus voll Gäste, und in dieser Zerstreuung war's unmöglich. Sie hat mit mir den verewigten Vater, den sie immer recht herzlich geliebt, beweint, und ihr tiefer Antheil an diesem Verlust hat sie mir noch lieber und theurer gemacht. Auch meine Schwiegermutter und Wolzogens, die gerade hier sind, sind sehr davon gerührt worden und lassen tausendmal grüßen. Ihr ewig dankbarer Sohn

F. Schiller.

6. Unglück der Stadt Leyden.

(Von Hebel.)

Die holländische Stadt Leyden liegt am Rhein. Sie hatte ehemals 11,000 Häuser, welche von 40,000 Menschen bewohnt waren und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im Königreiche. Der 11. Januar 1807 ist ihr zum furchtbaren Schreckenstag geworden. Im Hafen der Stadt lag ein Schiff mit siebenzig Fässern voll Pulver. Abends halb fünf Uhr geschah plötzlich ein Knall. Das Schiff mit seinen Fässern hatte Feuer gefangen, und in einem Augenblicke waren ganze Gassen voll Häuser mit Allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert, und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde; Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch gerettet werden konnte. Die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, brachte man auf's Rathhaus, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt

werden. Viele Hülfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Lebensmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen. Gottes Arm hatte da Frieden geboten und die Herzen zum Wohlthun geneigt.

7. Das Dörfchen in Tyrol.

(Von Neumeier.)

Auf einer Reise durch Tyrol kam ich nach N . . . Ich fand die Trümmer eines abgebrannten Dörfchens, ehedem auf einer engen Flur, unter jetzt versengten Fruchtbäumen, zwischen drohenden Bergen hingebaut. Kaum die Hälfte der Einwohner hatte in den Resten der Erdgeschosse, mit Brettern überdeckt, ein erbärmliches Unterkommen sich ausgemittelt. Nur der Wirth hatte im zweiten Stocke ein Zimmerchen für Fremde hingeflickt und einen Nothstall für ihre Pferde, er selbst mit Weib und Kindern hauste und schlief noch in Küche und Stall.

Aber doch war viel Betrieb und Muth im Dörfchen, das abgebrannte Gotteshaus wieder herzustellen. Die Soldaten hatten dasselbe erst als Stall und Magazin, dann als Festung gebraucht, endlich beim Abzuge angezündet, und der Brand verzehrte das ganze Dörfchen. Jetzt aber war kein Einwohner, der nicht zimmerte und mauerte am neu erstehenden Gotteshause. Die Weiber und Kinder versahen Dienste der Handlanger; das wenige Gespann diente dem frommen Bauwerke. Die Greise sammelten Beiträge bei der verschonten Nachbarschaft im Gebirge, und die geschlossene Almosenbüchse ward Reisenden nur für Unterstützung des Kirchenbaues hingestellt.

Nach einigen Monaten kam ich wieder nach N . . . Mit dem Aufbauen der Häuser war es nicht viel weiter gekommen, aber das Gotteshaus war hergestellt. Weiß getüncht mit hellrothem Ziegeldache, schimmerte es über die Ruinen des Dörfchens weit in die Landstraße hinaus. Im kleinen Thürmchen mit grün bestrichener Kuppel prangte die Glocke; eine entlehnte Tragorgel war im Chore aufgestellt, und auf dem einfachen Altare thronte schon das früher geflüchtete Gnadenbild. Es war ein Sonntag, der Jahrestag der Einäscherung, für des Gottesdienstes erste neue Feier bestimmt.

Schon mit dem grauen Morgen standen Kinder und das junge Volk auf der Straße, um den ersten Laut der Glocke zu vernehmen, die wieder einmal zum Morgensegen weckte. Mit Thränen in den Augen beteten die Alten am Fenster ihr Angelus Domini. — Aber als um neun Uhr wieder die Glocke zum Gottesdienste rief, da ergoß sich die ganze Bevölkerung des Dörfchens in die Kirche, — Männer und Weiber, die Kinder auf den Armen der Mütter, Knechte und Mägde. „Herr Gott Dich loben wir!" verkündete der Priester. — Und die Gemeinde stürzte hin, weinte zum ersten Male milde, erleichternde

Thränen über das, was sie verloren, und dankte Gott für das, was sie erhalten hatte, dankte Gott für das Geschenk der wiedergegebenen Gotteswohnung, bat um Abwendung weiteren Unheils, empfahl dem Allgütigen ihre weitere Wohlfahrt, verzieh dem bösen Nachbar, und kehrte zurück zur Brandstätte, getröstet und erhoben mit der Gewißheit im Herzen, daß es ihnen nun nicht mehr fehlen könne, auch ihren kleinen Hausstand in den Umgebungen des wieder erhobenen Tempels bald wieder zu erheben.

O, wie war ich tief gerührt! — Wehe dem Menschen, der dieser Dörfler spotten könnte, der in ihrem frommen Wesen und Treiben den Geist Gottes verkennt, den Ruf für das Ewige! Dieser Geist, dieser Ruf allein ist es, der „die Armen aus dem Kothe aufrichtet" (Psalm 112) und, wenn er sie auch nicht zu den Fürsten setzt, doch im Unglücke weit über die Fürsten erhebt, die jenes Geistes, jenes Rufes für das Ewige entbehren.

8. Zerstörung Jerusalems.

(Von Kellner.)

Die Zerstörung der Stadt Jerusalem und die Zerstreuung der Juden (70 n. Christus) fällt unter Vesspasians Regierung. Dieß Volk hatte sich schon öfters gegen die Römer empört, und war jedesmal nur mit Mühe und erst nach vielem Blutvergießen wieder unterworfen worden. Zu Nero's Zeit war eine abermalige Empörung ausgebrochen, und Vespasian, der damals noch General war, wurde gegen sie abgeschickt. Da Jerusalem auf mehreren Bergen lag, feste Mauern hatte, und daher schwer einzunehmen war, so hatte er sich begnügt, es zu beobachten, und hoffte, die Einwohner, die in mehrere Parteien zerfallen waren, würden sich endlich selbst unter einander aufreiben. Indessen wurde er zum Kaiser ausgerufen; er mußte nach Rom abziehen, und übertrug die Bezwingung der hartnäckig sich wehrenden Juden seinem Sohne Titus. Dieser griff die Sache auch gleich mit großem Eifer an und ängstigte die Juden mit seinen großen Belagerungsmaschinen; denn ehe das Pulver erfunden war, bediente man sich zur Belagerung der Städte ungeheurer Maschinen, womit man große Steine, Balken und Pfeile schleuderte. Allein die Gewalt derselben war doch nicht mit der unserer Geschütze zu vergleichen, und die abgeschleuderten Steine kamen so langsam angeflogen, daß man ihnen allenfalls ausweichen konnte. Als Titus sah, daß die Juden entschlossen waren, die Stadt bis auf's Aeusserste zu vertheidigen, schloß er sie ganz ein und griff einen Theil nach dem andern an. In der Stadt fing indessen der Hunger an gräßlich zu wüthen. Auf den platten Dächern und auf den Gassen sah man die verhungerten Leichen der Mütter und Kinder haufenweise herumliegen. Die Stärkeren schlichen wie Gespenster umher, und ein tiefes Schweigen lag über der ganzen ungeheuren Stadt; denn Jeder war so ganz mit dem Einen Gedanken, wie er seinen Hunger stillen könnte, beschäftigt, daß alle andern Bedürfnisse schwiegen. Die zuerst starben, wurden glücklich gepriesen, geendigt zu haben,

und Viele baten flehentlich die Soldaten, ihnen nur das Leben zu nehmen, um ihre Leiden abzukürzen. Und dennoch wurde die Stadt behauptet, denn die wildesten Juden hatten sich der Gewalt in der Stadt bemächtigt, und wollten von keiner Uebergabe etwas wissen; auch hatten sie für sich anfangs noch Lebensmittel genug, die sie den andern Einwohnern geraubt hatten. Endlich wurde die Noth so groß, daß die nächsten Verwandten sich einander die Nahrung wegrissen. Der schauderhafteste Beweis aber von der Gewalt des Hungers ist, daß eine Mutter ihr eigenes Kind verzehrte. Maria hieß die unglückliche Frau. Nachdem sie auch das Letzte für Lebensmittel, die damals nur mit Gold aufgewogen wurden, ausgegeben hatte, und der Hunger nun alle natürlichen Empfindungen tödtete, ergriff sie ihren kleinen Säugling. „Armes Kind", rief sie mit starrem Blick, „wozu soll ich dich aufheben? Das elendeste Ende wartet ja Deiner! Da du doch einmal sterben mußt, ist es ja besser, du stirbst von der Hand deiner Mutter, und dienst noch zur Erhaltung ihres Lebens!" — Sie schlachtete es darauf, schnitt es in Stücke, briet eines davon und verwahrte die andern. Einige Soldaten, die, um zu rauben, in das Haus drangen, rochen den Bratengeruch und wollten wissen, wo sie noch Fleisch her habe. Da zeigte sie ihnen die Ueberreste ihres Kindes. „Seht her!" sprach sie, „das sind die Glieder meines Kindes. Eßt mit mir; was eine Mutter kann, werdet ihr doch auch können?" So roh auch die Krieger waren, so wandten sie sich doch mit Abscheu davon ab. Die That ward bald ruchbar und kam auch zu den Ohren des edeln Titus. Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief Gott zum Zeugen, daß er an diesen Gräueln nicht Schuld sei; er habe ja den Juden oft Gnade angeboten. — Die Angriffe der Römer wütheten fort; ein Theil der Stadt nach dem andern fiel in ihre Hände; endlich wurde auch der Tempel erstürmt. Wie gerne hätte Titus das herrliche Gebäude erhalten. Aber der Widerstand der Juden war so heftig, daß sie nur durch Anzündung des Gebäudes herausgetrieben werden konnten. Noch einen Monat länger hielt sich die Burg, und nun war erfüllt, was Jesus vorhergesagt hatte. Die ungeheure Stadt sank in Trümmer und Graus, die meisten Einwohner wurden erschlagen, viele als Sklaven verkauft oder in fremde Länder abgeführt. Wie schrecklich ging nun an dem unglücklichen Volke der Fluch in Erfüllung, den es selbst ausgesprochen hatte, als es Jesu Kreuzigung forderte, und dem Pilatus drohend zurief: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" — Seit der Zeit hat es sich fast in alle Länder zerstreut, hat unter hartem Drucke gelebt, und erst unserer Zeit scheint es aufbehalten zu sein, seinen Zustand zu verbessern und es einer höheren Kultur zuzuführen.

9. Die erbetene Schutzmauer.

(Nach dem Gedichte von Brentano, von Kanne.)

In der Zeit des Glaubens frommet uns nicht, Vieles und Großes zu schauen, und Gott pflegt, wo er sich offenbaren will, seine Größe noch hinter der Kleinheit der Mittel,

durch die er sich offenbaret, zu verbergen und zu verhüllen. Kann er für uns Arme doch nie anders groß als im Kleinen sein! Aber doch, wie oft ist diese seine gewöhnliche und nothwendige Weise zu handeln verkannt worden. Sagen sie nicht, dieß und das ist zu gering für ihn, darum hat nicht er's, sondern der Zufall gethan?

Im Anfang des Jahres 1814 standen Schweden, Kosacken und die russisch-deutsche Legion nur eine Viertelmeile von Schleswig entfernt; jeden Tag kam vom Lande her den Stadtbewohnern eine neue Schreckensnachricht zu, denn wild und rauh war das Betragen Einiger von dieser feindlichen Schaar, und was mußte man erst erwarten, wenn die Zeit des Waffenstillstandes abgelaufen war! Angstvoll sah man der Mitternachtsstunde des 5. Januar entgegen, denn da war dieser Waffenstillstand zu Ende. Da wohnte nun am Eingange der Stadt nach der Seite hin, wo der Feind stand, eine alte fromme Frau, Großmutter von einem zwanzigjährigen Enkel, der nebst seiner schon ziemlich bejahrten Mutter mit der alten Frau in einem Hause wohnte. Betete sie in guten Tagen, was sollte sie nicht in bösen Tagen beten? Ja ja, die Zeit der Noth ist just die Zeit, wo man nur ganz dreist zu Gott kommen darf, wenn man auch sonst nicht zu ihm gekommen ist; denn die Noth ist sein gewöhnliches Einladungsschreiben an harte Herzen, daß sie weich werden sollen und ihn suchen. Die gute Frau betete nun in diesen Tagen ganz einfältig mit Inbrunst den Vers eines alten Kirchenliedes:

„Eine Mauer um uns bau',
„Daß dem Feinde davor grau'!"

Das hörte der Enkel. „Ei Großmutter", sagte er, „wie möget Ihr doch um ein so unmöglich Ding bitten, daß der liebe Gott gerade um Euer Haus eine Mauer bauen soll, daß der Feind nicht dazu kommt?" — „Das will ich damit auch nicht gesagt haben," versetzte sie, „sondern ich hab's anders gemeint, nämlich der Herr wolle gnädiglich uns und unsere Stadt vor dem Feinde beschützen und bewahren; das habe ich mit dem Gebete sagen wollen. Aber was denkst du denn? Wenn's nun Gott eben auch gefiele so eine Mauer um uns her zu bauen, meinst du, daß er das nicht könnte?"

Nun kam denn jene gefürchtete Stunde. Die feindlichen Vorposten rückten von allen Seiten in Schleswig ein, die dänischen Truppen hatten sich schon Tags vorher zurückgezogen und immer mehr kleine Abtheilungen kamen nach. Das Haus der alten Frau lag ziemlich hervorstehend vor andern Häuser an der Heerstraße; desto eher und desto häufiger hätte sie also von den Soldaten besucht werden sollen; wohl sah sie, daß sie zu den Häusern ihrer Nachbaren eilten und da allerlei verlangten; aber zu ihr kam keiner, Alles ritt vor ihr vorbei. Das ging nun so zu: Bisher hatte es fast gar nicht geschneiet, erst am 5. Januar war ein größeres Schneegestöber, und am Abend dieses Tages kam Sturm dazu, und das Gestöber wurde so heftig, als man es selten sieht. Vier Pulk Kosacken fanden den Weg um die Stadt, den sie ziehen sollten, verschneit und warfen sich nun in die Stadt hinein, blieben aber alle in dem Theil derselben, der ihnen am nächsten war und der ziemlich weit von den größern entfernt liegt. Darum wurden dort die Häuser mit Soldaten überladen, so daß wohl sechszig bis siebenzig Mann sich in mehreren der Wohnungen einquartierten, die um das Haus der alten frommen Frau

lagen. Schrecklich ging's da zu, aber zu der alten Frau wollte keiner der wilden Fremdlinge kommen, nicht einmal an ihr Fenster klopfte einer. Deß wunderte sich denn Großmutter, Tochter und Enkel sehr, und wie war's denn auch nur zugegangen? — Das fand sich gleich am andern Morgen. Der Glaube hatte der guten Frau geholfen. Wer glaubt, dem hält der Herr oft ganz wörtlich Wort, und das that er auch hier. Denn in der Nacht hatte er wirklich eine Mauer um das Haus gebaut; ein mannshoher Schneeberg zog sich vor dem Hause her, daß die Kosacken wohl hatten von ihm wegbleiben müssen. „Siehst du nun," sagte die Großmutter zum Enkel, „daß Gott auch eine Mauer um uns bauen kann." Der Enkel staunte den Schneeberg an und schämte sich seines Unglaubens.

10. Ueberschwemmungen in St. Petersburg.

(Von Kohl.)

Der finnische Meerbusen erstreckt sich mit seiner größten Länge in gerader Richtung von Petersburg aus nach Westen, aus welcher Gegend die stärksten Stürme wehen. Diese treiben daher natürlich die Wassermassen des Meeres gerade auf die Stadt zu. Wäre nun in der Nähe derselben der Meerbusen weit und zu beiden Seiten breit, so würde sie vielleicht wenig davon empfinden. Unglücklicher Weise spitzt sich aber der finnische Meerbusen zugleich nach Petersburg, das an seiner innersten Spitze liegt und in dessen Nähe nun die Fluthen in einen kleinen engen Sack, den Kronstädter Busen, gefangen und zusammengedrängt werden, immer mehr und mehr zu. Dazu kommt dann, daß die Newa sich gerade hier, von Osten nach Westen gehend, in's Meer mündet und ihre Gewässer jenen von Westen kommenden Wogen diamentral entgegenwirft.

Die Inseln des Newa-Deltas, auf denen Petersburg's Paläste wurzeln, sind äußerst flach und niedrig. Mit ihren seewärts gekehrten unbewohnten Enden verlieren sie sich allmählig bis zum Wasserniveau und unter dasselbe hinab, und selbst die entlegensten und höchsten mit Häusern am meisten gefüllten Theile der Stadt liegen nur zwölf bis vierzehn Fuß über dem gewöhnlichen Stande des Meeres erhaben. Ein Steigen des Wassers von fünfzehn Fuß reicht also hin, um ganz Petersburg unter Wasser zu setzen, und ein Steigen von dreißig oder vierzig, um die ganze Stadt zu ertränken. Die armen Einwohner schweben daher auch beständig zwischen Leben und Tod und können nicht 24 Stunden gewiß sein, daß sie nicht alle 500,000 in's kühle Fluthengrab weggeschwemmt werden.

Es ist weiter nichts dazu nöthig, als daß einmal ein heftiger Westwind im Frühling mit dem höchsten Wasserstande und dem Eisgange zusammentreffe. Die großen Eismassen des Meeres würden alsdann landeinwärts dringen und der Fluß mit seinen Schollen ihnen entgegentreten. Im Titanen-Kampfe dieser Naturgewalten würden sämmtliche Schlösser und Vesten der Wunderstadt leicht rasirt werden, und sie alle mit ihren Bettlern

und Fürsten in den Fluthen umkommen, wie Pharao im rothen Meere. Kaum darf man so leichtsinnig darüber sprechen. Denn die Gefahr liegt zu nahe, und in der That pocht manchem Petersburger bei dem Gedanken daran das Herz. — Ihre einzige Hoffnung beruht auf der Unwahrscheinlichkeit, daß jene drei Erfordernisse zur sichern Bewirkung ihres Unterganges: Eisgang, Hochwasser und Westwind, alle auf einmal in einem Zeitpunkt zusammenfallen werden. Es gibt glücklicherweise vierundsechszig Winde in der Windrose, und wenn hohes Wasser ist, so wird doch nicht gerade ein eigensinniger Westwind ihm den Ausgang verschließen. Ein wegebahnender Ost oder Süd schafft dem Ueberfluß wohl noch zur rechten Zeit leichten Abgang, und selbst wenn es aus Westen lange bliese, so wird doch noch das Eis eine Zeit lang halten, bis der Wind sich zum Norden umsetzt.

Indessen ist es gewiß, daß im Frühling oft anhaltende Westwinde wehen und daß es oft Ausbrüche in der Newa und dem finnischen Meerbusen gibt, bei denen die Schollen noch stark genug sind, um äußerste Furcht zu erregen, und wenn nur die früheren finnischen Bewohner des Newa-Deltas Beobachtungen gemacht hätten, so könnte die Wahrscheinlichkeitsrechnung wohl lehren, wie viel Male in einem Jahrtausend oder in zehn Jahrtausenden alle jene Umstände in einem und demselben Zeitpunkte zusammentreffen müßten. Genug, wir werden uns nicht darüber wundern dürfen, wenn wir eines Tages durch die Zeitungen erfahren, daß Petersburg, welches wie ein glänzendes Meteor plötzlich aus den finnischen Sümpfen auftauchte, eben so urplötzlich erloschen sei. Gott schütze es!

Menschenschutz ist hier ganz und gar unanwendbar. So wenig es dem unternehmenden Rußland unmöglich erscheint, so kann es doch nicht daran denken, den Okeanos eindämmen oder den Flußgöttern andere Wege bahnen zu wollen, und obgleich man allerdings hier und da von ableitenden Kanälen und schützenden Molos gesprochen hat, so hat man doch bisher, die Fruchtlosigkeit dieser Versuche wohl einsehend, noch nichts dergleichen ausgeführt, und Petersburg liegt vollkommen wehr- und schutzlos da, den Fluthen zum willkürlichen Spiele preisgegeben. Da diese Stadt jeden Augenblick das furchtbare Wasser erwarten kann, wie jede andere Stadt die verzehrende Flamme (in manchen Stadttheilen kommen die Ueberschwemmungen so häufig und plötzlich, daß man oft Abends nach Beendigung der Gesellschaft, wenn mittlerweile der Wind sich drehte, die Straßen überschwemmt findet und nicht nach Hause gehen kann), so hat man Veranstaltungen getroffen, die Einwohner prompt vor drohender Gefahr zu benachrichtigen, damit jeder das Mögliche zu seinem Schutze thue. Wenn beim anhaltenden Westwinde die Meereswasser in die Newa eintreten und die äussersten Spitzen der Insel überschwemmen, so wird auf der Admiralität eine Kanone gelöst, und auf allen Thürmen werden die Wasserfahnen ausgesteckt, zum Zeichen, daß die Stadt durch die Nereiden in Belagerungszustand versetzt ist. Die Kanonenschüsse werden alle Stunden wiederholt. So wie das Wasser die Ufer überschreitet und die untern Theile der Insel überschwemmt, folgen sich die Signale der Allarmkanone alle Viertelstunden. Steigt es noch höher und schleicht es in die Stadt selbst ein, so donnern die Signale alle fünf Minuten, und rufen am Ende, wenn das Wasser noch weiter geht, mit verzweifeltem, alle Minuten wiederholten Geschrei die Hülfe der Boote und Schiffe herbei.

Das Elend und die Noth, die eine Wasserfluth in Petersburg herbeiführt und in ihrem Gefolge hat, ist unbeschreiblich. Aller Mund ist noch voll von den Leiden und Trauerscenen, welche die große Wassernoth vom 17. November 1824 mit sich brachte. Sie ist die höchste, welche die Stadt bisher erlebte, und in allen Straßen ist ihre Höhe bezeichnet. Das Wasser kam sehr ruhig und ganz unschuldig heran, wie dieß bei allen Petersburger Wasserfluthen, bei denen kein Durchbruch statthaben kann, der Fall ist, und viele Leute, wenn sie in entlegenen Stadttheilen die Allarmkanonen nicht gehört hatten, wunderten sich, ohne eben viel Böses zu ahnen, über das helle Wasser, das sie in den Straßen blinken sahen. Tausende ließen sich dadurch in ihren Geschäften nicht abhalten, fuhren und wanderten durch, und Hunderte büßten die Arglosigkeit mit ihrem Leben. Vom heftigen Westwind gepeitscht, hob sich das Wasser immer mächtiger und schoß endlich eilenden Schrittes durch die Straßen, hob alles, was es an Equipagen und Wagen auf ihnen fand, in die Höhe, ergoß sich durch die Fenster in die Souterrains und Parterres der Häuser und stürzte in mächtigen Säulen aus den Oeffnungen der unterirdischen Kloaken hervor. Am meisten litten Noth die „Basilius-Insel" und die „Petersburger-Seite", auf welcher letzteren Insel viele kleine Leute in wenig soliden Häusern wohnen. Manche hölzerne Gebäude wurden vom Wasser ganz unversehrt und leise vom Boden gehoben und schwammen mit ihren Einwohnern in den Straßen umher. Die Equipagen, deren Passagiere und Kutscher trockene Höhen erklommen hatten, und an denen die armen Pferde, die sich im Geschirre nicht frei bewegen konnten, meist elend umkamen, sammelten sich zu Dutzenden in den Gehöften. Alle Bäume der öffentlichen Plätze saßen voll von Menschen, wie sonst von Sperlingen. Das Wasser stieg gegen Abend so hoch und der Wind wurde so stark, daß man alle Augenblicke fürchtete, die Kriegsschiffe möchten sich losreißen und die Häuserreihen einbrechen. Das Uebel war um so verderblicher, als es von Niemanden für so schlimm gehalten wurde, da das Wasser ohne Brausen und Toben mit ganz freundlicher Physiognomie die Stadt beschlich. Am allerschlimmsten waren seine anfangs unsichtbaren Einwirkungen, sowie dann die sich nachschleppenden üblen Folgen. Sehr viele Häuser stürzten erst am folgenden Tage eiu, als die Fluthen schon wieder in ihr Bett zurückgetreten waren, wie alte schwächliche Kranke, die einen plötzlichen Anfall nicht ertragen. Aus den meisten Wohnungen war die eingedrungene Feuchtigkeit nicht wieder zu bannen. Die Einwohnerschaft sank auf's Krankenlager und mörderische Seuchen herrschten in vielen Stadttheilen noch Wochen lang nachher. Die Nacht war besonders schrecklich, da die Fluthen bis zum Abend noch immer stiegen und bei der furchtbaren Finsterniß im Fall eines anhaltenden Steigens kein Ausweg zur Rettung offen schien. Tausende von Familien, deren Glieder vielleicht in verschiedenen Theilen der Stadt versprengt worden, verbrachten sie in der größten Besorgniß und unter den heißesten Angstgebeten. Die Schreckensscenen unter den 500,000 nothleidenden Menschen in dieser furchtbaren Nacht mögen interessant und bunt genug gewesen sein. Es kursiren noch jetzt tausende von komischen und traurigen Anekdoten über jenen ereignißreichen Tag in Petersburg herum. Manche glauben, daß an zu Grund gegangenen Waaren, zerstörten Häusern, vernichtetem Mobiliar, verdorbenem Straßenpflaster, eingestürzten Trottoirs u. s. w. diese

Wasserfluth der Stadt über hundert Millionen und an mittelbar und unmittelbar durch sie umgekommenen Menschen mehrere Tausend gekostet hat. Man hat in allen Straßen der Stadt die Höhe der Fluth an den Häusern durch einen Strich und Hinzusetzung des Datums bezeichnen lassen. Gott gebe, daß die Häuseranstreicher das Geld, welches sie dafür erhielten, nicht noch einmal zu verdienen bekommen. Jeder Zoll, den sie ihren Strich höher setzen müßten, würde die Stadt ein paar Millionen mehr gekostet und hundert Familien mehr in Trauer versetzt haben.

11. Eine Aetnareise.

(Von A. W. Kephalides.)

Hierauf ritten wir auf den Aetna. Der Tag war heiter, aber die Sonne brannte sehr heiß, und unsere Maulthiere schraubten uns nur langsam auf den unwegsamen, klippen- und sandreichen Straßen am Berge empor. Endlich sahen wir das freundliche Catanien und die unabsehlichen Wogen des Meeres unter uns liegen, doch schien der Saum desselben sich langsam am Horizonte hinan zu heben. Unser Wirth aus Catanien folgte uns nebst einem Saumroß als Proviantkolonne. Diese Lavafelder sind bekanntlich ungeheuer fruchtbar, und aus ihrem schwarzen Schoße quillt ohne Ruhe und Unterbrechung der reichste Segen des südlichen Pflanzenwuchses; daher denn auch auf dieser gefährlichen Lavarinde die blühendsten, ja beinahe die einzigen Dörfer der Insel Sicilien anzutreffen sind, und die zwölf Millien oder dritthalb Meilen von Catanien bis zum letzten Dorfe, Nikolosi genannt, legt man zwischen lauter schwellenden Gärten und wohlhabenden Ortschaften zurück; doch hat andererseits dieser erste Theil des Weges in der bebauten Region des Aetna, da man zwischen den Mauern der Weinberge eingesperrt ist, wenig Angenehmes. Etwa eine halbe Meile unterhalb Nikolosi fängt der schwarzgraue Lavasand an, das Erdreich in Trauer zu hüllen, bis an den Scheitel des Vulkans hinauf an zwanzig Millien. Ein unendlich düsterer und fast abschreckender Anblick! Unfern dem Dorfe liegt ein sehr tiefer, ausgebrannter Krater, der etwa vor dreihundert Jahren Feuer ausgeworfen hat.

Gegen Abend erreichten wir Nicolosi und fanden in dem Hause des Intendanten und Arztes der Ortschaft, des Don Maria Gemellaro, die liebreichste und gastfreieste Aufnahme von der Welt.

Wer von Catanien aus den Aetna besteigt, muß entweder im Kloster San Nikolo d'Arena, unfern Nikolosi, bleiben, oder in diesem Dorfe selbst die Gastfreiheit des Herrn Gemellaro, der immer eine Stube an Aetnareisende zu verleihen die Güte hat, ansprechen. Wir wollten indeß jeden veranlaßen, das letztere zu thun, da der Rath und die Anleitung des Herrn Mario Gemellaro, der seit fünfzehn Jahren den Vulkan mit seltener Liebe und eifrigem Interesse beobachtet, für jeden Vernünftigen von der höchsten Wichtigkeit sein

werden. Schon vor dem Jahr 1804 baute Gemellaro aus eigenen Mitteln in der Nähe des Philosophenthurmes (wo Empodokles gewohnt haben soll), etwa dreiviertel Stunden unter dem hohen Krater des Aetna, ein kleines Häuschen zum Schutz der Reisenden vor Hagel, Schnee und Ungewitter; als aber in demselben Jahre Lord Forbes, ein englischer Offizier, die Wohlthätigkeit eines solchen Obdachs hatte einsehen lernen, bewog er Don Gemellaro, durch das Versprechen, bei seinen Landsleuten auf der Insel eine Subscription zu eröffnen, zum Aufbau eines bequemern Hauses für die Reisenden, nebst einer Stallung für Saumrosse und Maulthiere. Dieser kleine Bau, der noch in demselben Jahre beendigt wurde, wird jedem, der von Wind, Eis und Kälte bearbeitet am Kegel des Vulkans ankommt, in seiner vollen Wichtigkeit erscheinen.

Obgleich nun der Beitrag des Herrn Gemellaro selbst den reichlichsten englischen um das Dreifache überstieg, und obgleich er noch überdieß die Mühe über sich nahm, dem so schwierigen Bau, da alle Materialien so weit heraufgeschleppt werden mußten, vorzustehen und, was noch mehr ist, für die Unterhaltung des Hauses und dessen Reinigung von Schnee zu sorgen, so pflegen die Engländer doch mit unbilliger Anmaßung dies kleine Asyl „Haus der Engländer" zu nennen; die Bewohner des Aetna indeß nennen es billigerweise „Haus des Gemellaro" (Casa di Gemellaro). Jeder Reisende erhält die Schlüssel unentgeltlich dazu.

Nach kurzer Ruhe brachen wir gegen halb zehn Uhr Nachts in Begleitung eines reitenden Piloten (eines „Piedotto") und eines zweiten Fußboten auf. Wir stolperten über den höchst beschwerlichen Weg durch die Waldregion (regione nemorosa) in dunkler Nacht mit unsern Maulthieren glücklich hindurch, oder eigentlich war es allein das Verdienst unserer geschickten Saumrosse, daß wir in diesen verworrenen Bergklippen, durch die sich der enge Pfad hindurchwindet, den Hals nicht brachen. Endlich trat der Mond aus den Wolken und sein blasses Gesicht zeigte uns in unabsehlicher Tiefe unter uns den blanken Spiegel des Meeres. So gelangten wir in die Schneeregion (regione nevosa oder discoperta), als der Himmel sich plötzlich in schwarze Sturmwolken hüllte, und die schneidende Luft uns ziemlich erstarren machte. Den Sonnenaufgang, um dessen willen wir so mächtig vorwärts geeilt waren, konnten wir nun nicht hoffen zu schauen; deßhalb, und weil wir sehr von der Launigkeit des Wetters litten, beschlossen wir, in der Lavahöhle, Grotta del Castelluccio genannt, einige Zeit auszuruhen. Nachdem wir hier ein munteres Frühstück mit Zähnklappen eingenommen hatten, zogen wir, in der unermeßlichen Lavaasche watend, weiter; denn die Grotta del Castelluccio liegt noch zwei Stunden unterhalb des Kraters.

Endlich tauchte im Sturme die Sonne aus dem Meere auf, beleuchtete die entsetzliche Oede, die wir bisher noch gar nicht recht gesehen hatten, und ließ uns in ungeheurer Tiefe das Meer erblicken. Alle Vegetation, grüne Moosbüschel ausgenommen, hatte schon längst aufgehört; in Wolken und Dampf gehüllt, zogen wir bald über weiße Schneefelder, bald durch schwarze Aschenmeere dem Gipfel zu, ohne daß wir weiter als fünfzig Schritt um uns sehen konnten; und so waren wir etwa tausend Schritte von Gemellaros Hause gekommen, als mit einemmale unser brittischer Reisegefährte fürchterlich

zu stöhnen anfieng und ohnmächtig vom Maulthiere in die Arme des Piloten herabsank. Dieß traurige Ereigniß auf der schwarzen Einöde und im Fluge der dampfenden Wolken setzte uns in nicht geringe Verlegenheit und machte natürlich unserer Aetnareise für's erste ein Ende. Was sollten wir mit unserm kranken Freunde beginnen? Unsern geringen Weinvorrath, mit dem wir vielleicht ihn erquicken konnten, hatten wir in der Lavahöhle del Castelluccio gelassen, und da die Hauptursache seines Uebelbefindens die dünne Luft und die ausserordentliche Abwechslung der Temperatur von siebenundzwanzig Grad Hitze bis zur Eiskälte war, es also widersinnig gewesen wäre, noch höher bis in das leere Haus des Gemellaro zu steigen, so deckten wir ihn, nachdem er ein wenig zu sich gekommen war, mit allen unsern Mänteln zu, denn er vergoß kalten Schweiß am ganzen Leibe, und trugen ihn, da er nicht im Stande war auf dem Maulthiere zu sitzen, nach der Grotte del Castelluccio herab. Hier ward er auf's Neue und so anhaltend ohnmächtig, daß wir beinahe glaubten, er scheide aus dem Leben. Doch eine Stunde Schlaf und die wärmere, dichtere Luft stärkte ihn so, daß er mit uns nach Nikolosi herabzureiten vermochte. Die liebliche Gegend in dem ziemlich dünnen Eichenwalde, der freilich in unserm Deutschland nicht in Betracht käme, beleuchtet vom schönsten Blau des Himmels, und die Aussicht auf's ferne Meer, ließen uns sehr betrauern, was wir Herrliches verloren hatten.

Nachmittag um drei Uhr etwa langten wir in Nikolosi an, erfrischten uns recht mit guter Speise und Trank unseres katanesischen Wirthes, hernach durch den erquickendsten Schlaf, und als wir gegen neun Uhr Abends erwachten, stand das Himmelsgewölbe in voller Klarheit über uns. Alsbald war unser Entschluß gefaßt, die Maulthiere wurden gesattelt, wir übergaben unsern kranken Reisegefährten der sorgsamen Pflege des Don Mario Gemellaro und eilten fröhlich zum zweiten Mal gegen den rauchenden Kegel los. Die Nacht war wunderschön, wir sahen den Rauch ganz senkrecht aus dem Krater in das Schwarzblaue des Nachthimmels emporsteigen, und hofften deßhalb sicher auf das Gelingen unseres Unternehmens. Die wahrhaft goldene Sichel des Mondes schwamm im reinen Aether und leuchtete weit über das Meer hin; das Herz in der Brust hüpfte vor Freude, wir jauchzten und sangen, die Maulthiere kletterten wie Gemsen mit Sicherheit über die Lavaklippen, und wir kamen bald in das Innere der Waldregion. Die ungeheure Lavaschichte von siebenzehnhundert und neunundsechszig lag furchtbar, wie ein erstarrtes Meer, noch ganz mit aufgerichteten Wellen, zu unserer Seite.

Noch waren wir nicht an's Ende des Eichenwaldes gekommen, als sich ein schneidender Wind erhob, der bald in einen wilden Sturm ausartete, und uns so erstarrte, daß wir ohne die Mäntel und Capoten, die Gemellaro's Güte uns umgehangen hatte, erfroren wären. Auch schien es nicht möglich, ohne einige Erwärmung, beim schnellen Wechsel der Temperatur, bis zu dem Gipfel zu reiten; wir waren deßhalb sehr froh, als wir am Ende der Waldregion die Ziegenhöhle, von einigen „Grotte der Engländer" genannt, erreichten, worin der arme Engländer Brydone, durch einen schweren Fall und eine Verletzung am Fuße um seine Aetnareise betrogen, ebenfalls zu bivouakiren genöthigt war. Bald loderte in diesem düstern Lavagewölbe ein helles Feuer, für unsere erstarrten Glieder

eine große Wohlthat. Indeß, trotz allem Ungemach, war diese Nacht wohl die unvergeßlichste unserer ganzen Pilgerfahrt; bisweilen blickte der Mond aus den schwarzen Wolken und ließ uns das Meer tief unter uns schauen; wir sahen voll Erstaunen in dunkeln Umrissen die furchtbaren Züge der Wolken, mit denen der Wind ein unbarmherziges Spiel trieb, in's Meer hinabrollen, über uns in ferner Höhe bisweilen die Dampfsäule des Kraters; unsere Höhle lag voll schwarzer Schatten, und vor uns standen, mit gesenkten Häuptern, die treuen Maulthiere. Wir lagen um das Feuer gestreckt, und hier unter dem Dach des ehemals flüssigen Stroms fühlten wir uns unsäglich wohl.

Um Mitternacht brachen wir zwar auf, allein die undurchdringlichste Schwärze des Himmels und der wüthende Sturm nahm uns alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges, was uns in nicht geringe Verzweiflung setzte. Nach drei mühseligen Stunden, während welcher wir in der Finsterniß, vom schneidenden Froste zusammengeschüttelt, an den Lavalagern hinaufgeklettert waren, langten wir abermals bei der Grotte del Castelluccio an, sprangen sogleich von den Maulthieren herunter und verkrochen uns im Hintergrunde der Höhle. Ein kleines Frühstück führte die Lebensgeister zurück; und da wir hofften, wenn die Sonne Kraft gewönne, würde sie die Nebel zerstreuen, so legten wir uns an den Boden und schliefen ein paar Stunden recht sanft ohne alles Feuer, das man in der Schneeregion aus Mangel an Material nicht anmachen kann. Obgleich es nun zehn Uhr Morgens war und der dickste Nebel noch immer nicht weichen wollte, so konnten wir uns doch unmöglich entschließen, zum zweiten Mal unverrichteter Sache zurückzukehren, ohne wenigstens Alles versucht zu haben. Der Pilote, aus Furcht, den Weg im Nebel zu verlieren, hatte zwar nicht recht Lust zur Reise nach dem Kegel; indeß da der Wind besonders etwas nachließ, nöthigten wir ihn dennoch dazu. Wir ließen die Saumrosse bei der Höhle und steuerten durch das unendliche Sandmeer, den strömenden Nebel und die fliegenden Wolken zu Fuß rüstig vorwärts, doch nicht ohne große Mühe. Wir wateten bis über die Knöchel in der Asche, und die Wolken durchnäßten unsere schweren Capoten, die Kälte machte sie wiederum gefrieren, und von den Spitzen unserer sicilianischen Mützen hingen lange Eiszapfen hernieder, so daß wir wie Eisbären, mit einer weißen Rinde inkrustirt, einherwandelten und unsere Draperie, geschweige denn uns selbst kaum schleppen konnten. So erschien uns nach zwei Stunden sauren Weges das Haus Gemellaros so stärkend, wie den türkischen Pilgrimmen die Kaaba zu Mekka. Zum Unglück aber war wie man vermuthete, durch Reisende, die von Bronte aus heraufgestiegen waren, die Thüre eingeschlagen, daher Alles so voll Schnee und Eis lag, daß wir, bis auf die Haut, von Schweiß und Nebel durchnäßt, in diesem Eiskeller ohne Feuer, wozu uns das Material fehlte, zu erfrieren fürchteten; denn wir vermochten uns unter der Last unserer Gewänder, die wir um der stechenden Schneeluft willen doch nicht ablegen konnten, weder zu regen noch zu rühren. Bei so bewandten Umständen war es allerdings einigem Zweifel unterworfen, ob wir Kräfte genug haben würden, das Bicorn zu ersteigen, ob der Pilot in dem wilden Wetter den Weg finden, und wenn wir auch hinauf kämen, ob wir die geringste Belohnung für unsere Mühseligkeit haben würden.

Da wir indeß, wie Odyssens, als er nicht glaubte, seine Heimath wieder zu sehen, zufrieden sein wollten, wenn wir auch nur den Rauch aufsteigen sähen, so beschlossen wir weiter vorwärts zu ziehen. Wir stiegen nunmehr auf Schneefeldern eine Strecke fort, aus denen hin und wieder schwarze Lavablöcke hervorschauten, so daß die ganze Gegend ein sargähnliches Ansehen gewann; kaum aber hatten wir eine Viertelstunde zurückgelegt, als Wind und Wolkenzug in eben dem Maße zunahmen, in welchem sich unsere Spannkraft verringerte, und wir mußten uns zum zweiten Male entschließen, so höchst verdrießlich es uns auch war, dem Krater so nahe, von unserm Vorhaben, das Bicorn zu erreichen, abzustehen. Wir wandten uns um, und in den verzweifeltsten Schritten schoben wir über die Lavafelder herab, zur Grotte del Castelluccio, wo wir unsere Maulthiere gelassen hatten. So wüst das Wetter auch war, so konnten wir doch nicht umhin, den großen, ja wohl schauderhaften Anblick zu bewundern, den die schnellen Wolken, welche gleich flüchtigen Heeresmassen über die schwarzen Berglehnen hinunterstürzten, uns darboten; da wir indeß so sehr durchnäßt waren, machte uns die Kälte das Reiten unmöglich, und in schnellem Marsche eilten wir durch die Waldregion zu Fuß nach Nikolosi hinab, wo uns der liebe Gemellaro mit eben so viel Freundlichkeit als Bedauern empfing.

Trotz des mißlungenen Tages brachten wir dennoch den Abend sehr fröhlich in der Gesellschaft dieses unterrichteten Mannes zu; er theilte uns unter anderm einige interessante Bemerkungen über die vertikalen und horizontalen Ausbrüche des Vulkans mit, die er in der kleinen Schrift: „über den Ausbruch des Aetna im Jahre 1809" weiter ausgeführt hat.

Den folgenden Tag, des Morgens um sieben Uhr, weckten uns die hellen Strahlen der Sonne; der Himmel war rein und blau; der Aetna sandte eine senkrechte Rauchsäule in die Luft; eilends rüsteten wir uns, und nicht ohne Erstaunen des guten Gemellaro und aller Nikolosier saßen wir in einer Stunde zum dritten Male auf, um unser Glück gegen den feindseligen Vulkan auf's Neue zu versuchen. In Begleitung des freundlichen, klugen und kühnen Führers Antonino Barbagallo verließen wir unter theilnehmenden Segenswünschen dieser guten Leute Nikolosi, und ritten ohne Aufenthalt an den Lavalagern vorüber bis an's Ende der Waldregion zur Ziegenhöhle. Hier unter den anmuthigen Eichen frühstückten wir ein wenig; das liebliche Grün des Waldes schwamm im heitersten Blau des Himmels, und ein theokritischer Hirt blies romantische Melodieen auf der Schalmei, während seine muntern Ziegen auf einer blühenden Trift mitten in dem sonst flüssigen Feuermeere weideten; die See floß fernhin mit dem Himmel zusammen. O welche Seligkeit erfüllte uns damals! Die treuen Maulthiere trugen uns auch jetzt wieder behutsam über die verworrenen Lavapfade der wüsten Region empor; diesmal aber ritten wir bei der verhängnißvollen Grotte del Castelluccio ohne Aufenthalt vorbei bis an das Haus des Gemellaro, oftmals voll Angst und Sorge, denn die Wolken fingen schon wieder an ziemlich wild untereinander zu fliegen; jedoch gab es Augenblicke, wo der Himmel rein und hell war.

Hier bei Gemellaro's Hause genossen wir schon einen Theil der göttlichen Aussicht, die unser wartete, hernieder auf's Meer und die ganze Insel. Die Wolken zogen in

eiligen Heeresmassen, als ob es zu einer Schlacht gienge; Alles, und unsere Seele am meisten, war voll Unruhe. Unser trefflicher Antonino wußte uns in Eile eine kleine Tafel zu bereiten, war aber aus großer Bescheidenheit, wie sehr wir ihn auch nöthigten, nicht dazu zu bringen, mit uns zu speisen. Bald hatten wir die Schnee- und Lavafelder am Fuß des ungeheuren Aschenkegels hinter uns und stiegen nun wirklich, was uns schon zwei Mal mißglückt war, ihn selbst hinan; sonst ein saurer Weg, da man bei jedem Tritt in dem losen Vulkansande fast eben so viel zurücksinkt, als man vorwärts strebte; uns aber gab die Freude starke Flügel. Schon zogen wir über die gelben Schwefellager hin, schon fieng der Boden an, hin und wieder zu glühen und aus vielen hundert ganz kleinen Kratern zu rauchen; um das Bicorn selbst aber rollten sich zuweilen die Wolken dicht zusammen, zuweilen ließen sie uns das erhabene Ziel klar sehen. Endlich rief der Pilote, der einige Schritte vor uns war: „Sehet hier den höchsten Krater!“ welche Worte uns auf's Neue beflügelten; in wenigen Minuten standen wir am Rande des gräßlichen Dampfkessels, dessen Rachen Berge ausgespieen hat, deren einige größer sind, als der Vesuv bei Neapel oder der Brocken in Deutschland.

Wir wollten sogleich in den Krater hinabsteigen, und wiewohl unser entschlossener Führer uns im Voraus von der gegenwärtigen Unmöglichkeit versicherte, da der Rauch nicht senkrecht aufstieg, sondern den Krater erfüllte, so war er doch gleich bereit, den Versuch zu machen. Wir folgten eine kleine Strecke, allein der dicke, fast handgreifliche Schwefeldampf hüllte uns bald in schwarze Nacht ein, und würde jede Lunge zersprengt haben, auch wenn sie einem podolischen Stier angehört hätte.

Wir stiegen alsdann auf das südliche Horn und lagen hier unter Rauch, Dampf und Donner auf heißem Schwefel. Die glühende Asche verbrannte uns, der Schwefeldampf erstickte uns, der Sturm wollte uns in die Tiefe schleudern, die Seele war kaum der unwiderstehlichen Macht der erhabensten Eindrücke gewachsen. In den tiefern Thälern voll schwarzer Lava und weißen Schnee's und über den starren Stahlguß des Meeres, das sich schief an den Himmel hinauf lehnte, zogen unermeßliche Wolkenheere langsam herbei; wenn sie sich aber dem Vulkane nahten, packte sie der wilde Orkan, vor dem wir uns kaum auf den Füßen erhalten konnten, und warf sie mit Riesenmacht zehntausend Fuß herab in die Ebene und Meere Siciliens und Italiens.

Wir begaben uns hierauf am Rande des Kraters herum zu dem nördlichen Horn und genossen hier ein Schauspiel, das ohne Zweifel an Erhabenheit und fast zermalmender Größe Alles übertrifft, was sonst die Sinne des Menschen zu erfassen im Stande sind. Mit brausendem Kochen flogen die Rauchballen aus dem Krater herauf, wo sie dann alsbald der tobende Sturmwind, der wie Artillerie oder zahllose Glocken jeden andern Laut verschlang, unbarmherzig zerriß und mit Blitzesschnelligkeit der Tiefe zusandte. Der spitzige Kegel, auf dem wir standen, war mit gelbem Schwefel, weißem Salze und schwarzer Asche überzogen, die Sonne schien höchst seltsam durch den gelben Dampf und gab diesem sonderbaren Gemälde einen so gräßlichen und wilden Ton, daß, wenn man bloß die nächsten Umgebungen anblickte, man nicht anders als in der Residenz des höllischen Anführers der infernalischen Schaaren zu sein vermeinte. Toben, Wuth, Ver-

wüstung und Brand überall; nirgends ein lebendiges Geschöpf oder nur ein Grashalm, dem das empörte Element Gnade angedeihen ließe; wie nun aber, wenn der Vulkan die Rauch- und Feuersäule, die sich vielleicht aus dem tiefen Schlunde des Meeres heraufwälzt, zwanzigtausend Fuß in die Lüfte emportreibt? Richten wir indeß unsere Blicke in die Ferne, so scheint es wirklich, daß wir hier alle Herrlichkeit der Erde zu unsern Füßen sehen. Wir überschauen den ungeheuren Berg, der selbst aus der Erde auferstanden ist, und viele hundert Söhne und Enkel neben sich erzeugt hat; die klarste Lichtbläue des Himmels ruht über Berg und Land; das Dreieck Siciliens streckt seine Spitzen nach Italien und Afrika aus, und die See sahen wir um das Vorgebirge von Trapani herumfließen.

Zu unsern Füßen lagen die kühnen Felsen der äolischen Inseln, und Stromboli dampfte heftig aus den Fluthen empor. Die Neptunischen und Heräischen Gebirge, bedeckt mit den dichtesten Wäldern, breiteten sich in allen ihren Aesten vor unsern Augen über die ganze Insel aus. Oestlich sahen wir, wie auf einer großen Landkarte, den ganzen Halbstiefel Calabriens, den tarentinischen Meerbusen und das Jonische Meer, Cap Spartivento und die Meerenge von Messina. Wie ist es aber möglich, nur eine dunkle Ahnung von den zahllosen Farben des Himmels, der Erde und des Meeres, die hier das Auge beinahe blenden, in der Seele des Entfernten zu erwecken!

Nachdem wir etwa zwei Stunden dieses ungeheure Schauspiel betrachtet hatten, trabten wir sehr schnell den Aschenkegel zu Gemellaro's Hause herab, allwo wir das fröhlichste Siegesmahl hielten, das gewiß damals, wenigstens in solcher Höhe, gefeiert wurde. Dann ließ Antonino die Saumrosse durch den Fußboten auf den Weg nach der Grotte del Castelluccio bringen, wir selbst aber schritten gegen Westen, alle mit geschlossenen Augen, an der Hand unseres Führers, bis zum Rande des Val del Bue. Dieser gräßliche Schlund ist dadurch entstanden, daß ein unterirdischer Lavastrom die über ihm stehenden Berge einriß; daher die infernalischen, braunrothen Farben dieses mehrere Millien langen Abgrundes; und obgleich man keine Spur einer Vegetation erblicken konnte, so war dennoch die Mannichfaltigkeit der Tinten unendlich. Wir wälzten große Lavastücke hinab; sie zerstoben aber, ehe sie noch die Hälfte ihres furchtbaren Weges zurückgelegt hatten, und man hörte sie nicht aufschlagen. Gegen diese entsetzliche Lavafurche ist selbst der Schlund des Rheines bei der Via mala in Graubünden freundlich und angenehm, hier aber schaut man der wildesten Verheerung gleichsam in's Herz hinein.

Während wir noch dieses ausserordentliche Thal betrachteten, bereitete uns der Aetna schon ein neues, wundervolles Schauspiel. Da eben die Sonne im westlichen Meere untergieng, lief der riesenförmige Schatten des Vulkans mehrere Meilen weit über das dunkelblaue Meer gegen Italien hin und richtete sich alsdann, gleich einer ungeheuren Pyramide, hoch in die Lüfte am Saum des Horizontes empor, so daß die Sterne auf seinem Scheitel zu schimmern schienen. So schloß dieser reichste und glückseligste Tag unserer Reise und vielleicht unseres Lebens. Dann bestiegen wir die Maulthiere, die uns sicher über die zerrissenen Lavafelder im tiefen Dunkel um Mitternacht nach Nikolosi trugen, wo unser noch der liebe Gemellaro mit Sehnsucht wartete. Begeistert von unserm

Glück, erfüllten wir auch ihn mit der größten Freude; es war uns nicht möglich zu schlafen; wir jubelten noch den größten Theil der Nacht mit ihm und dem braven Führer Antonino Barbagallo.

12. Das Gewitter auf der Alpenhöhe.

(Von Theobald.)

Am 24. Juni 1859 hatte ich die Absicht, die Felsenkette zwischen Alpstein und Schwarzhorn zu untersuchen. Ich stieg über Eber und das Steinbachertobel, ging dann durch Prada und Tschiertschen nach dem Eingang der Urdenalp und gelangte erst über Schiefer, dann über Kalkschichten, bald auf den Gipfel des Alpsteines (2306 Meter). Da die Schichten alle südöstlich einfallen, so ist nach dieser Seite hin die Steigung ziemlich sanft, während die Bergspitze der Tschiertscher Alp senkrechte Wände zukehrt. Es war gerade während der schönsten Blüthe der Alpenpflanzen, ich hatte mich daher unterweges viel aufgehalten und fand auf dem Gipfel des Berges zwar gerade nichts Neues, aber doch viele Pflanzen, die man immer gern mitnimmt. So war es nach und nach Mittag geworden. Ich war bei klarem Himmel von Chur weggegangen, doch blies schon der Föhn und setzte dann in Westwind um, was im Churer Rheinthal immer Regen zu Folge hat. Der Himmel trübte sich und es fielen einzelne Tropfen. Man geht aber nicht gern wieder herunter, nachdem man hoch gestiegen ist; für den Fall, daß schlechtes Wetter einträte, hatte ich einen kleinen Schirm auf die Botanisirbüchse gebunden, auch wurde es bald wieder hell und so setzte ich mich gemüthlich auf die Felsenspitze und aß zu Mittag. Während ich damit beschäftigt war, zog eine mächtige Gewitterwolke das Rheinthal herauf und lagerte sich am Calanda, so daß sie fast auf Haldenstein herabhing; eine andere wälzte sich vom Oberland herab der erstern entgegen, beide vereinigten sich über Chur. Noch waren ihre schwarzblauen Seiten von der hochstehenden Mittagssonne erleuchtet, welche seltsame Streiflichter in die dunkle Masse warf. Eine Zeit lang schien diese zu schwanken, die entgegengesetzten Luftströme hielten sich das Gleichgewicht; plötzlich aber warf sie sich wie mit einer Diagonalbewegung in das Plessurthal und stieg mit reißender Schnelligkeit aufwärts. Noch wäre es Zeit gewesen, nach den Alphütten von Unterurden zu entkommen, aber der Wunsch, das Gewitter von oben zu sehen, und eine Stimmung, die mich gegen die Folgen etwas gleichgültig machte, veranlaßte mich, im Gegentheil auf die höhern Gräte zu steigen, wo überhängende Felsen einigen Schutz versprachen; auch sammelte ich fortwährend Pflanzen und machte mich namentlich über Draba tomentosa und Androsace helvetica her, die dort auf den Kalkschichten wuchsen. Jetzt hatte ich die höchste Felsenkante erreicht und sah das Treiben des Wetters an.

Das Plessurthal war ganz mit Wolkenmassen gefüllt, während ich noch hoch im Sonnenschein stand. Unten kochten und wirbelten die Nebel, einzelne Blitzen schlugen

daraus aufwärts hervor, kurze Donnerschläge folgten und rollten dann weithin, durch das Echo wiederholt, durch die Felsenthäler. Jetzt krachte es auch hinter mir, die Wetterwolke hatte den Alpstein umgangen und stieg auf die Urdenalp hinauf. Gleichzeitig hatte sich die Tschiertscher Alp mit Wolken gefüllt und diese stiegen nun blitzschnell, vom Sturm gejagt, an den senkrechten Felsenwänden unter mir auf. Dieß Aufsteigen der Nebelsäulen hatte etwas unendlich Großartiges; ich dachte an Ossian's Geistergestalten. Aber lange sollte ich diesen Anblick nicht genießen, denn in wenig Augenblicken war ich selbst von der Gewitterwolke umhüllt, die sich theilte und wieder zusammenschloß. Zu gleicher Zeit brach ein Sturm los, gegen den ich mich unmöglich aufrecht halten konnte, ohne Gefahr zu laufen, von dem Felsen hinabgekehrt zu werden. Ich kletterte eilig hinab, fand mühsam im Nebel das vorher ausersehene Versteck und warf mich hinter die Felsen, die mich kaum vor dem stromweis fallenden Regen schützten; letzterer machte sehr schnell einem dichtfallenden Hagel Platz. Das Wetter hatte seinen höchsten Grad von Stärke erreicht, die gleichzeitigen Blitze und Schläge bewiesen, daß es sich in unmittelbarer Nähe entlud. Durch die dichten Nebelmassen konnte ich selten die zuckenden Blitze selbst sehen, sondern meist nur ein rothblaues unheimliches Leuchten; die Donnerschläge waren kurz wie Artilleriesalven und von bedeutendem Krachen; bei jedem Blitz fühlte ich die Luftwelle, die durch ihn bewegt an die Felswand schlug: einmal folgte ein lang anhaltendes Rasseln von Felsstücken über die steilen Wände nach der Tschiertscher Alp; es hatte in der Nähe eingeschlagen, denn diese Gräte und Spitzen ziehen die Blitze an. Dazu heulte und pfiff der Wind durch die Spalten und Zacken, der Hagel rasselte auf den Klippen und drunten krachte und brüllte es vom Urdensee her, ein tausendstimmiges Echo wiederholte den Donner und ich begriff sehr wohl den Grund der schauerlichen Sagen von dieser Bergwüste; das Wetter war dort in den Felsenkessel eingezwängt und die zusammengepreßten Wolken entluden ihre Elektrizität mit doppelter Stärke; nicht leicht ist mir ein gräulicheres Toben in der Natur vorgekommen. Es ist wahr, der Mensch fühlt sich ohnmächtig den entfesselten Elementen gegenüber, es überwog aber das Interesse an dem Gang der Naturerscheinung, die man nicht leicht anderswo in solcher Großartigkeit sieht.

Nachdem dieß etwa eine Viertelstunde gedauert hatte, fingen die Explosionen an, seltener zu werden und der Donner rollte länger durch die Mündungen der Felsenthäler. Statt des Hagels war schon früher heftiger Schneefall eingetreten, in kurzer Zeit war der Boden über einen halben Fuß tief eingeschneit. Es war vor Kälte nicht mehr auszuhalten, gegen welche der Inhalt meiner Weinflasche nicht mehr ausreichen wollte, ich mußte also in das Schneewetter hinaus und trat auf den Vorsprung gegen die Tschiertscher Alp, wo ich hinunterzukommen hoffte. Es war kein Durchgang zu erkennen; ein Versuch, auf der frischen Schneefläche hinabzugehen, wäre fast sehr übel abgelaufen, auch sah ich den Boden der Tiefe vor Nebel nicht, so daß alle Orientirung fehlte. Ich eilte also den weniger steilen Abhang gegen die Urdenalp hinab durch den tiefen Schnee, bald rutschend, bald über Felsen hinabspringend, ohne sichern Tritt und noch immer im Nebel, hatte indeß die Richtung gut genommen und kam an den mittlern Alpen hinab. Sie waren noch unbewohnt und es blieb mir nichts übrig, als durch anhaltenden Regen über

Tschiertschen nach Chur zu gehen. Einstweilen zog sich die Hauptmasse des Wetters gegen Osten durch Oberhalbstein hinüber nach dem Bernina und nach Italien. Man wird sich erinnern, daß dieses Wetter fast über die ganzen Centralalpen verbreitet war und daß am Nachmittag desselben Tages gegen vier bis fünf Uhr bei Solferino die Schlacht verstummte, und das Morden der Menschen einhielt vor dem Sturm und dem Donner des Himmels.

13. Saul, der erste König der Israeliten.

(Von Ritsert.)

Saul, der im eilften Jahrhundert vor Christi Geburt lebte, stammte aus einer geringen Familie des unbedeutenden Stammes Benjamin, zeichnete sich aber durch Schönheit, Leibesgröße und Tapferkeit aus und wurde von Samuel zum Könige über Israel gewählt, als das Volk mit Ungestüm einen König verlangte. Er erwarb sich auch bald durch einen Sieg über die Ammoniter das Vertrauen und die Achtung der Nation, und wiederholte glänzende Waffenthaten, die er in den glücklich geführten Kämpfen gegen die Philister und gegen andere Feinde der Israeliten verrichtete, befestigten sein Ansehen immer mehr. Dabei herrschte er mit Gerechtigkeit und war großmüthig gegen diejenigen, welche seine Erhebung ihm mißgönnten. Anfangs lebte er in gutem Vernehmen mit Samuel, der nur ungern der höchsten Gewalt entsagt hatte und auch nach Niederlegung seines Richteramtes einen großen Einfluß auf das Volk und auf die Regierung auszuüben fortfuhr; später zerfiel er aber mit diesem in vielfacher Beziehung hochverdienten Manne, weil er nicht allen seinen Anordnungen Gehorsam leisten wollte, weßhalb ihn Samuel verwarf und insgeheim den Hirtenjüngling David aus dem Stamme Juda zum Nachfolger auf dem Throne Israels salbte. Saul erkannte seinen Gegner und haßte ihn um so mehr, weil dieser sich durch die Besiegung des Philisters Goliath und durch andere tapfere Thaten hervorthat und nicht nur die Freundschaft mit Jonathan, Sauls eigenem Sohne, sondern auch die Liebe der von ihm zur Gemahlin erkorenen Königstochter Michal, der Tochter Sauls, zu gewinnen wußte. Von dieser Zeit an lagerte sich ein Geist der Unruhe und der Schwermuth über Sauls Gemüth und er wurde durch diesen Zustand muthlos, argwöhnisch, abergläubisch und that gar Manches wider Gottes Gebot. Der von ihm verfolgte David hatte übrigens nur einen ganz kleinen Theil der Israeliten auf seiner Seite, und Saul behauptete durch die Anhänglichkeit des Volkes die Herrschaft bis an seinen Tod, den er nach einer ohne Selbstvertrauen begonnenen und unglücklich geendeten Schlacht gegen die Philister sich selbst gab, indem er voll Verzweiflung sich in sein eigenes Schwert stürzte. Aber selbst jetzt konnte David noch nicht den Thron Israels besteigen, denn nur der Stamm Juda erkannte ihn als König an. Erst nachdem Sauls Sohn Isboseth, dem eilf Stämme treu

blieben, durch Verrätherei seiner Hauptleute gefallen war, wurde David Herrscher über ganz Israel (1050 vor Christus).

14. Aristides (480 vor Christus).

(Von J. A. Hofmann.)

Während der Kriege mit den Persern hatte sich unter den Atheniensern Aristides, aus einer der edelsten atheniensischen Familien entsprossen, den größten Ruhm erworben. Er zeichnete sich nicht bloß durch Tapferkeit und Vaterlandsliebe aus, sondern auch durch seine Rechtschaffenheit. Deßhalb nannte man ihn „den Gerechten". Schon in der Schlacht bei Marathon half er den Sieg erringen. Er war einer von den zehn Feldherren, und das Vaterland mehr als seinen eigenen Ruhm liebend, trat er zuerst dem Miltiades den Oberbefehl ab. Nachdem die Perser geschlagen und das Vaterland von seinen gefährlichsten Feinden befreit war, lebte Aristides ruhig und geachtet unter seinen Mitbürgern. Aber Themistokles, der gern der Erste im Staate sein wollte, suchte ihn zu verdächtigen, als strebe er nach der Alleinherrschaft. Dieß gelang ihm bei dem leichtgläubigen und auf seine Freiheiten eifersüchtigen atheniensischen Volke nur zu sehr. Er trug darauf an, den Aristides auf zehn Jahre aus Athen zu verbannen. Das Volk versammelte sich zum Ostracismus oder Scherbengericht. Aristides selbst war dabei zugegen. Ein gemeiner Bürger, der den Aristides nicht kannte und nicht schreiben konnte, bat diesen, den Namen Aristides auf das Täfelchen zu schreiben. Dieser fragte, was ihm Aristides gethan habe, daß er zu seiner Verurtheilung stimme. „Nichts", entgegnete jener, „ich kenne ihn nicht einmal, aber ich kann es nicht leiden, daß er vor Allen der Gerechte genannt wird." Und wirklich schrieb Aristides seinen eigenen Namen auf. Mit Stimmenmehrheit ward er darauf von seinem undankbaren Vaterlande verbannt. Er verließ die Stadt, die Götter bittend, sie möchten verhüten, daß sein Vaterland diese Maßregel bereue.

Aber die Reue kam gar bald. Darum rief ihn Athen in der Zeit der Noth, kurz vor der Schlacht bei Salamis, zurück. Er erschien sogleich und unterstützte mit seinem Rathe die Feldherren. Zum Themistokles sprach der Tiefgekränkte also: „Wir selber kämpfen wider einander zu aller Zeit und vornehmlich jetzo darüber, wer von uns beiden dem Vaterlande am meisten Gutes thut." Nachdem er in dieser und in spätern andern Schlachten tapfer gekämpft hatte, um das Vaterland zu retten, lebte er ruhig in Athen, von allen geliebt und geachtet.

Welchen Einfluß er auf das Volk ausübte, davon zeugt Folgendes: Themistokles erwähnte einst in einer Rede vor dem Volke, „daß er einen Plan habe, der für den atheniensischen Staat äusserst vortheilhaft sei; man möge einen rechtschaffenen Mann wählen, welchem er sich entdecken werde." Man wies ihm den Aristides an. Diesem entdeckte Themistokles seinen Plan, „er wolle die persische Flotte verbrennen." Aristides,

sprach darauf zum Volke also: „Der Plan ist für die Athenienser allerdings vortheilhaft, aber nichts weniger als edel, sondern ungerecht.“ Darauf verwarf das Volk die ganze Sache, und erklärte sehr schön: „Was nicht edel und gerecht ist, kann auch keinen Vortheil bringen.“

Aristides starb in hohem Alter so arm, daß er auf öffentliche Kosten beerdigt und seine Töchter aus dem Staatsschatze ausgestattet werden mußten. Das Einzige, was er hinterließ, war sein ehrenvoller Beiname des „Gerechten“. Man errichtete ihm bei dem phalerischen Hafen ein Denkmal aus Marmor.

15. Christian Fürchtegott Gellert.

(Von Ritsert.)

Christian Fürchtegott Gellert wurde geboren am 4. Juli 1715 zu Haynichen, einem Städtchen bei Freiberg im Erzgebirge, wo sein Vater Pfarrer war. „Ach Herr, höre mein Gebet auch für diesen Sohn, laß ihn wohl gerathen, fromm und selig werden!“ Und wer möchte wohl zweifeln, ob dieses Gebet bei Gott Erhörung gefunden habe? Unter den Augen liebevoller Eltern wuchs der junge Gellert heran und zog durch seinen sanften Sinn, wie durch seinen ausgezeichneten Fleiß die Aufmerksamkeit Aller, die ihn kennen lernten, auf sich hin. Noch war der hoffnungsvolle Knabe nicht dreizehn Jahre alt geworden, als er zu seines Vaters Geburtstage ein Gedicht verfertigte, welches den künftigen Beruf zum Dichter ausser Zweifel setzte. Er hatte darin die fünfzehn Kinder und Enkel seines Vaters mit den fünfzehn Stützen verglichen, durch welche das alte baufällige Pfarrhaus noch aufrecht erhalten wurde. Wie jene Stützen, so schloß das sinnige Gedicht, wollten auch sie, die Kinder und Enkel, den alternden Vater und Großvater unterstützen und seinen Namen erhalten. Bald darauf kam unser Gellert auf die Fürstenschule nach Meißen, wo er sich durch untadelhafte Sitten, sowie durch ausserordentlichen Fleiß die Liebe und Achtung aller seiner Lehrer erwarb, und von wo er nach wenigen Jahren, mit herrlichen Kenntnissen ausgerüstet, die Universität Leipzig beziehen konnte. Hier führte er anfangs ein kümmerliches Leben, da er sich, was er zu seinem Unterhalte bedurfte, durch Unterricht erst mühsam verdienen mußte. Aber der Glaube, „dem Guten geht es am Ende doch gut“, hielt ihn aufrecht und bewahrte ihm die Liebe für Wahrheit und Tugend. Bald wurde der edle Jüngling von seinen Lehrern bemerkt und als ein kenntnißreicher, wackerer junger Mann geachtet und geliebt. Durch ihre Verwendung ward er später Professor zu Leipzig, wo er bis zu seinem im Jahre 1796 erfolgten Tode gewissenhaft mit dem ihm verliehenen reichen Pfunde wucherte und mit unermüdetem Eifer geschäftig war, den Saamen des Guten in vieler Herzen auszustreuen. Als Schriftsteller gewann Gellert die Zuneigung seines Volkes in einem seltenen Grade und wirkte in weiten Kreisen mit reichem Segen. Seine, an vortrefflichen Lehren reichen, Geist und

Gemüth ansprechenden Lieder, Fabeln und Erzählungen wurden durch ganz Deutschland mit ausserordentlichem Beifalle aufgenommen und von Leuten jeden Standes und Alters begierig gelesen; er wurde im wahren Sinn des Wortes ein Nationaldichter. Als Lehrer an der Universität Leipzig zeichnete er sich in seinen Vorträgen so sehr aus, daß nicht allein eine große Menge von Studierenden, sondern auch viele andere wißbegierige Männer und Jünglinge sich in seinem Hörsaale einfanden. Aber was er lehrte, erfüllte auch seine ganze Seele, denn er lehrte Wahrheit, Tugend und Recht. Gellert hatte indeß nicht bloß schöne Worte, sondern übte auch edle Thaten und war Menschenfreund im vollsten Sinne des Wortes. Neben einer lebendigen, kein Opfer scheuenden christlichen Bruderliebe, die sich insbesondere auch in vielen Gaben der Wohlthätigkeit herrlich offenbarte, zeichnete sich Gellert durch wahre Gottesfurcht, durch Demuth und Bescheidenheit und durch weise Ertragung der Widerwärtigkeiten des Lebens aus. Die Religion war seine Führerin, die Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit seiner Seele Bedürfniß und Lebensquell. Während der öffentlichen Gottesverehrung, welche er regelmäßig besuchte, soll seine reine, edle, zu Gott erhobene Seele so treu und wahr aus Auge und Antlitz geleuchtet haben, daß Viele, die ihn dann sahen, bekannten, durch den Anblick dieses ungeheuchelt frommen Mannes tief gerührt und erbaut zu werden.

Aber das große, das edle Herz des ehrwürdigen Gellert wohnte in einem gebrechlichen, von Erdenleiden niedergebeugten Körper, so daß er viele Lebensfreuden nicht genießen konnte. In den Stunden der Schmerzen sammelte er dann alle seine Kräfte, rief alle Wohlthaten Gottes sich in's Gedächtniß zurück, um sich nicht durch Unzufriedenheit, durch Murren und Klagen gegen die Wege der Vorsehung zu versündigen und seinen Nebenmenschen wehe zu thun. Er nahm dann seine Zuflucht zu dem Gebete, zu den Tröstungen der Religion. Und sollte der, der so manches herrliche Lied von der Weisheit und Güte des Allmächtigen gesungen hat, nicht von seinem Glauben gestärkt und getröstet worden sein? Haben nicht seine Gesänge vielen Tausenden Kraft und Muth und Trost eingeflößt? Wem sind wohl nicht die Lieder bekannt: Wenn ich o Schöpfer deine Macht ꝛc.; Wie groß ist des Allmächt'gen Güte ꝛc.; Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc.; Auf Gott und nicht auf meinen Rath ꝛc. Lieder, welche von seinem frommen Herzen entströmten und sprechende Denkmäler sind, wie sehr es von Liebe und Ehrfurcht für das Heiligste durchdrungen war?

Ein solcher Mann, wie sich uns Gellert in seinem Leben und Wirken dargestellt hat, mußte nothwendig Gegenstand der allgemeinen Verehrung werden. Und in der That genoß er in allen Verhältnissen seines Lebens bei Armen und Reichen, Vornehmen und Geringen ausgezeichnete Hochachtung und Liebe, die sich auf mannichfache Weise kund gab, ja sein Ruhm verbreitete sich durch viele Länder Europa's. Selbst Fürsten rechneten es sich zur Ehre, sich mit Gellert unterhalten zu können, und der größte Fürst seines Jahrhunderts, Friedrich der Große, König von Preußen, der auf die deutschen Gelehrten jener Zeit nicht viel hielt, konnte doch dieser Zierde derselben seine Achtung und Bewunderung nicht versagen.

Nach jahrelangen Leiden erschien für Gellert der Augenblick der Erlösung. Ganz Leipzig war in Unruhe, als die Nachricht von seinem Ende bekannt wurde; denn er war es ja gewesen, der mit Wort und That so manchen Unglücklichen dem Verderben entrissen, so manchen Verirrten auf den Pfad der Tugend zurückgeführt hatte. Unter freudigem Gebete zu dem Allmächtigen entschlummerte der Gute in seinem fünfundfünfzigsten Lebensjahre zum Todesschlafe, um in jener Welt den Lohn seiner Tugenden zu empfangen. Unter dem Wehklagen aller gutgesinnten Bewohner der Stadt, in deren Mauern er so segensreich gewirkt hatte, ward er begraben. Vier Cypressen beschatten die Stelle, wo der Fromme schlummert und ein Rasenteppich bedeckt seinen Grabstein.

Gewiß, wer so wie Gellert gelebt hat, stirbt nicht, wenn man ihn gleich begräbt.

Sehr wahr sagt darum auch ein deutscher Schriftsteller: „So lange die Deutschen ihre jetzige Sprache verstehen, werden sie die Gellert'schen Schriften lesen; diese Zeit kann ihre Gränzen haben, aber den Charakter Gellert's werden die Menschen verehren, so lange sie die Tugend kennen, und diese Zeit ist unbegränzt."

16. Die Jungfrau von Orleans.

Verbrannt zu Rouen am 30. Mai 1431.

(Von Guido Görres.)

Der, welcher das Schwert zum Kampf erhebt, der muß sich auch das Gesetz des Kampfes gefallen lassen, und dieses Gesetz lautet also: daß der Starke siegt und der Schwache unterliegt. Denn das ist der natürliche Lauf der Dinge, daß der Wolf das Lamm zerreißt, wenn es ihm begegnet. Anders aber ist es, wenn der allmächtige Gott selbst zwischen die Kämpfer tritt, und seine Hand wunderbarer Weise in den natürlichen Lauf der Dinge eingreift. Er, auf dessen Gebot der Tod zum Leben erwacht und das Leben in den Tod zurücksinkt; er, der höher ist, denn alle Gesetze, die er selbst seiner Creatur gegeben, er kann den Sieg verleihen nach seiner Weisheit, wem er will, dem Starken oder dem Schwachen. Und dieses gerade liegt manchmal in dem Plane seiner ewigen Weisheit, daß er vor den Augen der Welt die Klugheit der Weisen durch die Einfalt der Kinder beschämet und mit dem schwachen Lilienstengel die stolze Eiche zerschlägt, auf daß der Hochmuth der Spötter und die Klugheit der Zweifler zu Schanden werde und die Welt erkenne, daß ein Gott im Himmel lebet und er der Herr ist und ihm die Ehre gebühret.

Eine solche wunderbare Geschichte nun, und eidlich beglaubigt, wie kaum eine andere, von vielen Augenzeugen, ist die des Hirtenmädchens Johanna von Arc, nach ihrem großen Siege die Jungfrau von Orleans genannt. Eine Geschichte, groß, kühn und thatenreich, wie die des muthigsten Ritters, und zart und lieblich und rührend, wie die

einer heiligen, Gott geweihten Jungfrau; durch und durch aber von dem lebendigen Athem Gottes durchweht, dessen Wunder allenthalben daraus hervorscheinen, wie die lichten Sterne am stillen nächtlichen Himmel.

Schon hatte England als den Preis vieler großer Siege sich die Königskrone von Frankreich auf's Haupt gesetzt, schon hatten dem fremden Herrscher die Großen und Stände der einen Hälfte eines Reiches Treue geschworen; Paris war dahin, Orleans sah einem gewissen Falle entgegen, und sein verlassener rathloser König Karl VII. dachte schon in der Angst seines Herzens, das schöne Reich seiner Väter als ein Flüchtling zu verlassen: da erschien in dem Augenblicke der höchsten Noth auf dem Kampfplatze ein armes, unbekanntes Mägdlein; es brachte seinem König keine Heere und keine Schätze, aber es brachte ihm die Verheißung, daß der allmächtige Gott, der König des Himmels, sich Frankreich erbarmt habe, und daß seine Macht mit ihrem Arme sei und der Sieg ihre Schritte geleiten würde. Und siehe da! ein schwaches, stilles Kind, das fern von der Welt unter den Heerden und bei der Spindel aufgewachsen, das daheim gezittert, wenn man es nur angesprochen, das bitterlich weinte, wenn ergrimmte Feinde im Laufe seiner Siege seine Ehre schwächten, und das heiße Thränen vergoß, wenn es sie auf dem Schlachtfelde sterben sah, das gesprochen, als der Ruf von Oben es in's Feld rief, seinem bedrängten Könige zu Hülfe: „Ich bin ja nur ein armes Kind und weiß kein Schwert zu schwingen und kein Roß zu besteigen", dieses schwache Kind armer Hirten war es, dessen Hand das niedergestürzte Banner Frankreich's aus dem Staube erhob, und vor ihr, der gottbegeisterten Heldenjungfrau, flohen die Sieger von Cressy, von Poitiers und Ancicourt, die gefürchteten Bogenschützen von England. Sie war es, die den kühnsten Rittern von Frankreich das Banner zu Sturm und Sieg vorantrug, und sie war es, die dem kleinen König von Bourges, wie die Feinde spottweise den unglücklichen Karl VII. in seiner Erniedrigung nannten, den Namen König Karl der Siegreiche, wie ihn die Geschichte nennt, gewann. Sie hat ihn durch die Schwerter seiner Feinde nach Rheims geleitet und ihm die Krone seiner Väter aufgesetzt.

Während sie aber also die Waage des Schicksals von Frankreich und Europa niederzog, war sie es selbst, die laut vor aller Welt verkündete, und es durch ihre wunderbaren Vorhersagungen bewährte, daß sie solches nicht aus menschlicher Kraft und Weisheit vollbringe, sondern einzig und allein durch die Kraft Gottes, von dessen Barmherzigkeit sie eine Abgesandte sei und die keinen andern Lohn begehre, als das Heil ihrer Seele.

Nachdem sie aber ihren großen Auftrag vollendet und ihrem Könige die Krone Ludwigs des Heiligen aufgesetzt, da wurde auch sie mit einer Krone gekrönt; aber es war keine goldene, vergängliche Herrlichkeit, es war die ewigstrebende Sonne des Märtyrthums, die jenen gebührt, welche den Tod im Dienste Gottes gelitten und seinen Namen in den Flammen des Scheiterhaufens gepriesen haben.

17. David und Achilles.

(Von Butters.)

David und Achilles bieten manche Vergleichungspunkte. Jeder von beiden ist der herrlichste Krieger seines Volkes; jeder von beiden durch innige Freundschaft sprichwörtlich geworden; jeder von beiden Meister auf der Harfe; jeder von beiden in argem Zerwürfniß mit seinem Könige; beide haben, ein jeder in seiner Person und seinem Wesen, seines Volkes Ideal verwirklicht.

Für Achilles Harfenspiel ist die Stelle im dritten Buche der Iliade wichtig. Hier kommt eine Gesandtschaft von Agamemnon an Achilles, denselben durch Rückgabe der Briseis, durch viele Geschenke und Versprechungen, durch Bitten und Vorstellungen zu bewegen, seinen Groll über Agamemnon's Beleidigung fahren zu lassen und sich der von Hektor bedrängten Griechen anzunehmen. Malerisch ist die Scene, die hier Homer mit wenig Worten beschreibt. Achill sitzt in seinem Zelt; er spielt auf der Phorminx und singt die Thaten der Helden; Patroklus sitzt vor ihm und hört zu. In seinem ganzen Adel erscheint in diesem kleinen Gemälde der Charakter Achills: dieses warme Herz, das so feurig für die Geliebte schlägt, so treu dem Freunde anhängt, diese liebenswürdige Persönlichkeit, die sich die Liebe der Seinen im höchsten Grade erworben hat, dieser kühne und unbesiegbare Muth, der ihn zur einzigen Stütze des Heeres macht, dieser hohe Begriff von Ehre, der keinen Makel an sich duldet, dieses sinnige Gemüth, das sich durch die Saiten der Harfe auszusprechen versteht, dieser strebende Geist, der nur das Höchste, was das Leben bot, die Thaten großer Männer singt — in der That, das alles zusammen gibt ein Bild schönster Menschlichkeit.

Stellen wir diesem Bilde dasjenige Davids gegenüber, so erscheint uns ein nicht minder hervorragender Mensch. Wir sehen einen schönen Hirtenknaben die Einsamkeit des Gebirges Juda durch die Töne seiner Harfe ausfüllen, diese aber weglegen um den Löwen hinzustrecken, der in seine Heerde eingebrochen war; wir sehen ihn im königlichen Pallaste Sauls die Harfe schlagen, um den bösen Geist zu vertreiben, der den König quälte; wir sehen ihn zur Harfe greifen in der Verbannung, kaum der Todesgefahr entronnen; seine Harfe tröstet ihn bei dem Tode Jonathan's; seine Harfe stimmt er zu Siegesliedern, nachdem er die Feinde des Volkes zu Boden geworfen, zu Festliedern, als er die Bundeslade einholt.

Worin unterscheidet sich nun der Jude von dem Griechen? Der Sohn des Peleus bedarf der Harfe, weil sein Zorn ihm das Schwert verbietet; die Harfe scheucht und mindert aber seinen Zorn nicht, sie füllt nur die Zeit, die zwischen Kampf und Kampf fällt; er singt die Thaten der Helden, aber der Gesang zeigt ihm nicht die schönste der Thaten, die der Selbstüberwindung. Seine Harfe ist ein Beutestück aus der von ihm eroberten Stadt Theben, sie erinnert ihn an seine erfolgreiche Thätigkeit, sie stärkt sein stolzes Selbstgefühl. Anders stellt sich der Sohn Isai's dar. Seine Harfe verscheucht

den bösen Geist, sie ermuthigt ihn in Gefahr, sie tröstet in Noth, rathet überall zum Besten, und warum? David kennt das trotzige und verzagte Herz des Menschen und besingt nicht mehr dessen Thaten, sondern die Thaten des Allmächtigen, Gerechten und Gnädigen, in dessen Geboten und Verheißungen sein Herz Ruhe gefunden hat. Sein Gesang ist der Gesang der Selbsterkenntniß und Demuth; Achilles Gesang ist der Gesang der Selbstgenügsamkeit. Allerdings würde Achilles niemals von einer Michol verachtet worden sein, wie David; allein das Verachtete hat Gott erwählet, und David ist der Mann nach dem Herzen Gottes.

18. Einsiedeln in der Schweiz. (Reisebericht.)

Von Utznach führt der Weg am Ufer des See's nach Schmerikon, wo, als wir ankamen, so eben ein Ruderschiff bereit war, etwa fünfzig Wallfahrer nach Altendorf hinüber zu fahren. Auf das Dampfschiff hätten wir drei Stunden warten müssen, und so fuhren wir, nachdem wir mit Brod und Käse uns noch schnell versehen hatten — ein ächtes Pilger-Mittagessen — mit der frommen Gesellschaft ab. Ich bereute es nicht. Nachdem die guten Leute ihr Brod gegessen, begannen sie den Rosenkranz zu beten, und nach dessen Vollendung ward ein heilig Lied gesungen. Mitten in einem See, in solch erhabener Natur das Lob des Herrn zu vernehmen, ist immerhin ein erhebender Moment. Nach zwei Stunden landeten wir in Altendorf. Von hier gelangt man in abermals zwei Stunden, aber anstrengenden Steigens, die Höhe des Etzels hinan. Ausserhalb des Dorfes beginnen die lebendigen Stationen, die erst in Maria Einsiedeln enden, Bettler und Bettlerinnen verschiedenen Alters und gar mannichfaltiger Gestaltung. Da, vor solch gnadenvollen Orten, sind die Armen schon an ihrem Platze; geben sie doch den Wallfahrern Gelegenheit, sich Verdienste zu sammeln und durch diese sich auf die Gnaden vorzubereiten und für sie sich würdig zu machen, die Gott ihnen vorbereitet hat. Wenn der Weg über den Etzel auch nicht der nächste nach Einsiedeln wäre, so lohnt für die Anstrengung die weite Fernsicht, die er gewährt. Gegen Norden überschaut man den Zürichersee mit seiner ganzen Umgebung, gegen Süden aber liegt links der Mythen von Schwyz und rechts der Rigi, zwischen ihnen aber Maria Einsiedeln. Die Spitze des Berges krönt die Kapelle des hl. Meinrad, in der jeder Wallfahrer das Werk seiner frommen Gesinnung beginnt. Vor ihr fällt der Andächtige nieder und gegen Einsiedeln gewandt spricht er sein erstes Gebet.

Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir endlich über die Teufelsbrücke, die über die Sihl führt, und in deren Nähe das Geburtshaus des Theophrastus Paracelsus gestanden haben soll, nach dem Ziele unserer Wünsche, nach Maria Einsiedeln. Es war tiefer Abend, als wir dort anlangten.

Es war am 14. September des Jahres 948, als der Bischof von Konstanz, der herangekommen war, um die Kirche einzuweihen, vom Himmel in der Nacht den Befehl erhielt, dieß zu unterlassen, da der Herr selbst in Mitte seiner Engel bereits die Weihe des Gotteshauses vorgenommen habe.

Zur Erinnerung an diesen Tag und an diese Kirchweihe wird alljährlich am 14. September ein besonderes Fest gefeiert. Es ist dieß das Hauptfest des ganzen Jahres. An ihm versammeln sich die meisten Wallfahrer in Maria Einsiedeln. Am 13. September nun kam ich an, also gerade zur Hauptfeier des berühmten Gotteshauses. Als wir uns der Kirche naheten, tönte aus den Hallen des Tempels uns schon Gesang und Gebet entgegen. Wir traten daher sogleich ein, um noch heute unsern Gruß an Maria zu sagen. Und hier nun, welch erhebendes Schauspiel! Vor der heiligen Kapelle, die wenige Schritte von dem Eingange steht, eine Kirche in der Kirche, knieete eine Truppe Wallfahrer, die so eben gekommen waren, und sprach ihr Gebet in französischen Lauten. Hinter der Kapelle an dem Hauptgitter, welches das Presbyterium vom Schiffe der Kirche trennt, hatte sich ein anderer Chor auf die Kniee niedergelassen, der seinen Gesang in italienischer Sprache zur Mutter des Herrn sendete. Dort zur linken Seite beteten Deutsche ihren Rosenkranz, Landsleute von ihnen knieeten zur rechten Seite und antworteten auf die Gebete, die einer aus ihnen in ihrem Namen zum Herrn sprach. Hie und da lagen einzelne auf den Knieen und eröffneten der, die noch keinen ungehört von dannen ließ, ihre Sorge, ihren Kummer. Und Alle, so viele ich sah und hörte, sprachen die Gebete, die unsere Mutter, die Kirche, sie gelehrt. Freund! an solchen Orten, an solch heiligen Stellen, an denen Tausende von Brüdern sich versammeln und in jenen Worten, die du selber kennst und liebest, zum Herrn rufen, da fühlet man es tief und innig, wie schön, wie beseligend es ist, ein katholischer Christ zu sein. Es waren wohl an zehntausend Pilger zum heiligen Orte gekommen, nicht eingerechnet jene, die aus der nächsten Umgebung hergekommen waren; in Allen lebte Ein Geist, Ein Glaube, Eine Hoffnung; Alle rufen zu Einer Mutter, zu Einem Vater. Die Gebete, die Du in Deiner Dorfkirche bei dem heiligen Opfer sprichst, die Du singest beim Nachmittagsgottesdienste, ich vernahm sie an jenem Orte in denselben Worten. Das gibt Kraft und Ueberzeugung, das gibt Muth, Wärme, Begeisterung.

Am andern Tage, also am eigentlichen Festtage, begann es bereits um vier Uhr zu läuten, zu trommeln, zu schießen, zu rufen und zu beten. Obschon ich von der Fußpartie des vorhergegangenen Tages hübsch angegriffen war, so war es mir dennoch nicht möglich, weiterer Ruhe zu pflegen. Ich reihte mich an die Schaaren, die dem Gotteshause zueilten, und blieb mit ihnen. Von nun an durch den ganzen Tag wallte die Menge immer auf und ab. Messe reihte sich an Messe. Die heilige Kapelle ward für diesen Morgen den fremden Priestern, die in großer Anzahl, besonders aus Frankreich, hergekommen waren, zur Darbringung des heiligen Opfers überlassen. Um eilf Uhr traf die Reihe mich, und ich hatte somit das Glück, an der Stätte das Opfer der heiligen Messe darzubringen, die bei allen in deutscher Zunge Redenden wohl die gerühmteste ist. Die Festpredigt hielt ein Pfarrer aus der nächsten Umgebung, dessen tiefe, kraftvolle

Stimme ich bewunderte. Ich habe nie stärkere Töne aus dem Munde eines Predigers vernommen. Er sprach von der Wallfahrt zum Himmel, von den Hindernissen auf derselben, und den Schutzmitteln und Helfern auf diesem Wege. Das darauf folgende Amt hielt der hochwürdigste Abt des Klosters. Die kirchlichen Gewänder waren prachtvoll, die liturgischen Bewegungen der dienenden Kleriker genau und präcis. Die Präludien wurden mit drei Orgeln, leider jedoch in nicht kirchlichem Geiste, gespielt. Dafür aber ward am Nachmittag ein Genuß gewährt, der alle Figuralmusik, alle Instrumente und Orgeln vergessen machte. Es ward um drei Uhr in der heiligen Kapelle ein salve regina von ungefähr vierzig Sängern vierstimmig gesungen, das durch die Kraft seines Gedankens bei der Weichheit der Formen bald von der Erde wegriß, bald wieder mit ihr im Troste durch Gott versöhnte. So muß man in Gottes Hause singen und solches muß man singen. Der eintönige Choral erkältet und ertrocknet, der mehrstimmige regt an, belebt und erhebt zur Höhe; die Instrumentalmusik, ist sie nicht durchweht vom Ernste der Religion, reißt aus der Nähe der Gottheit und versetzt in unheilige Räume.

Die Hauptfeier des ganzen Tages bildet an jedem 14. September jedoch die nächtliche feierliche Prozession, die zur Erinnerung an die Engelweihe nach Sonnenuntergang veranstaltet wird. Es ist dieß das Großartigste, was ich je an kirchlicher Feier gesehen habe. Unter den Stufen, die zu dem Platze vor der Kirche führen, gerade am Eingange in die Hauptstraße des Marktes Einsiedeln, ist ein etwa dreißig Schuh hoher Altar in italienischem Style mit Säulen und Pyramiden errichtet. Dieser wird in allen seinen Windungen von Lampen erleuchtet. Die links und rechts auseinandergehenden Häuser tragen Leuchtkugeln verschiedener Farbe. Auf dem Wege von der Kirche zu jenem Altare flammen Pechpfannen. Die seitwärts der großen Treppe sich herabziehenden Arkaden sind mit Lichtkränzen umzogen. Vor dem großen Portale prangen die Züge der Namen Jesus und Maria im Lichtglanze. Feenhaft ist in jener Stunde die Kirche. Ueber dem Hochaltar hängt ein Kreuz im goldenen Strahle der Lichter; der Hochaltar selbst trägt ausser hundert Wachskerzen vier Pyramiden von Lampen. Die Chöre sind durch transparente Lichtinschriften geschmückt. In den mannichfachsten Formen von Lichtkränzen prangt aber besonders die heilige Kapelle. Ich schätzte die Anzahl der brennenden Kerzen und Lampen in und ausser der Kirche — denn auch alle Fenster des Klosters sind beleuchtet — auf viertausend. Nachdem alle diese Vorbereitungen getroffen sind, versammelt sich der einheimische und fremde Klerus gegen sieben Uhr im Presbyterium, und nun beginnt, unter Vortragung des Allerheiligsten, der Zug. Er bewegt sich durch ein doppeltes Spalier, nämlich der verbündeten Jungfrauen und der bewaffneten Bürger Einsiedelns, unter Geläute und dem Schalle der von einem nahe gelegenen Berge abgelösten Böller, unter Gesang und Gebet zu dem Altare. Nachdem der Segen gegeben, kehrt er auf demselben Wege zurück, und der Segen wird dann noch zwei Mal, in der heiligen Kapelle und am Hochaltare, ertheilt. Ein Te Deum beschließt die Feier und den Tag des Festes. Der Eindruck, den das geschilderte Lichtmeer, das dadurch noch verstärkt ist, daß beinahe Jeder der Andächtigen ebenfalls mit einem Lichte sich versieht, im Augenblicke des Segens

auf den Beschauenden macht, ist unbeschreiblich. Es ist eine andere Welt, es ist ein Vorgeschmack der Herrlichkeiten des Himmels. Ich sprach später mit ein paar Protestanten, die dem Feste beiwohnten; sie erklärten, nie etwas Erhabeneres gesehen zu haben, als diese nächtliche Heerschau des Herrn.

Den Nachmittag hatte ich dazu verwendet, Kirche, Kloster, Markt und Umgebung mir näher zu beschauen. Wäre die Kirche und das Kloster nicht, man würde wohl von Maria Einsiedeln wenig wissen, am wenigsten aber würde ein Reisender seine Schritte dahin lenken. Die ganze Gegend auf zwei Stunden rings um den Markt ist traurig und öde. Vom Etzel bis Einsiedeln liegt ein sumpfiges Moor, von da bis Sattel, nahe an Schwyz, eine unfruchtbare Steppe. Kein Baum, kein Garten, keine Blume erfreut das Auge, nichts bringt der Boden hervor, als kurzes Riedgras und höchstens Haber und Kartoffeln. Dazu blickt der kahle Mythen von Schwyz recht freude- und trostlos in die Ebene herunter, so daß das Auge auch gar keinen Punkt findet, wo es mit Wohlgefallen ruhe. Maria scheint mit Absicht gerade diese dürre Wüstenei gesucht zu haben, daß die Menschen nur sie heimsuchen sollen, und nichts Anderes, daß das Herz hier ihre Schönheit bewundere und keine irdische. In dieser Oede liegt nun der prachtvolle Pallast der Benediktiner von Einsiedeln. Er bildet ein majestätisches Quadrat von über vierhundert Fuß Länge und Breite, das in der Mitte der dem Orte zugekehrten Seite die halbrunde, überaus große Kirche, die etwas über die Fronte des Klosters vorspringt, in sich faßt. Der Styl des gesammten Baues ist der italienische. Das Kloster hat drei Stockwerke und trägt einen blaßgrünen Anstrich. Vor demselben, in der Mitte der niedern Arkaden, in denen die Verkäufer der zu weihenden Gegenstände sich Platz genommen, befindet sich der heilige Brunnen. Am Anfange der großen Treppe stehen die hohen Statuen der Kaiser Otto I. und Heinrich I. Die Kirche selbst enthält sechszehn Altäre. Ein Seitengang links heißt die Beichtkirche, in der die Bekenntnisse der Reuigen abgenommen werden. Im Schmuckwerke, besonders der Altäre, scheint sie überladen zu sein, dennoch verliert dieser Eindruck durch die Größe des Kirchenschiffes, das wohl fünfzehntausend Menschen ganz gut fassen kann. Das Innere des Klosters ist natürlich groß in seinem Umfange, hat ungemein lange Gänge und große Zwischengärten, ist aber in seinen Formen äusserst einfach und prunklos. Die Zellen sind hell und geräumig, aber ohne allen Schmuck. Die Bibliothek ist reich, die Sammlung physikalischer Instrumente ausreichend und geschmackvoll, das Mineralienkabinet nicht ohne Bedeutung. Der Kirchenschatz des Klosters konnte an jenem Tage nicht vorgezeigt werden; er soll, wie schon Göthe, der ebenfalls in Einsiedeln gewesen, ihn schildert, der freilich vor der französischen Okkupation ihn gesehen, höchst werthvoll und mannichfaltig sein. — Der Marktflecken selbst ist reinlich, bietet aber ausserdem nichts Bemerkenswerthes; der Sinn für Blumen hat sich jedoch in dieser Einsamkeit noch erhalten, denn an den Fenstern prangen überall die schönsten Gewächse.

19. Auf dem Rigi. (Reisebericht.)

Der Weg von Goldau auf den Rigi ist der bequemste, diesen Berg zu ersteigen; ist er auch an manchen Stellen etwas steil, so hat er doch nirgends eine Gefahr. Dazu ist bis zu dem sogenannten untern Dächli der Rückblick nach dem Lowerzer- und Zugersee stets offen. Bei jeder Rast wird man somit für die Mühe entschädigt. Das Dächli ist ein Wirthshaus und führt guten Wein; zudem ist hier die Aussicht nach den Verwüstungen von Goldau eine volle, wenn auch noch schmerzlichere als zwischen den Trümmern selbst. Hier liegt die Stelle des Unheils gerade zwischen den beiden genannten Seen mit ihren heitern Ufern. Rings um dieselbe ist lachendes Leben, nur auf ihr herrscht der Tod. Vom Dächli bis zum Klösterchen der Kapuziner ist am Wege ein Kreuzweg angebracht, dessen Stationen aber weit auseinanderstehen. Vom Klösterchen, das von ein paar Gasthäusern umgeben ist, gelangt man in einer halben Stunde zum Gasthofe Rigi-Staffel, und hier eröffnet sich die westliche Fernsicht des Rigi; Küßnacht, Luzern, Kloster Muri, Baden, Zürich und Zug liegen unten, wohl an viertausend Fuß unter der Höhe. Ist auch hier der glänzendste Punkt des Rigi noch nicht erreicht, so ist es doch der, der am meisten überrascht, denn der gegebene Anblick ist erst frei, wenn der letzte Schritt zur Höhe gemacht ist. Er kommt mit einem Schlage. Von hier nun, stets auf schwindelnder Höhe weiter gehend und stets mit dem Blicke auf die offene Karte, ersteigt man in einer halben Stunde die Spitze des Berges und gelangt an den Gasthof Rigi-Kulm. Hier nun ist das Ziel erreicht, das der Wanderer sich steckt.

Nach kurzer Labung für die Beschwerden des Bergsteigens machte ich noch einige Schritte aufwärts auf den vollen Scheitel des Rigi, und ich stand an der Stelle, zu der jährlich Tausende, selbst aus fremden Welttheilen, kommen, ich stand vielleicht auf dem schönsten Punkte der Erde. Der Blick ist von hier nach den vier Weltgegenden frei. Bis zu Sonnenuntergang waren noch zwei Stunden; ich konnte somit mich ruhigem Genusse hingeben. Und ich that es. Ich ließ jede Seelenkraft, die in ein gegebenes Objekt von dem Ihrigen hineintragen will, zurücktreten, nur das Herz, das Gemüth sollte heraufsteigen, um hier zu genießen, zu empfangen. Was ich hier empfand, ich empfand es nur noch einmal in meinem Leben. Hier oben weht geistige Luft in vollen Strömen; die Seele darf sich nur öffnen, um erfüllt zu werden. Und es ist eine heilige Strömung, wie die, die ich einst draußen hörte, als ich in einer Tiefe war. Es ist derselbe Geist, der in den Abgründen und auf den Höhen lebt, waltet und ein aufnehmendes Gemüth erfüllt; es ist der Geist des Herrn, der einmal durch sein Wort, ein andermal durch seine Schöpfung zu uns spricht. Es ist sonderbar, daß wir nicht mehr und bessere Dichter haben; es ist doch ein Geist erhabenster Poesie, der dort wie hier weht; denn der Geist des Herrn ist ein Geist der Schönheit und Erhabenheit. Mir war es, wie wenn aus den vor mir liegenden Gefilden eine Stimme ertönte: „Siehe, so schön ist das Werk des

Herrn!" Wie schön und lieblich muß unser Gott sein! Und wenn ich zu den Gletschern und Bergspitzen hinübersah, so rief es herüber: „Siehe, so gewaltig ist das Werk des Meisters! Wie groß und mächtig muß er selber sein! Falle nieder und bete ihn an!" Wer könnte bei diesem Anblicke das geforderte Opfer verweigern?

Was hältst Du, lieber Freund, in den Schöpfungen, die wir Natur nennen, für schön und erhaben? Sage mir! Eine weite ungehinderte Ebene? Hier liegt ein Umkreis von achtzig Stunden wie eine Reliefkarte vor Dir; Dein freies Auge unterscheidet genau und einzeln, was vor Dir liegt. Seen mit grünenden Ufern, an denen freundliche Dörfer liegen? Sieh nach West und Nord! Dort ist der Vierwaldstättersee, der schönste der Schweiz; hier der Zugersee; dort drüben hinter den genannten glänzen noch sieben nach einander; und hinter Dir liegt noch der Lowerzersee! Städte mit schönen Gebäuden, umgeben von Gärten und Hügeln? Sieh nur! Dort liegt Luzern, dort Baden, rechts hinüber Zürich selbst, hier Zug, und einen Blick weiter Schwyz! Eine Reihe fruchtbarer Felder und Wiesen? Die liegen hier allum, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von See zu See sich hinziehend, und daß sie nicht eintönig seien, sind auf alle hin weitästige Bäume gepflanzt. Hügel, bis zu ihren Spitzen die Zeichen der Fruchtbarkeit tragend? Das ganze Land zu Deiner Linken ist ein blühendes Hügelland. Doch Du willst hohe, riesige Berge mit stolzen Scheiteln; Du willst auf ihren Schultern ewigen Schnee und Gletscher sehen? Da ist der Roßberg, die Mythen, das Stanzer- und Buochserhorn, der Pilatus, und hinter ihnen die schneebedeckten Gipfel der Berge von Unterwalden, Uri und Bern; Tödi, Glärnisch, Säntis, die Jungfrau, der Eiger, der Mönch, Titlis, Bristenstock. Ist Dein Auge gut, so siehst Du zwischen dem letzten Berge und dem Säntisberge die Gotthardsstraße sich hinaufwinden. Viele hundert Namen von Bergen habe ich Dir nicht genannt, die hier oben sich den Blicken zeigen. Dazu der schöne Vordergrund, den die Bergwände der Rothenflue und die Windungen des Vierwaldstättersee's bilden. Man lobt die Fernsicht auf dem Peißenberge; sie ist wahrhaft öde gegen dieß mannichfaltige Bild des Naturlebens. Nicht umsonst erzählt man sich, daß Fremde, die die Majestät dieser Berge beim Aufgang der Sonne zum ersten Male sahen, sich entzückt in die Arme fallen und sich als Brüder umarmen, daß andere auf die Kniee fallen, den anzubeten, der dieß Alles geschaffen.

Wie erbärmlich ist doch das Stuben- und Ofenleben der Menschen! Wie erhaben jeder Athemzug auf solcher Höhe! Welch armes Bild trägt mancher, der sich in seine Wände verschließt, von unserm Gotte! Wie groß, wie herrlich erscheint aber der Schöpfer auf solch einer Stelle! Hieher wandert, Ihr Philister aller Farben und Töne, die Ihr meint, Euere Hütte sei die Welt und Euer Kopf der alleinige Regent der Erde; die Ihr an Erbärmlichkeiten und Kleinigkeiten hanget, die Ihr für so groß haltet, daß Ihr meinet, das Heil der Welt hänge von ihnen ab; die Ihr nur Eure Gedanken für Wahrheit haltet, anderer Leute Ideen, die sie auf den Höhen sich geholt, aber bekrittelt, zerreißet und verwerfet; die Ihr nichts könnet als Euch und Andern das Leben verbittern und durch Gezänke und Intriguen vergiften! Hieher wandert und holt Euch Luft, Gluth und

Kraft; holt Euch große Gedanken, reine Liebe und Demuth! Klein ist das Leben, groß ist die Natur. Nur Eins noch ist auf Erden größer als sie; es ist die unmittelbare Offenbarung des Herrn. Mittelbar spricht aber der Herr auf solchen Höhen. Auf dem Rigi hat er sich eine Kanzel gebaut. Ich könnte Dir die ganze Predigt sagen, die ich dort oben gehört; nur die Hauptpunkte will ich Dir sagen. Mensch! der Dich geschaffen hat, er ist schön und erhaben; hier ist nur ein schwaches Abbild seines Wesens. Mensch! der Dir Gebote gegeben, er will auch Deine Freude und Deinen Jubel; darum hat er um Dich eine schöne Welt geschaffen. Mensch! der sich Dir als ewigen Lohn versprochen, er will, daß Du schon hier groß und erhaben werdest, Gemeines und Niedriges verachtend und hassend; darum hat er diese Natur, die doch kleiner ist als Du, in so wunderbaren Formen gestaltet!

Aber noch ein anderer Genuß bietet sich auf dieser Höhe. Man steht hier in der Mitte der Schweiz, der ganzen, wie der Urkantone, zugleich aber in der Mitte der ganzen geschichtlich merkwürdigen Gegend und zwar so, daß beinahe alle historisch bedeutenden Orte vor den Augen liegen. Eine Geschichte von fünfhundert Jahren liegt vor dem geistigen Auge. Dort über der Fläche gegen Westen liegt die Ruine Habsburg; da unten zu den Füßen Küßnacht und die hohle Gasse. Dort rechts gegen Norden an dem kleinen Egerisee ist Morgarten, links gegen Süden zu Sempach am See gleichen Namens. Wende Dich Etwas! Da unten ist die Ruine Schwanau, Schwyz, das dem Lande den Namen gegeben, und das Dir schon bekannte Brunnen. Nördlich von Schwyz unter dem Säntis sehen die Berge des Toggenburgs hervor, dessen Besitz langjährige Kämpfe verursachte! Dort links von Zürich und seinem See liegt Kappel, wo Zwingli gefallen. Auch Rothenthurm und Sattel, die durch ihre Schlachten in die neuere Zeit herabführen, sind sichtbar. Und daß selbst die Gegenwart Dir nicht entkomme, so liegt da unten die Reuß, die Sihl und zwischen ihnen Gislikon, wo der Sonderbundskrieg entschieden ward. Somit ist es auf dieser Höhe möglich, alle Studien zu machen, theologische, politische, historische, geographische, naturhistorische, und wenn Du willst, selbst ethnographische. Die Umgebung, die wie Du über die viertausend Schuh des Berges hinabgesehen, drückt ihr Staunen und ihre Bewunderung in allen Sprachen und Gesten aus. Nicht nur Italiener, Franzosen, Engländer, sondern auch Russen, Griechen und Türken kommen hieher, um die Größe der Natur zu schauen.

Endlich war der zauberische Lichtstreif, den die untergehende Sonne noch über die Berge geworfen, verschwunden, es war Abend. Die Nacht und ihr verdeckender Schleier nahte. Ich hatte zwei Stunden sprachlos gestanden und geschaut. Der Letzte war gegangen, um im Gasthause zum Rigi-Kulm für die Genüsse des morgigen Tages sich zu stärken. Ich folgte mit der Sehnsucht nach dem Aufgange der Sonne, der jenes Schauspiel bereitet, das von zahllosen Dichtern schon besungen, von allen aber als der großartigste Naturgenuß bezeichnet wird: „der Sonnenaufgang auf dem Rigi.“ Diese Freude sollte uns aber nicht zu Theil werden. Die Hoffnung ward getäuscht. In der Nacht begann es erst zu stürmen, daß die Fugen des Hauses wankten, dann in Güssen zu regnen. Als wir am Morgen erwachten, lag undurchdringlicher Nebel über der ganzen

Gegend. Dazu regnete es in einer Weise, daß zu erwarten stand, es wäre auch umsonst, wenn man einen Tag auf der Höhe zubrächte, um auf Besseres zu harren. Ich ging noch einmal auf die Höhe, auf der ich am Abend stand, und sah — Nebel. Alle Herrlichkeit war dahin. Mit schmerzlichen Gefühlen sagte ich meinen Abschiedsgruß — und verließ die Stelle, an der ich so viel gesehen, empfunden, — gelernt. Bis auf ein paar Engländer, die erklärten, sie blieben drei Monate, wenn die Sonne sich nicht eher zeige, verließen alle Wanderer den Berg, um nach Goldau hinabzusteigen. Die andern Wege sind bei schlüpfrigem Boden zu gefährlich. Unser Vier eilten wir zusammen den Berg hinunter, fest uns haltend an den Bergstock, halb grollend über das Wetter, halb lachend über uns Getäuschte. Da war aber Einer darunter, der am meisten lachte, aber am meisten verlacht wurde. Er war am Abend des vorigen Tages um acht Uhr in Goldau angekommen und um ja den Sonnenaufgang zu sehen, noch mit Führer und Laterne zum Berge aufgestiegen, so daß er erst nach Mitternacht am Gasthofe ankam. Mit demselben Führer und derselben Laterne stand er morgens auf der Spitze des Rigi und wanderte nun mit uns zurück, von wannen er gekommen. Auch eine Dame, die sich am Tage vorher auf den Berg hatte tragen lassen, aber aus eingebildeter Erschöpfung sogleich zur Ruhe gegangen war, ward wieder hinabgetragen, wo sie in die Sänfte eingestiegen war. Die Glücklichen können vom Rigi erzählen; die fliegenden Blätter aber könnten sie zeichnen. In zwei und einer halben Stunde waren wir, trotz unserer Regenschirme, vollständig durchnäßt in Goldau angekommen; nach Stärkung und Trocknung gingen wir nun nach dem nur eine halbe Stunde entfernten Arth, um dort in das Dampfschiff, das nach Zug überführt, zu steigen.

20. Eine Schweizerreise unter dem Regenschirm. (Reisebericht.)

Man erhält doch nichts in der Welt umsonst. Durch einen glücklichen Zufall — übrigens glaube ich an keinen, selbst bei geringen Vorkommnissen — sah ich Einsiedeln am Tage seines Festes; dafür mußte ich aber nun Anderes geben. Meine Route war ursprünglich vom Rigi aus nach Küßnacht, den Vierwaldstättersee hinab bis nach Flüelen und von da zurück nach Luzern berechnet. Ich war nun herzlich froh, daß ich wohlbehalten in Arth angekommen war. Etwas Frostschauer hatte uns wohl befallen, allein der legte sich am warmen Ofen. Desto stärker zog er sich aber über die Seele, als wir am Ufer des Zugersee's standen, das Zeichen zur Besteigung des Dampfschiffes, resp. Dampfschiffleins, erwartend. Ich gestehe Dir aufrichtig, jetzt weiß ich, was es um den Weltschmerz ist. Ich meine nicht die eitle Trauer über Nichterfüllung wahnsinniger Wünsche, die in der Welt realisirt sein sollen. Den können nur Dichter, und zwar nur neudeutsche, empfinden; zu solcher Höhe konnte ich mich nie erschwingen, obgleich ich in meinem Leben schon viele

Verse machte. Ich meine hier den Schmerz der Welt, der Natur, von dem ergriffen sie seufzet, wie Paulus sagt. Da steht sie vor mir, die große Mutter der Lebendigen; ihr Antlitz ist mit Trauerflor bedeckt, den sie um selbes sich geschlagen; es ist ein undurchdringlicher Nebel und Dunst. Sie weint viele und große Thränen, so viele, daß der Boden überschüttet ist; das ist vom Regen, der in Strömen niederfällt. Dazwischen ertönen ihre Seufzer und Schmerzensrufe; das ist der Sturmwind, der durch die Thäler zieht und die Wogen des See's schlägt. Es ist ein großer Schmerz, der an solchen Tagen, wie ich vom Rigi bis Zürich einen sah, durch die Natur zieht. Und sollte dieser nicht von Aussen nach Innen ziehen und auch die Menschenseele erfüllen? Gewiß! Und mir war es auch recht wehe und schwer um's Herz. Ich gedachte des Tages, an dem reine Fülle vor des ersten Menschen Auge lag, gedachte des Grundes, warum es heute und bis zum großen Tage der Erfüllung nimmer so ist, und es zog in mich wie Weltschmerz, der nach dem Tage sich sehnt, an dem der Fluch der Erde mit der Verherrlichung der Kinder Gottes sich löset. Du kannst nicht glauben, wie es Einem in schöner Gegend ist, wenn diese in Nebel und Regen sich verhüllt hat. Und am Zugersee soll es zum Entzücken schön sein.

Meine Verstimmung ward in der Kajüte des Schiffes nur noch vergrößert. Die Mitfahrenden waren meistens Rigibesteiger, die an den verlornen Sonnenaufgang dachten und deßhalb lange Gesichter zogen, wie ich selbst. Ein paar Mal stieg ich trotz des Regens auf das Verdeck, um die Abdachung des Rigi oder eines der Ufer des See's zu erblicken; umsonst: nicht ein Stückchen, nicht ein Fädchen war zu schauen. Endlich bequemte ich mich dazu, mit gebrochenem Herzen in einer Ecke Ruhe zu suchen. Zum Ersatze versuchte ich nun, über die traurige Umgebung mich weg und in lichtere Regionen zu versetzen; auch dieß mißlang; selbst die Denkkraft und Phantasie waren gelähmt. Eine allgemeine Unmacht des Geistes war eingetreten. Dazu nun kam das mir widerwärtige Gekreische eines Weibes, das die Küche des Schiffes zu besorgen schien, und uns arme und ohnedieß geschlagene Passagiere durch Witze über das Fest in Einsiedeln zu unterhalten sich bemühte. Es ist schon etwas Gräuliches, ein affektirtes und geschwätziges Weib anzuhören, ein gottloses aber um sich zu sehen, übersteigt das Ertragbare. Ich weiß nicht, warum sie ihren sinnlosen Sermon gerade an mich vorzüglich richtete; aber endlich riß mir die Geduld und ich erklärte ihr, sie solle mich in Ruhe lassen, ich wolle schlafen. Das that ich denn auch, bis man nach einer halben Stunde rief, man sei in Zug.

Meine Stimmung war sich gleich geblieben; ich trachtete nur, so bald als möglich weiter zu kommen, um in Zürich entweder bessere Witterung zu erwarten oder in warmer Stube die Ungunst des Tages zu vergessen. Geduldig ließ ich mich nach eingenommener physischer Stärkung in einen Wagen packen, mit dem Vorsatze, die Augen nicht mehr zu öffnen, bis das Getrommel der Regentropfen, die auf den Wagenkasten wie Schlossen schlugen, nachlassen würde. Zug soll in anmuthiger Lage am See sich hinziehen; es soll auch sonst Schönes in und um sich bergen. Ich weiß es nicht, ja ich mochte es nicht

wissen. Mir waren die Häuser, die Bäume vor denselben, die triefenden Blumen in den Gärten, die Menschen, die durchnäßt umherliefen, alles, alles schrecklich. Und wer hat, dem soll gegeben werden. War der Ueberdruß an solchem Reisen schon arg, so ward er in Horgen, einem Dorfe, mit dem wir am Zürichsee angekommen waren, noch erhöht. Wir harrten im Gasthofe des Zeichens zur Abfahrt mit dem Dampfschiffe nach Zürich, als wir durch das Fenster sahen, wie es abfuhr. Der Kellner hatte vergessen, uns zu erinnern. Immer heiterer! Horgen ist eines der schönsten Dörfer der Schweiz, und der Gasthof „zur Post“ einer der schönsten des Landes; das aber tröstete uns wenig. Wir wollten weiter, um endlich dem Sturm und Regen zu entkommen. Es gab keinen Ausweg, als zu Land nach Zürich zu fahren. Das geschah auch. Wohl ging nun die Fahrt durchweg an hübschen Landhäusern und Gärten vorüber, die ununterbrochen durch mehrere Stunden am See liegen, allein es war doch alles traurig anzublicken, es fehlte Glanz und Farbe, Fernsicht und Sonnenschein, die ihnen Leben geben konnten und Schönheit. Ich war froh, als die Kutsche in die untern Räume des Gasthofes „zum Storchen“ in Zürich einfuhr. Lieber sehe ich Bauernmädchen lachen, als Fürstentöchter weinen; und ich kann Thränen schon gar nicht sehen. Was war aber vom Rigi bis hieher anders zu schauen, als die Klage der hehren Himmelstochter Natur? An solchen Tagen sind mir meine Hügel an der Altmühl, wenn die Sonne ungehemmt auf sie blickt, lieber. Ich ließ mir ein Zimmer heizen, von der Post mein Gepäck abholen und zog mich in meine Gemächer zurück. Es war noch Tag und ich konnte mich somit noch wohl nach meiner Umgebung umschauen. Unter mir war die Limmat, zur Linken ein großer Theil der Stadt, zu meiner Rechten der See mit seinem Hafen. Wie schön, wenn die Schleußen des Himmels sich geschlossen hätten. Aber auch hier prasselte und patschelte es unaufhörlich an die Ohren, da der Regen auf das Vordach fiel, das unter meinem Fenster lag. Da half nichts anderes, als sich fest besiegen und — vergessen. Vielleicht ist's morgen besser. Ich zog die Vorhänge vor, mein Reisetagebuch aus der Tasche und warf mich getröstet auf's Sopha. Es ist auch schön, in fremdem Lande im warmen Stübchen sich einige Stunden selbst zu leben, wie wenn man am heimathlichen Heerde säße. Wohl mußte ich mich lange besinnen, wenn ich suchen wollte, worin dieser Reiz liegt; aber vielleicht besteht er darin, daß ein solches Sichgehenlassen eben an die eigene Heimath erinnert; vielleicht auch darin, daß man sich sagen kann, man sei kein Räuber und Strolch, die sich mit Höhlen begnügen müssen. Mein Paß war in Ordnung, ich konnte somit sonder Furcht und Bangen der Selbstruhe mich hingeben. Ich fühlte mich recht behaglich. Ich habe auch in der Schweiz nie besser geschlafen, als in dem traulichen Stübchen an der Limmat.

Ich erwachte so gestärkt, daß ich selbst den Muth nicht verlor, als die Regentropfen so kräftig wieder wie am vorausgegangenen Tage an die Fenster schlugen. Ich nahm mir vor, es einmal darauf ankommen zu lassen, wer Sieger bliebe, die Natur oder ich; wer eher aufhöre in seiner Trauer, sie oder ich; ich nahm mir vor, mich heute über sie zu heben. Heute will ich einmal nicht klagen; ist mir's möglich, so will ich sogar scherzen. So dachte ich mir und ging daran, darnach zu handeln. Das Reisehandbuch

hatte ich gestern noch wohl durchstudiert; der Stadtplan war mir ganz im Kopfe. Nachdem das Frühstück genommen war, machte ich mich zur Wanderung durch die Stadt auf. Meinen Bädecker in der Linken, den Regenschirm in der Rechten, zog ich an Kirchen und Pallästen vorbei nach Geßner's Denkmal. Am Wege sah ich das nicht besonders stattliche Universitätsgebäude und die katholische Kirche. Das Denkmal liegt ausser dem Eisenbahnhof und ist sehr einfach. Von da zurückgekehrt wendete ich mich zur Höhe, auf der das Krankenhaus, Blindeninstitut, Kantonsschulgebäude und die Kunstausstellungshalle stehen, lauter prachtvolle neue Bauten, die sich mit den Pallästen der Ludwigsstraße in München wohl messen dürfen. An dem Großmünster, der reformirten Hauptkirche, in der Zwingli predigte, und an dem neuen Elementarschulhause vorüber, gelangte ich zur Kornhalle, sah das Hotel Baur und das Rathhaus. Alles unter dem Regenschirme. Bis zu Tische war noch eine freie Stunde; die wollte ich nun zu einer Aussicht auf die Umgebung der Stadt benützen. Es eignet sich dazu eine ehemalige Bastei, die Katze genannt, an der westlichen Seite der Stadt. Da stand ich nun, und sah um mich und sah — nichts. Doch heute sollte mich einmal gar nichts aus meiner guten Laune bringen. Mein Schirm war gut, er ließ keinen Tropfen durch. Ich schlug also mein Reisehandbuch auf und las: „Die Lage von Zürich ist unvergleichlich; die heitere Stadt an dem tiefblauen krystallhellen See, dessen belebte, sanft ansteigende Ufer, so weit das Auge blickt, mit stattlichen Wohnhäusern, mit Obst- und Weingärten übersäet sind, im Hintergrunde die schneebedeckten Alpen, der Säntis, der Glärnisch, der Tödi, die Mythen, der Roßberg rc., rechts der Albis, dessen Fuß die Wellen des See's netzen." Das ist zu schön! Ich sah nach Ost und sah nach West, nach Süden und hinter meinen Rücken; wohl! da mag diese Schönheit alle liegen; beweisen kann ich es nicht; ich sah die Pracht alle nur im Worte: „Gerade diese reizende Lage macht den Aufenthalt in Zürich so anziehend." Manchmal — heute nicht! Heute ist mir Gemsbraten und Wein, Kamin und Zeitung schon lieber als alle Hintergründe und Berge, alle Seen und Gärten. Ich schlug das Buch zu, schaute noch einmal dahin, wo Zürich schön ist, eilte aber dahin, wo Zürich gut ist, zum Mittagstisch.

Nach selbem notirte ich mir in mein Tagebuch, was ich nicht sah, und machte mich auf weitere Wanderung. Ich wollte versuchen, ob es mir in diesen Gebäuden nicht besser gienge als in der Natur, die ausser ihnen liegt. Ich besah das Zeughaus und darin Zwingli's Waffen; blank geputzte Panzer, Helme und Speere der Eidgenossen von ehemals; sah die stattliche Bibliothek mit dem sorgfältig gearbeiteten Relief-Panorama von Müller; trat in das Rathhaus, in dem vor kurzer Zeit noch die Tagsatzungen abgehalten wurden. Und da nun hatte ich die Gunst, den Rigi doch noch bei Sonnenaufgang zu sehen. Es war nämlich in den Hallen des Rathhauses ein optisches Rundgemälde der schönsten Partien der Schweiz zu schauen, das beste, das ich je sah, und es gewährte mir wirklich einigen Ersatz. Da auch der Rheinfall bei Schaffhausen, den zu besuchen ich ebenfalls durch die Ungunst der Witterung gehindert war, zu sehen war, so war ich um so mehr erfreut. Ich war ja noch immer bei guter Stimmung. Nicht weit vom Rathhause entfernt, las ich an einem Gebäude mit großen Lettern angezeigt: „Café litéraire". Halt!

dachte ich mir, das ist etwas: ein literarisches Caffehaus! Da werden sicherlich Vorlesungen gehalten, Gedichte improvisirt, vielleicht Dramen gelesen und dazu Caffe getrunken! Ist mir's schon lange in unsern bayerischen Bierkneipen zu langweilig und unliterarisch vorgekommen, da mag sich lernen lassen, wie das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt werden könne. Ich trat ein. Im Gastzimmer angekommen, traf ich eine große Anzahl in eifrigem Gespräch begriffener Männer. Ich ging so wie ein Spion an den Tischen vorüber, um zu lauschen, von welchem literarischen Gegenstande gerade die Rede wäre. Ich konnte nichts erfragen, als daß man von Kauf und Verkauf, schlechtem Wetter und guten Bekannten sprach. Eine Zeitung sah ich gar nicht. Da ich merkte, daß ein Stockwerk höher ebenfalls Leben sei, stieg ich da hinauf, um dort das literarische Institut zu finden. Da saßen nun ein paar Zeitungsleser, ein paar Caffetrinker, und ein paar Spieler standen am Billard. Auf einem Tische lag noch eine dritte Zeitung von politischer Farbe. Warum somit der Gasthof „Café litéraire“ sich betitelte, sehe ich wahrlich nicht ein. Diese Geistesnahrung findet sich auch in unsern Wirthshäusern. Ich verließ, nachdem ich meine Tasse getrunken, das Haus und wanderte in das weltberühmte Hotel Baur. Ich fand es so elegant und großartig wie sein Ruf es rühmt. Dort traf ich nun glücklicherweise einen Bekannten vom Rigi, einen Schweizer, den Bildung und Herz gleichmäßig auszeichnen. Wir konnten angefangene Gespräche fortsetzen.

Unterdessen hatte der Regen nicht nachgelassen; ich war daher froh, als ich in meinem Stübchen zum Storchen wieder ankam. Schon erzählte man sich, es werde sicherlich bis morgen großes Wasser geben, und es seien bereits Nachrichten von dem Austritte der Thur angelangt. In jener Richtung aber wollte ich des andern Tages weiter wandern. Ich hatte mich bereits für den Eilwagen eingezeichnet, mußte also, wenn die Berichte wahr sprachen — und es war leider also — den Gefahren entgegengehen. Ich dachte mir, kleine Abenteuer gehören auch zum Reisen und man könne in solchem Falle nur größere Dinge dann später erzählen, und schlief daher ruhig ein. Am andern Morgen kam uns an dem Postgebäude schon die Nachricht entgegen, wir würden, wenn nicht in Winterthur, doch gewiß in Frauenfeld mit dem Elemente, das noch immer sich nicht zum Frieden geneigt hatte, zu kämpfen haben; es werde jedoch abgefahren. Mir aber war es dabei wie Einem, dem's nicht ganz wohl ist.

Es war mir von der guten Stimmung des vorausgegangenen Tages noch ein Rest geblieben; ausserdem hätte mich ein Theil der mitreisenden Gesellschaft auf harte Probe gestellt. Wir fuhren, jedoch bequem, zu sechs, darunter ein Kaufmann aus Schwaben mit seiner Frau. Der bemühte sich, Witze zu versuchen, Witze über die Häuser, an denen wir vorbeifuhren, Witze über die Bäume, die am Wege standen, Witze über die Steine, die an der Straße lagen, Witze über den Kutscher, den Wagen, über sich. Zum Glücke für uns Mitreisende, denen es recht wehe bei diesen unglücklichen Versuchen ward, rief eine Stimme zum Wagenfenster herein: „Bei Töß hat es einen Bergsturz. Ihr könnt nicht durch!“ Dennoch zum Glücke, denn lieber unter Bergen, als unter schlechten Witzen sterben. Allerdings aber verfärbten wir uns. Der Kondukteur mochte es nicht glauben, oder geringer anschlagen; der Wagen sezte seinen Lauf fort; daher mußten wir bereits

von Schwamendingen an einige Mal durch die Gewässer ausgetretener Bäche fahren. Doch das war ohne Gefahr. Allmälig aber ging es bergan, und am andern Rücken desselben Berges sollte der Bergsturz am selben Tage sich begeben haben. Wir riefen dem Kondukteur zu, er möge uns ja nicht bis in die Mitte der Gefahren bringen; das ward versichert. Schon ging es abwärts in das Thal der Töß; schon sahen wir, wie das ganze Thal ein großer See war; doch von Bergtrümmern sahen wir noch nichts. Ich dachte an Goldau und sprach mein armes Gebet. Endlich hörten wir Stimmen wie von vielen Menschen; der Wagen bog um eine Ecke und da stand er. Wir stiegen hastig aus, um zu sehen, wo wir waren. Rechts unten strömte die Töß, die die ganze Ebene überschwemmt hatte. Zwischen einem Berge und einem Wirthshause zieht sich die Straße zu einer Brücke, die in das Dorf Töß führt. Von dem Berge aber zur Linken hatte sich, durch die Regengüsse seit drei Tagen erweicht, eine Masse von Steinen, Erde und Schlamm abgelöst und über die Straße geworfen. Es war eine Breimasse von etwa zwölf bis fünfzehn Schuh Höhe, die so hoch auch an das an der Straße gelegene Haus sich anlehnte, zum größten Theil aber über den Garten am Hause weg in den Fluß sich gestürzt hatte. Der Eilwagen ward bereits erwartet, zur Uebersteigung des Schuttes und Schlammes durch Bretter Vorsorge getroffen und ein anderer Wagen bereit gehalten. Nun galt es, besonnen über die Bretter zu gehen, und die Füße wohl zu stellen. Mir aber glückte dieß nicht. Als die Reihe an mich kam, traf es sich, daß hinter mir eines jener armseligen Geschöpfe zu gehen kam, die zwar viel Herz aber wenig Muth haben. Das seufzte und wimmerte und fürchtete jeden Augenblick, über das Brett in den Schlamm zu sinken. Du weißt, lieber Freund, daß ich ein weicher Mensch bin, und so hatte ich denn gar großes Erbarmen. Ich reichte somit meine Hand zurück, versuchte, das blasse Ding neben mir auf dem Pfade zu erhalten, daß es nicht in den Koth fiele und — patsch! stack ich darin. Aus lauter Sorgfalt nahm ich den wenigsten Raum für mich, trat endlich fehl, glitt ab und sank bis über die Kniee in den Schlamm; leicht wäre es noch tiefer eingegangen, wenn nicht ein kräftiger Bursche, der hinter mir nachkam, mich in der Höhe erhalten hätte. Meine Kleider hatten ein Aussehen wie Eines, der in eine Kalkgrube gesprungen. Am Marktbrunnen in Töß war man nicht im Stande, mit Wasser und Bürste den Schlamm wegzubringen. Wohl machte mir der Vorfall Spaß, da Mißgeschick und Rettung sich schnell folgten. Aber ich will doch nie mehr so galant sein.

Das war überstanden. Schon aber riefen uns die Leute zu, Winterthur stehe ganz im Wasser. Es ward jedoch muthig darauf losgefahren, und als wir dort ankamen, war es minder arg als wir fürchteten. An ein Aussteigen und Besehen der Stadt war nicht zu denken, aber selbst aus den Wagenfenstern sah ich, daß dieß Winterthur ein äusserst schöner Ort ist. Die Leute wissen ihren Reichthum mit Geschmack zu genießen. Dieß zeigen die modernen Bauten und die schön umhegten Gärten, aus denen freilich an jenem Tage nur die Köpfe der Blumensträucher aus dem Wasser hervorragten. Wohlbehalten und unter oft wiederholter Erzählung unserer Abenteuer von Töß ging es bis Frauenfeld; da

hieß es nun abermals: Halt! Eine halbe Stunde ausserhalb der Stadt, zwischen Felben und Pfyn, war die Thur ausgetreten und raste über Felder, Wiesen und Straßen. Eine Zeit der Abfahrt konnte nicht bestimmt werden, obschon der Fluß in der Abnahme begriffen war; so machten wir uns denn mit dem Gedanken vertraut, in Frauenfeld zu übernachten. Unterdessen war der Kondukteur an die Stelle der Ueberschwemmung gefahren, um Ocularinspektion zu nehmen; jetzt kam er zurück und erklärte: „Wir können es wagen!“ Aber eben „wagen“. Es ward daher abgestimmt, ob wir es wagen sollten, und mit siebenzehn gegen fünf Stimmen, unter denen die meinige war, ward entschieden, es zu wagen. Es waren vier Eilwagen zusammengekommen; sie fuhren ab. In Felben, wo wir die ganze strömende Wassermasse vor unsern Augen sahen, verabschiedeten sich die Postknechte, wie wenn sie in den Tod führen, von den Leuten, die über unsere Waghalsigkeit staunend vor den Thüren standen. Du kannst Dir denken, wie es da einem armen Passagiere zu Muthe ist. Dennoch ging es unter ängstlicher Stille, unter furchtsamen Blicken und unter herzlichem Gebete glücklich über die Strecke von vierhundert Schritten, auf der die Wellen stürmend über die Straße liefen, die tosend an den Wegen schlugen. Hätten sie denselben gehoben, Rettung wäre unmöglich gewesen, da an dieser Stelle nicht einmal Bäume standen. Von nun an aber ging es rasch vorwärts. Um neun Uhr Abends waren wir in Constanz.

21. Schicksale einer Schreibfeder.

(Von J. Chr. A. Heyse.)

Ich saß in dem linken Flügel einer Gans, die sich etwas weit von den übrigen Gänsen entfernt hatte. Nachdenkend, ich weiß aber nicht, über welchen erhabenen Gegenstand, ging sie spazieren, als sich ein naseweiser Bube heranschlich und mich mit noch einer Zwillingsschwester aus unserer behaglichen Lage herausriß. Von der Hand dieses Unmenschen mußten wir die schrecklichsten Qualen leiden. Kaum war er mit uns in seiner Wohnung angelangt, als wir über glühende Kohlen gehalten und darauf mit einem wollenen Lappen so unbarmherzig gerieben wurden, daß die Haut von dem unbefiederten Theile unseres Körpers abging.

Nach mehreren Tagen wurde ich mit meiner Zwillingsschwester und noch dreiundzwanzig andern unseres Geschlechts in Bande geschlagen, die ungeachtet ihrer angenehmen veilchenblauen Farbe unsere zarten Glieder doch unbarmherzig drückten. Ich wäre gerne entwischt, allein wir waren so eng an einander gefesselt, daß wir kaum athmen konnten.

Der kleine Mensch, dem wir jetzt angehörten, trug uns zu einer alten Frau, von der er eine Handvoll Münzen, mit königlichen und kaiserlichen Bildnissen geziert, erhielt. Diese legte uns in einen dürftig mit Stroh angefüllten Korb, in dem schon viele Unglücksgefährten in vielfarbigen Fesseln lagen und trug uns auf ihrem Rücken in eine große

Stadt, wo wir an einen Kaufmann verhandelt wurden. Zu meiner großen Freude kaufte uns noch an demselben Tage ein Diener, der uns in ein prächtiges Zimmer trug und uns einem großen schönen Manne überreichte, welcher von den vielen Leuten, die ihn stets umgaben, Exzellenz genannt wurde. Er lösete unsere Bande, und ich konnte nach zehn Tagen zum ersten Male wieder frei Athem holen. Ich rechnete es mir für eine große Auszeichnung an, daß mich der Herr, der, wie ich späterhin erfuhr, Kriegsminister war, aus den übrigen Federn herauswählte und mich wegen meines schönen schwarzen Gefieders lobte. Er versetzte mir mit seinem Federmesser mehrere Schnitte, die mir freilich etwas wehe thaten, doch zu meiner Brauchbarkeit unumgänglich nöthig waren. Ich hatte bei seiner Exzellenz gute Tage, obwohl meine Seele ausgerissen war, und ich sehr oft ein schwarzes bitteres Getränk zu genießen bekam. Vom Morgen bis zum Abend hatte ich jetzt zu thun und oft mußte ich sogar in der Nacht arbeiten. Ich bekam sehr wichtige Dinge zu schreiben, unter anderm wurde auch mit mir der Pariser Friede unterzeichnet. So wohl ich mich auch jetzt befand, so sah ich doch zu meiner Betrübniß, daß mein Fleisch täglich abnahm; daher war es mir in dieser Hinsicht erwünscht, daß mich der Minister, als er eines Tages aus dem Fenster sah, hinter das Ohr steckte und mich hinunterfallen ließ.

Ich lag noch nicht lange auf der Straße, als ein kleines Mädchen mich aufnahm, das, nach seinem Korbe zu schließen, in die Schule gehen wollte. Und ich hatte mich nicht geirrt; denn kaum war sie einige Straßen hindurchgegangen, als sie mich in ein großes Haus brachte, eine Thüre öffnete, über welcher „dritte Klasse" stand, und mit einer höflichen Verbeugung den Lehrer begrüßte, der auf einem grau angestrichenen Katheder saß. Der Lehrer diktirte mehrere recht niedliche Gedichte, unter denen mir eine Ode „An den Frieden" besonders wohlgefiel. Die Gedichte unterhielten mich sehr, da das kleine Mädchen mich zum Schreiben derselben gebrauchte; doch bemerkte ich dabei mehrere Schreibfehler, dich ich, so sehr sich meine Natur dagegen sträubte, dennoch machen mußte. Besonders ärgerte es mich, daß mich meine jetzige Besitzerin, als ich nicht mehr nach ihrem Wunsche schrieb, unter den Tisch warf.

Zum Glücke war es gerade Sonnabend, wo, was ich von den andern Federn erfuhr, die sich auch unter dem Tische befanden, ausgefegt wurde; dieß allein schützte mich vor einer sonst unvermeidlichen Quetschung. Am Nachmittage wurde das Zimmer wirklich gereinigt und das Kehricht auf die Straße geworfen. Mich nahm ein Dienstmädchen auf, welches mich in seinen Koffer verschloß und am Abende mit mir auf ein Stück Konzeptpapier einen Brief in einem sehr schleppenden Style schrieb. Ich sehnte mich sehr nach Befreiung aus dieser abscheulichen Lage; allein jede Aussicht dazu war mir abgeschnitten, indem ich nur selten gebraucht und immer wieder in den Koffer geschlossen wurde. Endlich gelang es mir, zu entkommen. Eines Abends, als das Mädchen wieder einen Brief schrieb, wurde es plötzlich gerufen, ließ mich beim Aufstehen fallen, und ein kleiner Hund zerrte mich bis zur Treppe, die ich hinunterfiel. Bald darauf kam eine alte, reiche und zugleich geizige Dame in das Haus; sie hatte die Gewohnheit, Alles,

was sie von einiger Bedeutung fand, aufzunehmen, und da ich doch eine große Rolle unter den Kleinigkeiten spielte, so nahm sie auch mich auf, und gab mir in ihrem Hause hinter dem Spiegel einen Platz. In den zwei Monaten, die ich nun bei ihr verlebt, habe ich noch keinen Strich geschrieben; ich hielt es daher für's Beste, um nicht ganz aus der Uebung zu kommen, mein Leben zu beschreiben, womit ich jetzt fertig bin. Nun muß ich geduldig warten, bis die alte Dame stirbt und ihren Erben Schätze, mir aber die Freiheit hinterläßt.

B. Beschreibungen.

22. Die Schwalben.

(Von Scheitlin.)

Die Schwalben sind ein wildes Volk, ein Räubervolk, schnelle Flieger, fangen ihre Insekten nur in der Luft, fliegen hoch oben. Schaarenweise tummeln sie sich lustig in großen Kreisen herum, necken sich und spielen mit einander, können nicht singen, sondern nur zwitschern, machen Nester aus Schlamm und mauern sie ordentlich an Dächer und Balken an, sind gerne bei Menschenwohnungen und Menschen, lieben diese mehr als irgend ein Thier der untern Klassen und ziehen in Schaaren in wärmeres Land. Es ist, als ob einzelne auf der Heimreise nicht auf die andern warten könnten oder wollten, sie fliegen voran, kommen oft acht bis vierzehn Tage vor den andern wieder bei uns an, daher das Sprüchwort: „eine Schwalbe macht noch keinen Sommer", — fliegen wieder fort, die andern einzuholen, und kommen mit diesen dann wieder. Wenn sie in voller Zahl da sind, ist es Sommer. Sie kündigen am Abend durch ihre heitern, lustigen Flüge, einander wie Buben herumtreibend, heitere Witterung auf den folgenden Tag an. Kaum ein Vogel kennt sein Nestplatz alljährlich so sicher wieder. Die Zugkraft des Südens erweist sich ihnen am allerstärksten, denn sie ziehen bis nach Senegambien, im westlichen Afrika, in's rechte Sonnen- und Glutland, wo die Sonne sticht und alles verbrennen will. Sie müßen reisen, je weiter je lieber! Man hat sie auf dem Meere bei tausend Meilen vom Lande angetroffen. Alles an ihnen ist Zug, — Reiselust und Reiseluft, alles Ortssinn. Wer ohne ihren Sinn fände den Weg hin und her nach Afrika, nach Europa, nach Würtemberg, in's alte Dorf oder in Stadt und Nest? Wie wird man aus dem äußern Anschauungsvermögen sich eine solche Erscheinung erklären können. Der Mensch mit dem vollkommensten Anschauungsvermögen und Gedächtniß müßte unterwegs tausendmal fragen.

Wie einzelne zu früh ankommen und sich in der Zeit verfehlen (im Raum nie!) dann aber, weil sie ihren Fehler merken und auch wegen ihres sehr großen Geselligkeits-

triebes nicht gerne allein sind, denselben verbessern, so verspäten sich auch einzelne. Vielleicht sind es die gleichen; vorlaute, die keine Zeit halten, verspäten sich am ehesten; oder es sind die trägen, die nie fort wollen; oder leichtsinnige, die immer noch Wärme und Nahrung erwarten und grundlose Hoffnungen nähren; oder aber solche, in denen der Wanderungssinn nicht zur Reife gekommen. Nicht minder beachtenswerth ist ihre, freilich nicht große, Kunstgeschicklichkeit, die ihrem Bedürfniß angemessen ist. Sie bauen Nester für sich, sie bauen sie mit dem Schnabel, und dieser ist ihre Nadel, Scheere, Zange und Kette. Sie knetten Heu, Stroh und Schlamm zusammen. Den Schlamm holen sie in den Teichen, das Stroh in den Straßen. In die Rundung legen sie Wolle oder Moos, und was sie Weiches für die zarte Jugend finden. Sie lieben die Jungen sehr. Aus dem Nest auf die Straße heruntergefallen, holen sie eines nach dem andern sorgfältig wieder herauf und das Kindlein weiß sich recht gut an die Mutter zu halten. Die Schwalben müssen sich oft mit den Sperlingen um den Besitz eines Nestes zanken; der Sperling will ein schon fertiges Schwalbennest lieber in Besitz nehmen, als ein eigenes bauen. Das sieht ihm gleich, er ist frech und unverschämt, wenn auch nicht faul, und erndtet immer, wo er nicht gesäet hat. Sie müssen auch oft mit der Uferschwalbe zanken, die überaus zanksüchtig ist und Vorwand zum Streite von der Hecke abbricht. Man hat nur so lange Friede, als der Nachbar will.

23. Die Bienen.

(Von Lorenz Oken.)

Die Bienen wurden von allen Naturforschern, sowohl von alten als neuen, so gepriesen, man hat so viel Wunder von ihnen erzählt und ist so allgemein überzeugt, daß sie von allen Insekten und vielleicht von allen Thieren diejenigen sind, welche unsere Bewunderung am meisten verdienen, daß man nicht erwarten kann, es werde irgend eine Schilderung ihres Lebens und Webens der Erwartung genügen. Obschon man indessen uns Wunderbares und Fabelhaftes mehr als billig ist erzählt hat, so bleibt doch noch so viel Wahres von ihnen zu erzählen übrig, daß man in unserer Zeit, wo man so verständig ist, bloß Beobachtungen zu verlangen, damit zufrieden sei. In der neuern Zeit war Swammerdamm der erste, welcher eine genaue Untersuchung und besonders eine gründliche Anotomie dieser nützlichen Geschöpfe in seiner Bibel der Natur unternommen hat. Nachher hat Maraldi in den Abhandlungen der französischen Akademie (1712) viele Beobachtungen derselben bekannt gemacht. Die meisten aber verdanken wir Reamur, welcher fast den fünften Band seiner Abhandlungen den Bienen gewidmet hat; dann Schirch und Riem; in der neuesten Zeit hat Huber zwei Bände, reich an eigenen Erfahrungen, darüber geschrieben. Die Zahl der übrigen Werke, welche aber größtentheils nur Wiederholungen sind, geht in die Hunderte.

Die Bienen erregen unsere Wißbegierde nicht bloß wegen ihrer sinnreichen Handlungen, sondern auch wegen ihres großen Nutzens. Sie sind mit den Seidenwürmern und den Cochenilleinsekten die einzigen, deren Vermehrung in jedem gebildeten Staate mit Eifer befördert zu werden pflegt, und unter diesen nehmen sie noch die erste Stelle ein, weil sie in Klimaten gedeihen, wo jene nicht mehr leben können. Zudem waren sie zu den Zeiten, wo der Zucker noch nicht so gemein war wie jetzt, noch viel wichtiger. Wird indessen auch der Honig nicht mehr so viel gebraucht, so hat dagegen der Gebrauch des Wachses zugenommen und wir müssen sehr dem unbekannten Wohlthäter danken, welcher die Bienen aus der Wildniß gezogen und zu Hausthieren zu machen gewußt hat. Schon in den ältesten Zeiten wurden sie sorgfältig gepflegt, wie es Cato, Varro, Columella, Palladius und Virgil beweisen.

Um die Bewunderung zu theilen, welche man von jeher den Bienen gezollt hat, braucht man sich nur vor einen Bienenkorb zu stellen, man wird die Thätigkeit und Arbeitsamkeit seiner Einwohner, welche an Zahl nicht selten die einer großen Stadt übertreffen, nur mit Erstaunen ansehen können. Die einen kommen vom Felde mit Materialien und Vorräthen beladen, während die andern ausfliegen, um dergleichen zu sammeln. Plötzlich erscheint eine Wolke und die Bienen drängen sich zu Tausenden vor ihre Thüre, daß sie keinen Platz haben hineinzukommen. Aristoteles und Plinius haben gemeint, sie beschwerten sich mit einem Steinchen, um nicht vom Sturmwind hin und her geworfen zu werden. Das war aber eine Verwechslung mit andern Bienen, welche ihre Zellen aus Erde bauen. Ein ander Mal sieht man, wie mehrere Bienen eine todte oder auch andern Unrath herausschaffen, oder wie sie unter einander eine Schlacht liefern. Das kann man alles ohne Gefahr ansehen, wenn man sich ruhig verhält.

Höher steigt aber die Bewunderung, wenn man sie in ihren Stöcken selbst beobachtet, ihre Waben, ihre Arbeiten, wenn sie ausruhen, Ketten bilden, indem die eine mit den Vorderfüßen sich an dem Hintertheil der andern hält, wobei man kaum begreifen kann, wie die obere im Stande ist, die vielen unter ihr hängenden zu tragen, ohne loszulassen. Die Bienenstöcke sind von verschiedener Gestalt. Manche sind nichts weiter als ein hohler Baumstumpen, andere sind vier Bretter, oben mit einem andern bedeckt. Andere sind wie Glocken gestaltet und aus Weiden oder Stroh geflochten. Die letztern sind die gewöhnlichen Bienenkörbe, welche auf einem Brette stehen, mit einem Loch am untern Rande. Will man aber den Arbeiten zusehen, so muß man statt der vier Wände Glasfenster anbringen, worauf man erst nach Swammerdamms Zeiten gekommen ist, denn er räth noch, die Wände aus Papier zu machen und es nachher zu zerreißen, was aber nicht nöthig ist, da es die Bienen selbst thun.

Die Fenster werden zwar nach und nach beschmutzt und undurchsichtig, man kann sie aber wieder reinigen, und selbst mit Läden bedecken, die man nach Belieben öffnet, in welchem Falle die Bienen weniger gestört werden. Man sieht dann, daß die Waben senkrechte und parallele Wände bilden mit Zwischenräumen oder Gassen, worin sich bequem zwei Bienen ausweichen können. Jede Wabe hat an beiden Seiten unzählige Zellen, die dicht an einander liegen, und hin und wieder Löcher als Thüren, wodurch die

Bienen auf einem kürzern Wege von einer Seite zur andern kommen können. Man findet hierin jedoch auch Unregelmäßigkeiten, weil sich die Bienen nach den Umständen richten. Man hat gemeint, die Zellen wären die Wohnungen der Bienen, weil sie oft mit dem Kopfe darin stecken und sich ruhig halten, allein sie verrichten dabei nur ihre Geschäfte. Viele Zellen sind mit Honig angefüllt, andere durch einen Wachsdeckel geschlossen, noch andere enthalten eine Made und die Bienen gucken nur hinein, um entweder diese zu füttern, oder in die andern Honig zu tragen; daher sie denn auch von einer Zelle zur andern gehen. Wegen der Menge aber kann man derselben Biene nur eine Zeit lang folgen, weil sie sich bald den Augen entzieht, oder von andern bedeckt wird, so daß man anfangs glaubt, es geschehe alles in der größten Unordnung. Am besten kann man sie beobachten, wenn man ganz schmale Glaskästchen machen läßt, nicht weiter als ein Spiegelfutteral, etwa zwei Fuß hoch und breit, mit einer Tiefe von vier bis fünf Zoll, dieselben senkrecht stellt und etwa mit Schrauben auf einem Brett befestigt. Dann können sie nicht mehr als zwei Wabenkuchen machen, welche so nahe an den Fenstern sind, daß man alle ihre Bewegungen deutlich sehen kann, um so mehr, da sie sich wegen des Raumes nicht klumpenweise ansammeln können.

Da sie ihre Waben immer oben anfangen zu bauen, so macht man, um dieses zu beobachten, ihre Kästen oben sehr breit, unten dagegen sehr niedrig, weil sie dann viele Waben zugleich anfangen können; kurz man ändert die Form nach seinen Ansichten ab. Um die Wärme zu untersuchen, bringt man oben ein Loch an, durch das man ein Thermometer stecken kann.

Fängt man nun seine Beobachtungen an, so wird man die meiste Zeit des Jahres nur einerlei Bienen in der Beschäftigung wahrnehmen, nämlich die sogenannten Arbeitsbienen; zu Zeiten sieht man aber größere mit dickerem und runderem Kopfe, die sogenannten Drohnen, weil sie lauter sumsen als die andern. Es sind Männchen, welche man nur von Anfang des Mai bis Ende Juli bemerkt, anfangs wenig, dann immer mehr und am Ende eine große Menge, aber immer viel weniger als Arbeitsbienen, deren sieben bis acht und mehr auf ein Männchen kommen und nichts zur Fortpflanzung beitragen, sondern nur Honig und Wachs einzutragen und die Zellen zu bauen haben.

Man wußte schon seit alten Zeiten, daß in den Stöcken eine große Biene vorkommt, welche man den Bienenkönig oder den Weisel nannte, es ist aber ein Weibchen und daher die Königin des Stockes, was besonders Swammerdamm durch seine Anatomie bewiesen hat, sowie auch, daß sie ausserordentlich fruchtbar ist und alle Eier legt, woraus die verschiedenen Bienenarten kommen. Das Weibchen ist viel länger als die andern, und besonders ragt der Hinterleib bis zur Hälfte über die Flügel hervor, während er bei den andern selbst etwas kürzer ist. Es ist übrigens immer dünner als die Drohnen und gleicht in Gestalt den Arbeitsbienen.

Die Bienen sammeln die Wachsmaterie bloß in den Blumen, nicht wie Malvadi meint, auf den Blättern, weil es daselbst keine gibt, sondern nur im Blüthenstaub, womit man auch die Bienen oft bedeckt sieht. Wenn sich die Biene in einer Blume herumtummelt, so bleibt zwischen den blätterigen Haaren der Blüthenstaub, welcher gewöhnlich

gelb ist, hängen, so daß sie fast unkenntlich dadurch wird; die Biene bürstet sich dann mit ihren Füßen ab und bringt ihn in die Körbchen an den Hinterfüßen in der Gestalt von dicken, länglichen Ballen, welche man Höschen nennt, und die bisweilen so groß wie ein Pfefferkorn werden. Sie bringt den Staub von den andern auf die mittlern Füße, und von diesen auf die hintern mit einer Geschwindigkeit, daß man es kaum sehen kann, fast wie ein Taschenspieler. Man muß sie daher im Frühjahr, wo sie noch langsam sind, auf den Obstblüthen beobachten. Sie drücken dann den Staubbeutel mit den Kiefern entzwei, fassen den Staub mit den Vorderfüßen, schieben ihn auf die mittlern u. s. f., so daß sie schon Höschen bekommen, wenn sie vier bis fünf Blumen durchsucht haben. Sie sammeln auch auf dieselbe Weise auf andern Pflanzentheilen eine holzartige Materie, was ihnen mehr Mühe macht, und womit sie oft eine halbe Stunde zubringen. Die Vorderfüße nehmen den abgerissenen Harzballen mit den Zehen, übergeben ihn den mittleren, und diese legen ihn gerade in das Körbchen, weil sie kürzer sind als die hintern. Es ist begreiflich, daß die Bienen mehr Staub einsammeln können bei schönem Wetter, wo sich die Beutel zu öffnen pflegen. Die Höschen sind meistens gelb, es gibt aber auch rothe, weißliche und selbst grüne, weil es solchen Blüthenstaub gibt. Im April sammeln sie den ganzen Tag, im heißen Juni und Juli aber nur bis zehn Uhr, wahrscheinlich, weil dann der Blüthenstaub weniger trocken ist und besser bindet. Nachmittags scheinen sie Blüthen zu suchen, die im Schatten stehen. Ausserdem sammeln sie noch Honig aus den sogenannten Honigdrüsen oder Honigbehältern der Blumen, verschlucken denselben und tragen ihn nach Hause, in welchem Falle sie ohne Höschen ankommen. Solche dürfen daher nicht für faul gehalten werden. Dazu bedienen sie sich des Rüssels, welcher im Zustande der Ruhe als ein glänzendes langes Blättchen von den Kiefern zum Halse läuft, sich daselbst zuspitzt und fast wie ein Schnabel aussieht.

24. Das Reh.

(Von J. J. Kaup.)

Das Reh ist im Sommer rothbraun, im Winter röthlichgrau mit weißem Spiegel an dem hintern Theile der Schenkel; an jeder Seite der Oberlippe ein schwarzer Fleck; Kinn weiß, an der Kehle ein weißer Fleck. Die Jungen gefleckt. Man findet, allein selten, weiße, gescheckte, auch fast schwarze Rehe. Das Geweih ist vielfachen Veränderungen unterworfen: bald kommen fast alle Enden als Spieße über der Rose allein zum Vorschein, bald krümmen sich beide Stangen als Kronen gleich über der Rose nach unten. Das weibliche Thier, Rehgeiß, Geiß oder Ricke, hat einen schmälern Kopf, längern, dünnern Hals und schlankern Körper, und trägt den Hals beständig niedrig.

Der Bock erreicht eine Länge von vierthalb und eine Höhe von dritthalb Fuß.

Dieses in seinem ganzen Wesen und in allen seinen Bewegungen höchst zierliche Geschöpf, unsere kleinste Hirschart, scheint Europa, die nördlichsten Länder ausgenommen, eigenthümlich zu sein. In der Schweiz ist es die einzige Hirschart, und da es an manchen Orten gehegt wird, nicht sehr selten. In England, wo man es sehr häufig in Parks findet, ist es im freien Zustande ausgerottet, in den schottischen Hochländern dagegen findet es sich sehr häufig.

Zu seinem Aufenthalte liebt es etwas gebirgige oder wenigstens hoch gelegene Gegenden. Niedrige, sumpfige Orte, die der Damhirsch verträgt, sind ihm zuwider. Am liebsten sind ihm dichte Schläge, die einen schlechten Boden haben, wo Brombeersträuche im Ueberflusse wachsen und die an Saatfelder stoßen.

Das Reh ist ein munteres, um vieles aufgeweckteres Thier, als der Hirsch, auch reinlicher, da es sich nie in Pfuhlen wälzt, wie dieser. Seine vollen glänzenden Augen beseelt ein Feuer, das ganz mit seinen raschen Bewegungen und seiner Leichtigkeit im Springen übereinstimmt. Es ist listiger und viel flüchtiger als der Hirsch, und dies mag viel dazu beigetragen haben, daß seine Art an vielen Orten noch vorkommt, wo der Hirsch längst ausgerottet ist. So sehr es bergige Anhöhen liebt, so findet es sich doch nicht auf hohen Gebirgsgegenden und fehlt daher auf den Alpen gänzlich. Seine Fährte hinterläßt eine viel stärkere Witterung, welche die Hunde im Verfolgen hitziger macht, als die des Hirsches; allein durch die Flüchtigkeit seines ersten Laufes läßt es den Hund bald hinter sich, und weiß durch mannigfaltige Ummwege die Hunde irre zu führen; ist es aber entkräftet, so verdoppelt es seine Kreuzsprünge, macht mitten im Lauf einen starken Absprung zur Seite, drückt sich wie ein Hase nieder und läßt die ganze Meute seiner aufgehezten, bellenden Feinde an sich vorübergehen. Wenn ihm der Wind entgegenkömmt, wittert es den Menschen auf dreihundert Schritte, und wenn man ihm unvermuthet aufstößt, stutzt es im ersten Augenblick, ist dann aber wie der Blitz davon, in welchem Falle der Bock ein Bellen hören läßt, welches der Jäger schmälen nennt. Dieser Ton schallt weit, und wird dreimal wiederholt. Die Jungen, Kitzen, geben klagende Töne von sich, die, nachgeahmt, die Ricke bis vor den Jäger locken können. Der Bock tritt beim Ausgang aus dem Walde zuerst mit halbem Leibe aus dem Gehölze, wittert, ob keine Gefahr für seine Familie vorhanden ist, und geht zuletzt in den Wald zurück. In der Gefahr läßt die Mutter sich für ihre Jungen jagen, die sie in's Gestrüpp verborgen hat, und weiß geschickt die Feinde abzulenken, um auf weiten Ummwegen zu ihren Jungen zurückzukehren; allein trotz aller List wird dennoch manches Junge theils von Menschen, theils von Raubthieren gefangen. In einem Schlage findet man gewöhnlich eine Familie von etwa vier Stücken, und nur wenn der Bock weggeschossen ist, gesellt sich die Ricke zu einer andern Familie, sonst bleiben die verschiedenen Familien in der Regel von einander entfernt.

Jung aufgezogen, sind sie allerliebste Geschöpfe, allein die Böcke nur so lange, bis sie ein tüchtiges Gehörn aufgesetzt haben, wo sie sich fühlen und mit ihrem Geweih jeden zu stoßen versuchen. Man bindet ihnen dann ein Leder vor die Augen, daß sie nicht gerade vor sich hin sehen können. Wie groß die Gewalt ist, die sie in ihrem Kopfe be-

sitzen, und wie gefährlich sie verwunden können, kann man aus folgendem Beispiele erkennen: Ein Spießbock stieß einem andern Bock sein Gehörn (ohne Enden) über dem Auge in die Stirnhöhle und durch den Gaumen bis zur Zunge, wo dann das Gehörn abbrach. Von der gräßlichen Wunde geheilt, wurde der Gestoßene im folgenden Herbst geschossen. Das Reh wird zwölf bis sechszehn Jahre alt.

25. Das Gras.

(Von Ehrenberg.)

Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen schönen Rasen sehe. Es ist unbeschreiblich, wie ich das grüne Gras liebe; keine Pflanze, keine Blume liebe ich so herzig, so mit wahrer Seelenfreude, als das grüne Gras. Zuweilen kann ich gar nicht müde werden, es anzusehen und mich daran zu ergötzen; und wenn ich es ansehe, dann freue ich mich recht, daß ich auf der Erde bin. Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel — das ist meine höchste Herrlichkeit.

Schon in der Kindheit that es mir wohl, in der biblischen Geschichte das Gras zu finden, und es hat mir die Bibel noch um vieles werther gemacht, daß darin das Gras so geehrt wird. Mit welcher Wonne las ich: Und der Herr sprach: „Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut!“ Nun war ich ja auf der Erde zu Hause. Wie ging mir die Stelle in's Herz: „So doch Gott das Gras auf dem Felde kleidet!“ Kaum vermochte ich mir Gott in einer rührendern Beziehung zu denken, als wie er das Gras auf dem Felde kleidet. Ich betete viel inniger, seit ich diese Stelle kannte. Und wenn es in der Geschichte jener wundervollen Speisung heißt: es war an dem Ort viel Gras — wie nahe trat dann diese Begebenheit an mein Herz — wie freundlich ein in den Kreis des menschlichen Lebens! Wie war mir das Wundervolle darin so begreiflich. Das schien mir ein sehr wichtiger Umstand, daß da, wo der Göttlich-Menschliche wandelte und segnete, viel Gras war, und überaus anmuthig dünkte es mich, unter den Tausenden zu sein, die sich in das Gras gelagert hatten.

Es ist nicht bloß das frische, dem Auge so erquickliche Grün, die Farbe der Hoffnung, was ich an dem Grase liebe. Es sprießt so üppig, der Segen des Himmels ist so recht an ihm sichtbar; es ist in so reicher Fülle vorhanden; wo nichts anderes mehr fortkommt, da gedeiht doch oft das Gras noch — ein Bild des wohlthätigen Ueberflusses und ein Pfand jeder milden Gabe der Natur.

Das Gras erfrischt sich zuerst und am meisten, wenn nach langer Dürre die fruchtbaren Tropfen fallen. Vor allem andern ergrünt im Frühlinge das Gras. Das erste grüne Gras an warmen quelligen Plätzen, wie erfreut es bis in's innerste Herz, dieses Zeichen der Wiedergeburt und der himmlischen Verheißung. Die Perlen des Thaues glänzen am zahlreichsten im grünen Grase.

Das Gras bekleidet so freundlich die mütterliche Erde; durch das Gras eben ist sie mir mütterlich. Wo nur Gras wächst, fühle ich mich daheim, selbst geschieden von Allem was mich sonst vertraulich umgibt.

Wo kein Gras wächst, — ach, wie öde und traurig! Was auch immer die Kunst da gethan habe, der Fluch scheint auf den Stellen zu ruhen, wo kein Gras gedeiht. Das weiche Gras bettet sich dem Müden, der keine andere Ruhestätte hat, zum erquickenden Schlummer.

Was die Erde nur irgend Liebes besizt, das knüpft sich in meiner Phantasie an die Vorstellung des Grases. Aus dem Grase blinken die lieblichen Quellen. Durch blumenreiches Gras rieseln die fröhlichen Bäche, und die holdesten Kinder der Natur blühen im Grase. In der Jugend war das Gras mir Spiel- und Tummelplatz. Im Grase pflückte ich die Blumen. Auf das Gras gelagert — wie oft bin ich mit meinen Träumen in die ewigen Paradiese hinübergeschwebt.

Das Gras bedeckt auch die Gräber unserer Todten und ach, wie werth ist es mir da! Unter begrasten Hügeln, so schwärmt das Gefühl, muß es sich sanft ruhen. Einst auf mein Grab — keine Blumen, nur grünes Gras, dieses Bild des Lebens und der Hoffnung!

26. Der Brodbaum.

(Von Funke.)

Der Brodbaum ist ein sehr wohlthätiges Geschenk für diejenigen Länder, in welchen unsere gemeinern Getreidearten wegen zu großer Hitze nicht wohl fortkommen. Es gibt zwei Gattungen von diesem Baume nämlich Artocapus incisa, mit getheilten, und Artocapus integrifolia, mit ungetheilten Blättern. Ausserdem kennt man noch eine Menge Spielarten, worunter hauptsächlich zu bemerken sind: erstens der wilde saamentragende, zweitens der zahme saamentragende, drittens der saamenlose, welcher durch Kultur den Saamen nach und nach verloren hat.

Der Brodbaum wächst theils in Ostindien, theils und vorzüglich auf den Inseln der Südsee. Er wird ungefähr so groß wie eine mittelmäßige Eiche, die Blätter sind anderthalb Fuß lang und enthalten einen milchigen Saft. Die Frucht ist länglich rund, fast von der Gestalt einer Melone. Die saamentragende soll zuweilen hundert, gemeiniglich aber nur zwanzig bis dreißig Pfund wiegen; die ohne Saamen erreicht höchstens nur die Größe eines Menschenkopfes. Unter der rauhen grünen Rinde derselben befindet sich ein weißes schwammichtes Fleisch, so locker wie neugebackenes Brod. Die völlig reife Frucht sieht gelb aus und enthält einen widerlich süßen Brei, der aber selten und nur mit Vorsicht genossen wird, weil er ungesund sein soll. Gewöhnlich nimmt man die Frucht vor der Reife ab, schneidet sie geschält oder ungeschält in drei bis vier Theile,

wickelt sie in Blätter und röstet sie auf heißen Steinen, denn ungeröstet kann sie nicht gegessen werden. Nach dieser Zubereitung schmeckt sie wie Weizenbrod, worunter etwas Kartoffelmehl gemischt ist. Man bereitet sie aber auch noch auf eine andere Art zu. Die nicht völlig reifen Früchte werden abgenommen und aufgeschüttet, damit sie nachreifen. Sodann wirft man das von der Rinde und dem Fruchtkern abgesonderte Fleisch in tiefe gepflasterte Gruben, bedeckt es mit Blättern und Steinen und läßt es gären. Von diesem gegorenen oder durchsäuerten Teige bildet man kleine Brode, wickelt sie in Blätter und backt sie auf heißen Steinen. So hält es sich länger, als wenn es ungegoren geröstet wird, daher es die Taheitier auf weiten Reisen mit sich nehmen.

Der Brodbaum läßt sich in heißen Ländern sehr leicht fortpflanzen. Drei Bäume ernähren einen Mann beinahe ein ganzes Jahr, und zehn derselben sind für eine nicht all zu zahlreiche Familie hinreichend. Das Holz ist weich und gelblich und wird zwar zu allerlei Arbeiten benutzt, nimmt aber keine Politur an. Aus dem Splinte bereitet man Zeuge, und die Blätter dienen theils zum Einwickeln der Frucht beim Rösten und Backen, theils statt Tischtücher beim Speisen. Die abgefallenen männlichen Blüthen werden als Zunder benutzt. Der Saft, welcher nach gemachten Einschnitten aus dem Stamme hervordringt, gibt, mit Kokosmilch eingekocht, einen guten Vogelleim, und mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß einen festen Kitt.

Man hat bisher vergebens versucht, diesen nützlichen Baum in Südeuropa anzupflanzen, doch hat man die Hoffnung eines glücklichen Erfolges noch nicht aufgegeben.

27. Gletscher.

(Von B. Studer.)

Schneelasten, welche die Sommerwärme nicht zu schmelzen vermag, gehen, wenn Schmelz- oder Regenwasser in sie eindringt, in eine Masse über, die alle Uebergänge von locker verbundenen undurchsichtigen Schnee- und Rieselkörnern bis zu durchscheinendem Eise zeigt. Wird die Cohäsion dieser Massen so beträchtlich, daß ihre Theile sich durch geringern Druck nicht mehr verschieben lassen, so heißen sie Gletscher, Ferner, Firne, (französisch Glaciers, romanisch Vedretta, auf Island Jökul).

Durch Simmler ist zuerst die Benennung Firn (névé) auf die verschiebbaren Massen von immerwährendem Schnee, aus welchem die Gletscher entstehen, übertragen worden. Seinem Ursprung gemäß ist das Gletschereis körnig, aus meist eckigen, erbsen- bis nußgroßen Stücken zusammengesetzt, die in der Nähe des Firns und in der äußern Kruste des Gletschers sich mehr oder weniger leicht von einander trennen lassen, oft auch in verlängerten und gebogenen Gestalten gelenkartig ineinander greifen; im tieferen, festeren Eis aber sind diese Haarspalten so fein, daß sie nur durch das Eindringen gefärbter

Flüssigkeiten entdeckt werden, und nach einigen Beobachtern (Forbes, Hugi) soll auch dieses Hülfsmittel nicht immer ausreichen. Die unvollkommene Durchsichtigkeit wird verursacht durch eine große Menge kleiner Luftbläschen, die aus dem zusammenfrierenden Schnee nicht entweichen konnten.

Nach Ebel und Agassiz sollen die Spalten zwischen den Eiskörnern selbst auch aus gequetschten Luftblasen entstehen, mit größerer Wahrscheinlichkeit sieht man darin die ursprünglichen Gränzflächen der im lockern Schnee entstandenen Körner von festem Eis.

Weniger klar noch ist der Ursprung einer Struktur der Gletschermasse, wodurch diese in kaum mehrere Zoll dicke Tafeln zertheilt wird, die abwechselnd aus festem und aus porösem oder schneeartigem Eis bestehen. Besonders in der Nähe von Spalten oder an steilen Bruchflächen ist diese Struktur oft sehr auffallend, die Tafeln stehen ganz vertikal oder neigen sich gegen das Innere des Gletschers; an andern Stellen bemerkt man nur Spuren derselben, und oft sind auch diese nicht aufzufinden.

Die Ausdehnung einer Gletschermasse kann nur einige hundert Quadrat-Fuß, sie kann auch viele Quadrat-Meilen betragen, ihre Dicke bis auf viele hundert Fuß ansteigen. Nach ihren äussern Verhältnissen lassen sich die Gletscher in drei Klassen theilen. Die einen, die wir, weil viele derselben größtentheils vom Firn bedeckt werden, Firngletscher nennen wollen (gl. du second genre von de Saussure) hängen an den höhern meist steilen Gebirgswänden, an denen sie, in der Sprache des Bergbaus, schildförmige Anlagerungen bilden; die andern, die wir Thalgletscher heißen (gl. du premier genre von de Saussure) liegen in Thalgründen, die aus den mit immerwährendem Schnee bedeckten Regionen sich in die Tiefe ziehen oder kesselartige Terrassen bilden. Einige endlich, die Jochgletscher, steigen bis auf die Gebirgsjoche, sind auf diesen ganz horizontal und biegen sich am andern Abhang wieder abwärts (Arollagletscher, Matterjoch, Griespaß, Errgletscher). Bei den erstern ist in der Regel die Länge größer als die Breite. Die Steigung kann, besonders an den Firngletschern, bis auf fünfzig Grad steigen (Isagletscher an der Dent du Midi nach v. Charpentier); bei Thalgletschern ist sie oft sehr gering (der obere Aletschgletscher und die hintere Mer-de-Glace in Chamouni haben nach Elieny de Beaumont nur drei Grad Steigung). Die Oberfläche des Eises ist rauh, da in Folge des ungleichartigen Gefüges die einen Theile leichter schmelzen als die andern. Wo der Gletscher auf gleichförmigem Grunde aufliegt, bildet er eine meist flache ununterbrochene Masse: wo aber der Grund steil abfällt und große Unebenheiten verräth, spaltet sich die Eismasse vertikal, meist in die Quere, oft dicht hintereinander, wie ein erstarrter Teig, den man zu biegen versucht. Die Breite der Spalten mißt bald nur wenige Linien, bald erweitern sie sich zu Abgründen, die nur auf darüberweggelagerten Schneedecken oder auf künstlichen Brücken überschritten werden können, oder die man umgehen muß; häufig beträgt die Breite einen bis mehrere Fuß. Ihre Länge durchsetzt wohl selten die ganze Breite des Gletschers, eine Viertelstunde oder eine halbe Stund kann sie dagegen leicht haben, oft aber auch nur wenige Klafter. Die Tiefe ist ebenfalls sehr ungleich und kann bis auf den Felsengrund hinabgehen.

Aus der theilweisen Zerstörung der Zwischenwände dicht gedrängter Spalten entstehen auffallende Zacken in der Oberfläche stark zerspaltener Gletscher, die man mit Pyramiden und Obelisken verglichen hat.

Der höhere Theil der Gletscher verliert sich meist unter der Decke von Firnschnee, oder geht allmählig in diesen über. Nicht selten bildet der obere Rand die höchste Kante eines Felsgrates oder eines Gebirgsjoches; der untere Theil und der Vorderrand werden gewöhnlich von Felsschutt eingefaßt. Wo dieser Schutt fehlt und der Gletscher sich ungehemmt ausbreiten kann, bildet er einen flach gewölbten Abfall (Rhonegletscher, Arollagletscher), durch den die Masse zuweilen die Gestalt eines ziemlich regelmäßigen Kugelabschnittes erhält. Stößt der Gletscher mit der Seiten- oder Vorderwand an die obere Kante eines Felsabsturzes, so ist über demselben auch die Eismasse in ihrer ganzen Dicke vertikal gebrochen. (Allalingletscher in Saas, Errgletscher im Oberhalbstein). Am Fuß des Vorderrandes bricht der Gletscherbach oft aus einem tief eindringenden Eisgewölbe hervor (Aveyron, am Fuß des Montanvert, Lütschine in Grindelwald).

28. Belehrung über die Natur der Lawine.

(Von Ritsert.)

Lieber Heinrich!

Wie Schneelawinen entstehen, begehrst Du von mir zu erfahren? O, ich würde, was sich gar leicht thun läßt, Deinem Wunsche ganz einfach entsprechen, wenn ich nicht neulich erst eine wunderschöne Beschreibung dieses Schauspiels der Alpennatur gelesen hätte, deren Schönheit ich Dich nothwendig mit mir genießen lassen muß. Erlaube mir also, daß sich Dein Lehrmeister mit fremden Federn schmücke und Dir, so kalt auch der Gegenstand ist, noch ganz warm abschreibe, was er vor Kurzem bei Adalbert Stifter über denselben gefunden hat.

Wenn in der Schweiz ein thauiger, sonnenheller, lauer Wintertag über der weichen, klafterdicken Schneehülle der Berge steht, und nun oben ein Glöcklein tönt, ein Raubthier schnaubt, oder ein Bröckchen fällt, — so löst sich von der Schneehülle eine zarte Flocke und rieselt um einen Zoll tiefer. Der weiche, zarte Flaum, den sie unterwegs küsset, legt sich um dieselbe an; es wird ein Knöllchen und muß nun tiefer nieder als einen Zoll. Das Knöllchen hüpft eine Hand breit weiter auf der Dachlenkung des Berges hinab; ehe man dreimal die Augen schließen und öffnen kann, springt schon ein riesenhaftes Haupt über die Bergesstufen hinab, von unzähligen Knöllchen umhüpft, die es schleudert und wieder zu springenden Häuptern macht. Dann schießt's in großen Bogen. Längs der ganzen Bergwand wird es lebendig und dröhnt. Das Krachen, welches man sodann heraufhört, als ob viele tausend Späne zerbrochen würden, ist der zerschmetterte

Wald, das leise Aechzen sind die geschobenen Felsen — dann kommt ein wehendes Sausen, dann ein dumpfer Knall und Schlag — — — dann Todtenstille — nur daß ein feiner weißer Staub in der Entfernung gegen das reine Himmelsblau emporzieht, ein kühles Lüftchen vom Thal aus gegen die Wange des Wanderers schlägt, der hoch oben auf dem Saumwege zieht und das Echo eines tiefen Donners durch alle fernen Berge rollt. Dann ist es aus, die Sonne glänzt, der blaue Himmel lächelt freundlich, der Wanderer aber schlägt ein Kreuz und denkt schaudernd an das Geheimniß, das jetzt tief unten in dem Thalgrunde begraben ist.

Auch ich, lieber Heinrich, wage es nicht, dieses schauerliche Ereigniß vor Dir zu enthüllen, denn welche Verwüstungen die Schneestürze im Lande Schweiz und Tyrol, so lange sie ihre Alpen besitzen, unzählige Mal schon veranlaßt haben, — das dürfte auch die geübteste Feder vergebens zu schildern versuchen.

Ich schließe demnach und bleibe

(Datum.)

Dein treuer Ernst.

29. Die Sterne.

(Von J. R. Hartig.)

Es sind der Sterne, die am blauen Himmel schweben, und wie Tropfen im Weltmeer herumschwimmen, viele Tausende und Tausende; kein Mensch hat es vermocht, ihre Zahl zu bestimmen, und keiner wird es je zu thun im Stande sein; je mehr die Werkzeuge zur Sternkunde verbessert werden, desto größer wird auch die Anzahl der Himmelskörper für uns. Und so ist kein Ende und keine Geschlossenheit abzusehen, sondern dieses tiefe blaue Himmelsmeer ist weder zu ergründen noch zu ermessen. Dieses mag man schon daraus abnehmen, daß jener ungeheure weiße Streif am Himmel, der kaum in heitern Nächten noch sichtbar ist, und welcher die Milchstraße genannt wird, aus lauter neben und hintereinander stehenden Sternen zusammengesetzt ist, deren Schein dergestalt in einander fließt, daß er fast den ganzen Himmel wie ein weißer Gürtel zu umgeben scheint; und ausser solcher Menge, die wir nicht einmal recht sehen und unterscheiden können, gibt es gewiß noch tausend und tausend Mal so viele, die wir gar nicht sehen. Gott aber kennt alle diese Lichter, und hat sie gezählt und abgewogen. Er mißt, wie Jesaias so kräftig schön sagt, Er mißt mit seiner Hand die Wasser und gibt dem Himmel mit freier Spanne die Richtung, und trägt auf drei Fingern die Last der Erde. Da ist kein Punkt, den Er nicht wüßte, und kein Stäubchen in dem großen, großen Raume, das ihm unbekannt wäre. Wie weit aber dieser Raum, wie ungeheuer die Entfernung der Sterne von uns und von einander sei, das ist eben so gut wieder über unsern Erkenntnißkräften, wie ihre Anzahl. Wenn wir nur dieses recht bedenken, daß

schon die Sonne eilf tausend Mal so weit von uns entfernt ist, als unsere ganze Erde in der Mitte durchmißt, und daß der allernächste unbewegliche Stern wieder um siebenundzwanzigtausend Mal weiter von der Erde absteht, als die Sonne, so geht ja dieser Raum schon über unsere Begriffe, und wir müssen unter dem Gedanken an die Größe des Weltalls und an die Größe desjenigen, der es geschaffen hat, erliegen.

Von der Größe dieser Himmelskörper wäre freilich Vieles zu sagen, und es ist Manches durch fleißiges und kluges Forschen bekannt geworden, aber es ist Weniges davon allgemein verständlich. Vergleichungsweise wollen wir nur das erwägen: obwohl der größte Berg, den man kennt, doch kaum ein Sandkörnchen im Vergleiche mit der Erde ist, so ist doch diese uns so groß scheinende Erde um mehr als ein millionen Mal kleiner als die Sonne, die nur wie eine kleine leuchtende Scheibe erscheint.

Doch wir bedürfen der künstlichen Berechnungen und der gelehrten Erfahrungen nicht, wenn wir nur mit gesundem Auge und reinem Gemüthe in einer heitern Mitternacht zum Himmel aufschauen, so sieht aus der Pracht und Größe desselben Gottes Allmacht gar deutlich uns entgegen. Wie klein muß uns da die Erde sein, und wie klein muß auf dieser kleinen Erde der Mensch erscheinen! Wie gedemüthigt muß er ausrufen: was ist der Mensch, o Herr, daß Du sein gedenkest, was ist der Sohn eines Weibes, daß Du Dich seiner annimmst? Und der Herr hält es nicht für zu geringe, sich seiner anzunehmen, für ihn, wie für jedes große und kleine Geschöpf zu sorgen, seinen Gang wie den Gang der Sterne zu regieren.

Die Sterne da oben gehen so ordentlich und ruhig ihren Gang; hier unten auf der kleinen Erde aber ist gar oft Unordnung, Tumult und Aufruhr; hier fließen Thränen, hier fließt Menschenblut in Strömen, und das Elend und das Laster erhebt sich riesengroß, wie ein Gebirge; aber auch diese Verwirrungen können Gottes Pläne nicht zerstören, in allen diesen Unordnungen, bei allen Umwälzungen erhielt er doch diese Erde und ihre Geschöpfe und das Geschlecht der Menschen, und Alles blühte nach den Stürmen wieder und nahm zu an Kraft und an Vollkommenheit, und kein Jammer und keine Gewaltsamkeit konnte in schwachen Menschenherzen den Funken Gottes, die Hoffnung einer bessern Welt, das Bewußtsein einer höhern Bestimmung tilgen; durch Freuden und Leiden, durch Gottes Heimsuchung, mit Trost und mit Strafe mußte der Mensch erzogen und gebildet werden, und keiner davon konnte zu Grunde oder verloren gehen, als der es selbst hartnäckig und trotzig wollte.

30. Der Regenbogen.

(Von Ritsert.)

Nützliches, Wohlthätiges und Unentbehrliches, was zur Nahrung, zur Bekleidung und zum Obdache, überhaupt zur Erhaltung der lebenden Geschöpfe gehört, finden wir in

der ganzen Natur. Das Wasser löscht unsern Durst, für uns wachsen allerlei Früchte, um uns zu sättigen; wir finden Materialien zu unserer Bekleidung und zum Baue unserer Wohnungen. Eine allmächtige Hand reicht uns Alles dar, was wir bedürfen.

Aber auch Schönes, Großes, Herrliches hat Gott geschaffen, was wir mit staunendem Entzücken betrachten, was unsere Bewunderung erregt und unsere Herzen mit Freude erfüllt. Der Glanz des Sternenhimmels, die Morgen- und Abendröthe, die verschiedenen Gestalten und Farben der Wolken, das schöne Grün der Wiesen und Blätter an den Bäumen, der Blüthen und Blumen zeigen uns eine Schönheit und Pracht, die uns rührt und bewegt und unsere Seele in dankbarer Anbetung zu Gott erhebt, der sein großes Schöpfungswerk so herrlich, so unnachahmlich schön geschmückt hat. Der mit Vernunft begabte Mensch ist es auf der Erde allein, der dieses Schöne, Erhabene und Göttliche empfinden und denken kann.

Zu diesen Schönheiten in der Natur, die wir zu gewissen Zeiten wahrnehmen, wird auch der vielfarbige Regenbogen gerechnet. Man muß erstaunen, wenn man bedenkt, daß er durch Regentropfen entsteht, die aus den Wolken zur Erde niederfallen, in welchen sich die Lichtstrahlen brechen und ihm dadurch diese verschiedenen Farben geben.

Der Regenbogen erscheint nur dann, wenn die Sonne uns im Rücken steht und in den Regen vor uns ihre Strahlen fallen läßt. Immer also der Sonne gegenüber erscheint der Regenbogen, des Abends im Osten, des Morgens im Westen, im Norden nur im Winter, wenn die Sonne niedrig steht. Er zeigt desto hellere Farben, je dunkler die dahinter stehende Wolke ist. Es sind nicht die Dünste der Wolken, sondern wirkliche Tropfen, welche ihn bilden. Die Hauptfarben des Regenbogens sind : violett, dunkelblau, hellblau, grün, hellgelb, dunkelgelb (pomeranzengelb), roth, ausserdem aber noch alle Farben, die durch den Uebergang von einer zur andern entstehen. Bisweilen zieht sich um den Hauptregenbogen in einiger Entfernung von ihm, ein Nebenregenbogen, dessen Farben sich uns in anderer Ordnung als bei jenem, nämlich in umgekehrter Reihenfolge, darstellen; seltener entsteht auch ein dritter Regenbogen, dessen Farben wieder so aufeinanderfolgen, wie dieselben in dem Hauptregenbogen zu sehen sind. Der Nebenregenbogen zeigt uns mattere Farben und bei dem dritten sind sie am schwächsten. Sie entstehen ähnlich den Nebensonnen durch Abspiegelung.

Wenn eine Wolke nicht an allen Stellen regnet, so erblickt man nur da Stücke von einem Regenbogen, wo Regentropfen niederfallen, und diese einzelnen Stücke nennt man Regen- oder Wettergallen. Bei großen Wasserfällen, wo viele feine Wassertropfen die Luft erfüllen, sieht man, wenn man ebenfalls die Sonne im Rücken hat, vor sich die schönsten Regenbogen, die das erhabene Schauspiel der Natur, welches ein großer Wasserfall, z. B. der Niagara in Nordamerika, bildet, noch mehr verschönern. — Wenn das Meer stürmt und die Wellen in Tropfen aufstieben, dann erzeugen die Sonnenstrahlen oft zwanzig, dreißig Regenbogen zugleich, deren Farbe gegen die Sonne gelb und gegen das Meer blaßgrün ist. — Das Mondlicht in der Nacht bildet bisweilen auch Regenbogen; die Farben derselben sind aber nur sehr blaß.

Alle Regenbogenfarben spiegeln sich des Morgens in den kleinen Thautröpfchen, die funkelnden Sternchen gleichen und den Fluren und Wiesen eine unnachahmliche Pracht leihen. Der kostbarste Diamant funkelt nicht so schön, als diese Tropfen, mit denen die Pflanzen und Halme überstreut zu sein scheinen. — Jeder Sonnenstrahl besteht aus sieben Farben und zertheilt sich in dieselben, wenn er in einem durchsichtigen Körper gebrochen wird. Dieses sieht man schön an einem Glase Wasser, wenn die Sonne darauf scheint; noch mehr aber durch ein dreiseitig geschliffenes Glas, das man ein Prisma nennt. Läßt man das Sonnenlicht durch ein solches Glas in ein dunkles Zimmer fallen, so zeigen sich dieselben schönen, bunten Farben, die wir auch an dem Regenbogen wahrnehmen. Füllt man eine gläserne Kugel mit Wasser und läßt auf sie in einer gewissen Richtung die Sonnenstrahlen fallen, dann erblickt man auf einer weißen Wand, welche die gefärbten Lichtstrahlen auffängt, im Kleinen einen Regenbogen.

Es muß genügen, die Werke eines höhern Geistes mit Anbetung und Bewunderung seiner Größe betrachten zu können, wenn es dem menschlichen Verstande auch nicht vergönnt ist, das Wie? und Warum? zu begreifen. Das soll uns demüthig und bescheiden machen, daß wir mit unserer Kinderweisheit uns nicht erheben. Ach, wir wissen gar nicht Viel!

31. Die Gefahren und der Segen eines Flusses.

(Von Benn.)

Dem Menschen gleich, der Anfangs schwach und hülflos, erst allmählig seiner Entwicklung entgegengeht, bis er nach zahlreichen Hindernissen, die sein Leben bedrohen, zum Manne heranreift und als solcher sein Dasein zum Wohle und Heile, aber auch zum Verderben seiner Mitmenschen anwenden kann, so entwickelt sich auch der Fluß, der seinen Ursprung von der kleinen Quelle nimmt, erst allmälig; auch er hat mit manchen Hindernissen zu kämpfen, welche sich seinem Laufe entgegenstellen, und gelangt erst spät zu der Größe, in der er manche Gefahren mit großem Segen für die Menschen verbindet.

Denn wie gefährlich und schrecklich ist nicht der Fluß, wenn er seine Schranken durchbricht, wenn er seine Ufer überschreitet und mit tobender Gewalt seine Wasser über die endlose Ebene ergießt, wenn er Alles, was ihm auf seiner Bahn begegnet, mit sich fortreißt, entwurzelte Bäume, Trümmer von Häusern, Leichen von Menschen und Thieren mit seinen aufgeregten Fluthen fortschwemmt? Schrecklich ist dann die Noth und das Elend, welches er anrichtet. Hier jammert eine unglückliche Mutter um ihr Kind, es ist ihr in dem großen Gedränge verschwunden und hat vielleicht schon in den nassen Fluthen ein kaltes Grab gefunden; dort wimmert ein kleines Kind vergebens nach der Mutter, es scheint nicht zu wissen, daß diese vor wenigen Augenblicken, auf die Rettung ihres Lieblings bedacht, selbst von den tobenden Wellen fortgerissen wurde. Dort eilen wackere

Söhne, ihren alten schwachen Vater in Sicherheit zu bringen; schon sind sie ihrem Ziele nahe, aber noch ehe sie ihn erreicht haben, sehen sie, wie er von den Trümmern eines zusammenstürzenden Hauses begraben wird. Ueberall erfüllt klägliches Geschrei die Lüfte; wohin sich das Auge auch immer wenden mag, überall bieten sich traurige, herzzerreißende Scenen dar. Familienglieder werden von einander getrennt und in verschiedene Gegenden zerstreut. Menschen, die vordem im Wohlstande lebten, irren jetzt obdachlos herum und vergessen über der traurigen Gegenwart die schreckliche Zukunft nicht, die ihnen bevorsteht; die erzürnten Wogen haben den frühern Wohlstand in drückende Armuth verwandelt.

Groß sind also die Gefahren, schrecklich die Wirkungen, welche vom Flusse drohen, wenn er sein ihm von Natur angewiesenes Bette verläßt und die blühenden Fluren in einen endlosen See verwandelt. Aber mit nicht unbedeutenden Gefahren ist er auch verbunden, wenn er, eingeengt von den Ufern, seinen gewöhnlichen Gang geht und dem Auge eine glatte Oberfläche zeigt. Der unvorsichtige Schiffer überläßt, getäuscht von der ruhigen Strömung, sein Fahrzeug den Wellen und gibt sich einer sorglosen Ruhe hin. Plötzlich erschüttert ein furchtbarer Stoß das ganze Schiff; es ist gegen eine verborgene Klippe gefahren, hat einen Riß bekommen und stromweise dringt das Wasser ein. Bereits ist es dem Sinken nahe, und kaum haben die Schiffer die Nachen bestiegen und sich aus der Nähe des untergehenden Fahrzeugs entfernt, so wird dieses mit allen seinen Reichthümern von den Wellen verschlungen.

Doch nicht nur Klippen sind es, die den Fluß gefahrvoll machen, weit unsicherer und gefährlicher wird er durch Strudel. Wenn nämlich ein Schiff so unglücklich ist, zu nahe an einen Strudel heranzukommen, so wird es von den kreisenden Wellen ergriffen und mit fortgeführt; mit immer reißenderer Schnelligkeit stürzt es fort auf der verderblichen Bahn, immer näher kommt es dem verhängnißvollen Trichter, der Alles, was in seinen Bereich kommt, mit unwiderstehlicher Gewalt anzieht, und pfeilschnell stürzt es jetzt in den gähnenden Abgrund, ohne daß es auch nur Einem möglich wäre, dem jähen Tode zu entrinnen.

Mit so vielen und schrecklichen Gefahren verbindet der Fluß mannichfaltige und große Vortheile, so daß der Segen desselben den Schaden und die Gefahren, welche mit ihm verbunden sind, weit übertrifft. So bildet der Fluß bei vielen Menschen einen Haupterwerbszweig, denn ein großer Theil der Flußbewohner ernährt sich fast ausschließlich vom Ertrage des Fischfangs.

Wie der Fischer den Segen des Flusses empfindet, so wird er in weit größerm Maße dem Landmann zu Theil; denn an den Ufern des Flusses, die von seinen erfrischenden Wassern befruchtet werden, gedeihen die Saaten in üppiger Fülle, überall begegnen hier dem Auge lachende Fluren und mit Vergnügen weilt es auf den duftenden Gefilden, über die Ceres ihre reichsten Schätze ausgegossen. Mit Freuden sieht der Landmann auf die Früchte seines Fleißes, er segnet die Erde, die so reichlich zurückgibt, was sie empfangen.

Auch noch in anderer Beziehung ist der Segen, welcher uns vom Flusse zu Theil wird, sind die Vortheile, welche er uns bietet, mannichfach und groß. Denn beträchtlich

ist der Nutzen, mancherlei sind die Bequemlichkeiten, welche mit der Schifffahrt verbunden sind. Auf seinen ruhigen Wogen trägt der Fluß die reichbeladenen Schiffe sicher zum Orte ihrer Bestimmung und befördert durch die leichte und schnelle Versendung der Waaren den Handel auf eine nicht unbedeutende Weise. Zugleich mit dem Handel erhebt sich die Betriebsamkeit der Bewohner, die durch den schnellen Abgang ihrer Waaren in den Stand gesezt werden, ihren Geschäften eine größere Ausdehnung zu geben. Ueberall ist reges Leben; an den Ufern des Flusses erheben sich Fabriken und verbreiten blühenden Wohlstand. Neue Dörfer werden angelegt, Städte erweitern und verschönern sich, und in ihren herrlichen Gebäuden spricht sich der Reichthum der Bewohner aus.

So fließt der Fluß dahin; überall verbreitet er Segen an seinen Ufern und bezeichnet seinen Pfad mit Wohlthaten aller Art; ruhig wälzt er seine mächtigen Wogen weiter, bis er in dem endlosen Ocean verschwindet, ein Bild des Menschen, dessen Tage nach kurzer Zeit in dem Ocean der Ewigkeit aufgehen, und dessen Dasein, wenn er es zum Heile seiner Mitmenschen angewandt hat, auch noch nach seinem Tode gesegnet und gepriesen, wenn er aber nur zu ihrem Unheile und Verderben lebte und wirkte, verflucht und verwünscht wird.

32. Der Säntis.

(Nach Zschokke.)

Der Säntis ist der höchste Berg im Kanton Appenzell. Der Weg hinauf geht durch das stille Thal der Seealp, das fruchtbare Weiden und ein Dörfchen von sechsunddreißig Hütten hat, welches im Sommer von Sennen bewohnt wird. Von herrlichen Buchen umschattet, liegt hier der Seealpsee, an welchem jährlich ein Hirtenfest gehalten wird. Der Weg auf den Säntis ist leicht und gefahrlos, doch soll man ihn nicht ohne Wegweiser betreten, zumal wenn Wolken die Abgründe steiler Felsen verhüllen. Im Jahr 1791 stürzte ein Professor Jetzeler von Schaffhausen vom Felsenvorsprung des hohen Mesmer hinab. Eine Inschrift am Felsen verkündet sein trauriges Geschick. Die Aussicht auf der Spitze des Berges ist eine ausserordentliche. Zunächst auf die zerrissenen Kuppen des Alpsteines selbst und ihre Zwischenthäler, dann über die Kantone Appenzell, St. Gallen, Thurgau, Schaffhausen, einen Theil des Kantons Zürich und den Zürichsee, den Bodensee, weit nach Baiern, Würtemberg, Baden, den westlichen Theil der Schweiz und auf die Hochgebirge, vom Berneroberlande bis nach Tyrol.

Im Jahr 1832 hatte Ingenieur Buchwalder auf der Säntishöhe im Dienste der Eidgenossenschaft Messungen vorgenommen. Ein Diener hatte ihn begleitet; sie wohnten die wenigen Tage, die sie hier zubringen sollten, unter einem Zelte. Während eines starken Gewitters schlug der Bliz darein. Wohl war es mit einem Wetterableiter versehen, der Diener hatte diesen mit seinem Nagelschuh berührt und das brachte ihm den

Tod. Buchwalder sank bewußtlos zusammen, und als er wieder erwachte, sah er den Leichnam seines Dieners neben sich.

33. Die Rigi.

(Nach Zschokke und Meyer.)

Die Rigi, d. h. die Königin der Berge, gehört nicht nur wegen ihrer Milde und Fruchtbarkeit, sondern auch wegen der herrlichen Fernsicht, zu den besuchtesten Bergen der Schweiz. Sie liegt an der westlichen Grenze des Kantons Schwyz, ist 5500 Fuß hoch und von drei Seen und zwei Flüßchen so bespült, daß sie beinahe eine Insel bildet.

Im Jahr 1689 baute ein frommer Mann, Namens Sebastian Zey, in einer Bergvertiefung der Rigi ein Kirchlein. Er that es, damit die Hirten, welche in den Alpen dieses Gebirges drei- bis viertausend Stück Vieh weiden, ihrer Andacht pflegen möchten. Auch eine Wohnung und ein Klösterlein für einige Kapuziner baute er hinzu, welche Sommers und Winters für den Gottesdienst Sorge tragen sollten. Als darauf der Pabst 1696 dem Orte noch reichlichen Ablaß ertheilte, begann bald großes Wallfahrten zur „Maria zum Schnee". Die Kapuziner ließen es nicht an Ermunterung, erbaulichen Geschichten und guter Bewirthung der Pilger fehlen. Dafür flossen ihnen viele fromme Gaben und Almosen zu. Doch noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts kannten ausser den Hirten des Berges und den Pilgern nur wenige Reisende die Rigi. Erst seit Mitte desselben wurde der Berg durch die erhabene Pracht einer unermeßlichen Aussicht, die er gewährt, berühmter; Freunde landschaftlicher Naturschönheiten, neugierige Reisende, Naturforscher und Kranke besuchten ihn immer häufiger. An fünf verschiedenen Punkten entstanden Kurorte: im Klösterlein, auf der Scheidegg, im kalten Bad, auf dem Staffel und Kulm. Auf diesem, dem höchsten Punkte des Berges, ist ein hölzernes Schaugerüst errichtet, und zur Aufnahme der Gäste dienen drei Wirthshäuser. Die ehemals schroffen, oft lebensgefährlichen Pfade hinauf haben sich in breite, bequeme, sichere Wege für Fußgänger und Reiter verwandelt. Von sechs verschiedenen Seiten her gelangt man auf die Rigi: von Lowerz, Goldau, Arth, Immensee, Küßnacht und Gersau.

Auf der Kulmhöhe ist die ausgedehnteste und freieste Aussicht: am Fuße der Rigi der schöne Flecken Arth, der Zugersee mit seinen lieblichen Umgebungen, über ihm, aus einem rauhen Bergkranze heraufblickend, der einsame Aegerisee mit seinem Morgarten, herwärts die grause Stätte des Bergfalles von Goldau, der freundliche See von Lowerz, das angenehme Thal von Schwyz, der schöne Flecken und hinter ihm die gewaltigen Zacken des Mythen, links Luzern, reich an Thürmen und alterthümlich durch seine hochstehenden Stadtmauern, neben demselben die wunderschöne Pyramide des einst vor allen Schweizerbergen berühmten Pilatus, der belebte Luzerner- und der melancholische Küßnachter-Seebusen, der anmuthige Flecken Küßnacht, lange Streifen des Reußflusses, der

waldumgränzte Rothsee und Anderes mehr. Weiterhin erblickt man nördlich den Türlersee, Theile des Zürichsee's, den Pfäffikersee, einzelne Punkte der Stadt Zürich und Schaffhausen, den alten Grafensitz Kyburg, das Städtchen Regensberg, da wo der Jura in den Kanton Zürich ausgeht; dann auf deutschem Boden den Hohentwiel, Hohenstoffel, Hohenhöwen und Hohenkrähen, das siebenundzwanzig Stunden entfernte Schloß Waldburg, den Bußen bei Riedlingen, den Dreifaltigkeitsberg bei Tuttlingen, und zwischen diesen Punkten eine beinahe unzählige Menge kenntlicher Berge und Ortschaften.

Nach Nordwest begränzen die Landschaft die Gipfel des Schwarzwaldes, des Blauen, Belchen, Feldberg, und fern in Frankreich die Vogesen. Ueber dem Sempacher-, Baldegger-, Hallwyler-, dem kleinen Mauen- und Ergolzwyler-See, dem weiten Gelände des Kantons Luzern und des Aargau's und den niedern Bergreihen des großen Kantons Bern dehnt sich im Halbzirkel die Jurakette aus. Deutlich erkennt man sie in der Wasserfluh, dem Weißenstein, an dessen Fuße Solothurn's Münster erglänzt, in der Hasenmatte, dem Chasseral, der dreiundvierzig Stunden entfernten Dole, und in vielen andern Punkten.

Von Nordost bis Südwest stehen die Riesengestalten der Hochgebirge vom Säntis bis an den wilden Strubel, oft zwei- und dreifach hinter einander hervorblickend, und östlich noch im Rücken derselben der Vorarlbergische Hochgerrach.

Eine dem zuerst beschriebenen Vorgrunde, wenn schon nicht an Ausdehnung, doch an eigenthümlicher Schönheit sich vergleichende andere nahe Ansicht gewähren die seitwärts liegenden Kuppen der Rigi selbst, und über sie hin liebliche Partieen des Vierwaldstätter- und des Sarner-Sees, Unterwalden's lachende Wiesengelände und freundliche Dörfer, der wie durch Kunst gebildete hohe Kegel des Stanzerhornes und das Buochserhorn.

34. Madrid.

(Von Tschudi.)

In der Mitte von Spanien, auf einer weiten dürren Hochebene, in einer wahren Wüste, liegt die Hauptstadt Spaniens, Madrid, am Manzanares. Dieser ist ein seichtes, armes Wasser, darüber jedoch zwei stolze Brücken führen. Ein spanischer König fragte einst einen fremden Gesandten, dem er die Pracht der Brücken gezeigt hatte, was denselben noch fehle, worauf dieser antwortete: das Wasser! Die Stadt Madrid hat drei Stunden im Umfange und 300,000 Einwohner. Die Straßen sind eng und krumm, mit kleinen Kieseln gepflastert. Unter den öffentlichen Spaziergängen zeichnet sich der Prado (sprich Prao) aus. Er ist 600—900 Fuß breit und durchschneidet die Stadt in einer Länge von einer halben Stunde. Vier Reihen Ulmen- und Kastanienbäume, zwischen denen Brunnen springen, geben eine angenehme Kühle. Links und rechts sind die Alleen

für Fußgänger, in der Mitte fahren die Wagen. An schönen Tagen sieht man hier eine Menge von Fuhrwerken in feierlichem Zuge langsam auf- und niederfahren. Die Kutschen sind theils schön und neu, theils alt und häßlich; auf mancher sitzt oft ein Kutscher ohne Strümpfe. Die Häuser sind nicht hoch, und haben selten mehr als drei Stockwerke. Der obere Theil ragt weit über den untern hervor; die Fenster sind schmal, und im untern Stock vergittert. Die Thüren sind mit Nägeln beschlagen, und haben in der Mitte ein Gitter mit einem Schieber; wer schellt, wird durch das Gitter in Augenschein genommen, ehe man ihn einläßt. Die Straßen werden belebt durch Ziegenhirten, welche Milch verkaufen, durch Marktweiber, welche mit Eseln herumziehen; die Bäcker fahren Brod von einem Haus zum andern; die Gallegos, meist in grünen Jacken und mit nakten Beinen, rufen Wasser aus, das Glas kostet ungefähr einen Rappen.

Die Luft ist kalt, obgleich der Himmel stets heiter bleibt. Mehrere Monate aber ist es unerträglich heiß. Nachmittags um ein Uhr schließt man alle Läden, und läßt die Vorhänge herab; die Straßen werden still und leer. Diese Zeit heißt man die Siesta oder Mittagsruhe, und sie dauert bis vier Uhr. Das Cigarrenrauchen ist in Spanien allgemein; selbst die Frauen sind daran gewöhnt. Man bedient sich gewöhnlich der Papiercigarren: ein wenig Taback wird in ein Papier gerollt, und unten angezündet. Solche Cigarren pflegen die Spanier, wenn sie sich begegnen, einander anzubieten, wie man sich bei uns eine Prise Schnupftaback anbietet.

35. Der Dom zu Erfurt.

(Von Jost.)

Der Dom zu Erfurt stellt sich dem Auge als eine auf einem zur Cavate ausgebauten Hügel thronende, altergraue und mit mächtigen Dächern sich erhebende Doppelkirche dar, über die drei trümmerhaft abgestumpfte (jetzt wieder hergestellte) Thürme hervorragen, und zu der man auf vielen Stufen hinaufsteigen muß. Die Thürme trennen nämlich, von aussen angesehen, das sogenannte (schmalere) hohe Chor von dem Langschiff, so daß jedes für sich eine Kirche zu sein scheint, während sie eigentlich nur ein großes, imposantes Kirchenganzes ausmachen. Ausser diesen drei Hauptstücken bilden die Kreuzgänge auch noch ansehnliche Gebäude, und befindet sich noch ein alter Anbau mit zwei nischenartigen Eingängen in die Kirche an derselben, der mit einem besondern Thürmchen versehen ist.

Die Kirche ist im edelsten gothischen Geschmacke erbaut und enthält viele Kunstwerke, Gemälde, Merkwürdigkeiten und Alterthümer in sich; der hohe Chor, der im vierzehnten Jahrhundert gebaut wurde, hat Fenster mit vortrefflicher bunter Glasmalerei. Die Thürme sind die aus einem Brande stehen gebliebenen Stumpfe, die seit kurzem wieder aufgebaut worden sind. Auf dem mittelsten befindet sich die berühmte, zweihundertfünf-

undsiebenzig Centner schwere Glocke, Maria Gloriosa, die im Jahre 1497 gegossen worden ist.

Die Domkirche ist eine der ältesten Kirchen der Stadt und Thüringens überhaupt, und daher reich an geschichtlichen Erinnerungen. Dicht neben ihr liegt die zwar bedeutend kleinere, aber gleichfalls hohe und mit drei schlanken kupfergedeckten Thürmen versehene Kirche zum heil. Severius, so daß sie durch ihre Nähe mit zu dem Kirchenkomplex der Domkirche zu gehören scheint.

Wegen der hohen Lage dieser Kirchen hat man von ihnen, namentlich auch von der Cavate der Domkirche, oder noch mehr von ihren Thürmen, eine reiche Aussicht in die ausgedehnte Stadt und das schöne Gerathal, das in der Ferne von dem Thüringer Waldgebirge malerisch begrenzt wird.

36. Die Ritterburgen in der Schweiz.

(Nach Hottinger und Markus Lutz.)

Unter den mannigfachen Schönheiten der Schweiz behaupten die romantischen Burgtrümmer nicht den lezten Rang, die — hier besser, dort schlechter erhalten — noch von einer Menge der Hügel und Felshöhen dieses merkwürdigen Landes sich erheben. Wenn der Wanderer durch lachende Gelände zieht, prangend in allem Schmuck der Vegetation, und erfüllt mit den Spuren der lebhaftesten Betriebsamkeit, so erblickt er plötzlich am waldigen Bergabhang, oder kühn über Klippen emporragend, die Ueberreste starker Mauern oder finsterer Thürme, mit Moos bewachsen, mit Busch- und Laubwerk in gefälligen Formen umrankt. Nähert er sich den einsamen Thalgründen der höhern Gegenden, tritt er in die Hirtenwelt des Sanenlandes, des Haßlithales, in die Päsße des Gotthards, in die Schluchten von Rhätien, von jedem Felsgipfel starren ihm diese Zeugen einer untergegangenen Kraftwelt und des wilden Lebens früherer Jahrhunderte entgegen. Seine Einbildungskraft versetzt ihn in jene Zeit zurück, wo abwechselnd das Stampfen der Pferde, der Hall der Jagdhörner, das Gerassel der Ketten, der süße Ton des Minneliedes, das Gebet der Bedrängten, und wieder der Jubelruf heimkehrender Sieger diese verlassenen Räume belebte. Er möchte die Schicksale ihrer Bewohner kennen, aber die Geschichte bietet hievon meist nur Sagen und abgerissene Bruchstücke dar.

Ihrer Gestalt nach waren die ältesten Thürme, die vielleicht schon vor, aber gewiß unter der römischen Herrschaft zur Sicherung des Landes gegen die Einfälle ungebändigter Nachbarn gebaut wurden, einfache Vierecke; sie ruhten auf Grundmauern von ausserordentlicher Stärke, und hatten auf eine gewisse Höhe weder Eingang noch Fenster. Sie standen auf wohlgelegenen Anhöhen, besonders in Bergpässen, deren Bewachung von großer Wichtigkeit war; denn vermöge ihrer Lage und Beschaffenheit erleichterten sie bei

dem damaligen Zustand der Kriegskunst einer kleinen Zahl entschlossener und mit Lebensmitteln wohlversehener Männer einen dauernden, kräftigen Widerstand. Allmälig fieng man darauf an, in stürmischen Zeiten auch die Familienwohnung in einen solchen sichern Zufluchtsort zu verlegen, und es erstanden Thürme in der Nähe und sogar im Umfang der Städte, wie der Freihof zu Aarau. Das Bedürfniß, nicht nur Pässe zu vertheidigen, sondern auch ganze Familien mit ihren Angehörigen zu schützen, erforderte aber nicht bloß Thürme, sondern auch andere Gebäude, und so entstanden nach und nach, besonders im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, die Burgen und Bergschlösser in übergroßer Anzahl.

Zur Vermehrung ihres Ansehens und ihrer Festigkeit wurden sie gewöhnlich auf einen Felsen gebaut, der durch einen natürlichen oder durch Kunst gehauenen Burggraben von dem Berge selbst abgeschnitten war, und aus den zu diesem Ende weggebrochenen Steinen hat die Burg auch ihren Baustoff erhalten. Ein gevierter weiter Thurm war die Wohnung des Burgherrn, um denselben lag der mit festen Mauern eingeschlossene Burghof, in welchem sich eine Kapelle, die Wohnung aller männlichen Dienerschaft des Hauses, die gewöhnlichen Vorrathskammern und die Stallung der Pferde befanden.

Der Thurm selbst erhielt also vier Geschosse. Das untere hatte keinen äussern Eingang; man stieg im Innern des Thurmes aus dem ersten Stockwerke in dasselbe hinunter. Hier waren die Wein- und Vorrathskeller, ein tiefer Sodbrunnen, und neben demselben befand sich noch in irgend einer Ecke ein gräßlicher Kerker von enger Tiefe, der unter dem Namen des Verließes fast in allen alten Schlössern gefunden wird. Da hinab ließ man an Stricken alle die Unglücklichen, deren man sich versichern oder entledigen wollte; man warf ihnen zur Fristung ihres Lebens Brod hinab, oder ließ sie den Tod des Hungers und der Verzweiflung sterben.

Das Geschoß faßte eine große Küche in sich, die dem Ganzen zum Eingang diente; die Thüre derselben war etwa fünfzehn Fuß hoch über dem Schloßhof. Um hinein zu gelangen, war aussen eine hölzerne Treppe angebracht, die man in den Zeiten der Gefahr wegnehmen konnte. Die geräumige Küche diente zugleich als Wohnung des weiblichen Hausgesindes, dessen Bettstellen in großen Wandschränken verborgen standen. Von hier führte eine schmale Wendeltreppe hinauf in das Wohnzimmer des Burgherren und seiner Familie, welches gleichfalls den ganzen Geviertraum des Thurmes ausfüllte, und einen ungeheuren Ofen mit geräumigen Stufen, sowie auch die Lagerstellen für sämmtliche Familiengenossen enthielt. In den der Mauer eingefügten Wandschränken lagen die Geräthschaften der Zimmerbewohner und ihre Kostbarkeiten verwahrt. Der großen Mauerdicke wegen fand sich bei den wenigen kleinen Fenstern noch hinlänglicher Raum für bequemliche Kabinette; da saßen auch die Frauen zur Unterhaltung und Arbeit zusammen.

Im obersten Stockwerke, zu welchem eine Wendeltreppe hinanführte, lag der sogenannte Rittersaal, dessen Fenster mit bunten Glasscheiben geschmückt waren, das eigentliche Prunkgemach, das hauptsächlich als Besuchzimmer diente. Darin befand sich ein großes Kamin; an den Wänden hingen oder standen Panzer, Helme, Schilde, Schwerter; hier wurden auch die Mahlzeiten und großen Trinkgelage gehalten. Ueber dem Ritter-

saale saß der Thurmwart (Wächter), auf der Warte, und überschaute von den Zinnen des Thurmes rings die ganze Umgebung; es war sein Amt, das Herannahen willkommener Gäste anzukündigen, das Anrücken verdächtiger Rotten, und überhaupt jedes Anzeichen drohender Gefahr durch den weckenden Ruf seines Wachthorns anzuzeigen.

So waren die meisten Wohnsitze des niedern Adels aus jenen Jahrhunderten beschaffen. Die Schlösser der Grafen und Freiherrn umfaßten größere Gebäude und weitere Räume, und hatten für ein angenehmes häusliches Leben eine bequemere Einrichtung; sie waren mit mehreren Gräben umgeben, mit Zugbrücken, Brustwehren, sowie mit einigen größern und kleineren Thürmen versehen. Die Eroberung einer solchen Burg, wenn sie eine entschlossene Besatzung hatte, war vor Einführung des Geschützes nicht leicht. Bogen und Pfeil, Armbrust, Wurfmaschinen, womit man große Lasten in die Burg oder aus derselben auf den Feind schleuderte, und Mauerbrecher, womit man die Burg zur Erstürmung angriff, waren die gewöhnlichen Mittel zu Angriff oder Vertheidigung. Nicht selten goßen die Belagerten auch siedendes Wasser oder heißen Kalk von den Mauern auf die Belagerer hernieder, oder wehrten die Angriffe mit brennenden Pfeilen ab, während die Angreifer mit Fußeisen die Mauern zu erklimmen suchten. Manche Burg fiel auch durch Hunger oder durch Untergrabung ihrer Grundmauern, oder durch irgend eine andere List.

Die Burgen erhoben sich meistens an Stellen, die eine reizende Aussicht gewährten, und darum schlägt man auch jetzt noch gern den Weg zu ihren Ruinen ein. Wenn wir aber erwägen, daß die armen Umwohner an einem solchen Bau Tag und Nacht arbeiten, und noch dazu die Kosten desselben tragen mußten, daß die Burgen hauptsächlich auch dazu dienten, das arme Volk zu plagen, zu drücken, und jegliches freie Streben darnieder zu halten, so dürfen wir deren Untergang keineswegs beklagen.

37. Der Thüringer Wald.

(Von Jost.)

Der Thüringer Wald ist eines der anmuthigsten Gebirge Mitteldeutschlands, hängt in seinem südwestlichen Ende mit dem Rhön-, in seinem südöstlichen durch den sogenannten Frankenwald mit dem Fichtelgebirge zusammen, fällt gegen Norden in das thüringische und gegen Süden in das fränkische Wellenland ab und bildet, von der Saale bis zur Werra gerechnet, bei einer Länge von fünfzehn Meilen und bei einer Breite von zwei bis vier Meilen, einen kettenförmigen Gebirgszug. Sein Inneres besteht aus einer fast zahllosen Menge von größern oder kleinern rundlichen oder länger gestreckten Kuppeln und Buckeln, mit den entsprechenden Thälern, von denen aber keine vor den übrigen unverhältnißmäßig durch seine Höhe hervorträte. Die höchsten Berge, der Schneekopf

und der große Beerberg, sind zwar über dreitausend Fuß hoch, allein viele andere kommen dieser Höhe wenigstens nahe. Dieß und daß sie mit wenigen Ausnahmen bis auf ihre Gipfel bewaldet sind, gibt diesem Gebirge bei einer gewissen Eintönigkeit im Ganzen doch eine unendliche Abwechslung im Einzelnen. Auch macht es diese Ebenmäßigkeit im Ganzen und der Umstand, daß der Gebirgszug in seiner Breite nicht von einem Querthale gespalten ist, möglich, daß ein fortlaufender, zum Theil jezt wieder hergestellter Fahrweg über den ganzen, ungefähr eine halbe Meile breiten Kamm geht.

Das Gebirge besteht größtentheils aus Granit, Porphyr und Thonschiefer, und von Metallen findet man darin Eisen in großer Menge. Die Wälder sind überwiegend Fichtenwälder, doch kommen auch Tannen- und Laubholzwälder vor. Von Flüssen entspringen daselbst die Gera, Ilm, Schwarza, Wipper und Loquitz, die zur Unstrut und Saale fließen; die Rodach, Haslach, Steinach und Itz, die dem Maingebiete zugehören, und dann die Werra mit der Hörsel und Leine.

Das Thüringer Waldgebirge ist verhältnißmäßig sehr bevölkert und mit vielen Ortschaften versehen. Tiefer im Gebirge selbst liegen von größern Städten zwar nur Ilmenau und Suhl; aber nahe und zum Theil unmittelbar am Fuße des Hauptrückens: Schmalkalden, Ohrdruff, Stadt Ilm, Rudolfsstadt, Saalfeld, Hildburghausen, Schleusingen und Meiningen. Aber eine ziemliche Anzahl von kleinern Städtchen oder sonstigen großen Ortschaften liegt theils im Gebirge, theils an demselben, und eben so sind kleinere Dörfer häufig, am allerhäufigsten aber trifft man verhältnißmäßig einzelne Etablissements, wie Mühlen, Hämmer, Glas- und Eisenhütten u. dgl., und auf den einsamsten Höhen wenigstens Forsthäuschen und Köhlerhütten.

Dies deutet schon darauf, daß die Bewohner sich ausser der Waldbenutzung noch mannigfach beschäftigen, z. B. eben mit Bergbau, Eisenfabrikation, Viehzucht u. dgl.

38. Die Gegend um die Teufelsbrücke.

(Von Meiners.)

Ich will nicht alle die Bäche, Dörfer und Berge, die man vom Hospital bis Gestinen, eine Stunde von der Teufelsbrücke, antrifft, einzeln nennen; allein das kann ich versichern, daß ich keinen Weg kenne, der so viel Großes und Schönes, so viel Liebliches und Schreckliches vereinigt, und gerade durch diese Mannichfaltigkeit und Mischung so anziehend und einzig ist. Bald sieht man spiegelhelle Bäche, die an sanften Abhängen leise heruntergleiten, und in denen man nicht die geringste Bewegung wahrnehmen könnte, wenn nicht ihre Oberfläche von der Sonne erleuchtet würde; bald wieder schrecklich brausende Bergströme, die mit der Reuß, von welcher sie verschlungen werden, wetteifern; und oft in wenigen Augenblicken ihres Zornes ganze Dörfer und Häuser unwiderstehlich

fortreißen. Bald entdeckt man freundliche Dörfer oder artige Kapellen und Häuser, bald aber auch grausenvolle Wildnisse, wo man nichts als nackte und zertrümmerte Felsen sieht, und nur allein das entsetzliche Toben der unaufhörlich von Felsen auf Felsen sich stürzenden Reuß hört, die man zur beständigen Begleiterin hat. Endlich nimmt man bald fette Wiesen, lachende Alpen, einladende Wäldchen und sorgfältig gebaute Gartenfelder wahr, dann aber auch wieder verdorrte oder verdorrende Bäume, oder frisch zerbrochene Stämme, die von heftigen Windstößen oder Lawinen wie dürre Reiser zerbrochen wurden, oder ausgerissene Tannen, die ihre Wurzeln nach dem Wege zustrecken, und mit ihren stolzen Häuptern sich gegen die schäumende Reuß hinneigen. Solche abgebrochene oder entwurzelte Tannen sind häufig mit Eisklumpen, den Resten verwüstender Lawinen, oder mit Felsstücken vermischt, die durch eben diese Lawinen von den hohen Felsen abgerissen werden. Unter den Felsstücken, womit die Abhänge der Berge und das Bett der Reuß bedeckt ist, fanden wir eines, auf welchem man ein kleines Kartoffelfeld angelegt hatte.

Gleich hinter Gestinen fängt der merkwürdigste und furchtbarste Theil des ganzen Weges an, der bis zur Teufelsbrücke geht, und die Schöllenen genannt wird. Auf diesem Wege ist man beständig zwischen unersteiglichen Felsen eingeschlossen, deren gräßliche Nacktheit und todte Stille nur von Zeit zu Zeit durch schäumende, an ihren schwarzen Wänden herabfallende Bäche bedeckt und belebt wird. Diese Felsen rücken immer näher zusammen und lassen an manchen Stellen kaum Platz genug für die Reuß, die immer wüthender wird, je höher man kömmt, und für den schmalen Weg, der oft aus der Tiefe der Reuß aufgemauert und gestützt ist. Man geht häufig über den Schutt von Bergfällen oder vielmehr Felsenfällen weg, die bisweilen den Weg auf mehrere Tage so sehr bedecken, daß er ganz ungangbar wird. An den Trümmern konnte man es ganz deutlich unterscheiden, daß zwei dieser Bergfälle, die dem Wanderer jeden Augenblick den Tod bringen können, sich vor nicht gar langer Zeit ereignet hatten; die übrigen waren viel älter, und unter diesen schien mir derjenige der merkwürdigste, dessen Spuren man diesseits der bangen Brücke sieht, wo zwischen ungeheuren Felsstücken gewaltige Tannen aufgewachsen waren. Gleich jenseits der bangen Brücke stehen nur noch einige zwergmäßige Tannen, die mehr das Ansehen von Gesträuchen als von Bäumen haben; weiterhin findet man weder Bäume noch Gesträuche, noch Weiden mehr, sondern nur allein dürres Moos, womit die alten Felsentrümmer bewachsen sind. Nahe bei Gestinen begegneten uns einige Kühe, die aber eben so klein und elend, als die bald verschwindenden Tannen waren und vermuthlich aus derselbigen Ursache, weil die zwischen den nakten und kahlen Felsen ersterbende Natur nicht Kraft genug hatte, ihre Geschöpfe zu einer vollkommenen Reife und Größe zu bringen. Jenseits der bangen Brücke hörten wir die Stimme keines Thieres, und sahen lange keinen Menschen mehr. Schon um fünf Uhr wehte zwischen den hohen Felsen ein so durchdringender Wind, dergleichen bei uns nur im Winter oder spät im Herbste wehet, und ich wurde deßwegen gezwungen, über die Weste, worin ich gewöhnlich gehe, noch meinen Rock anzuziehen und zuzuknüpfen.

Je näher man der Teufelsbrücke kommt, und je steiler die Felsen werden, desto gewaltsamer drängt sich die Reuß durch ihr enges und unebenes Bett fort. Nahe bei der

bangen Brücke sind die beiden prächtigsten Wasserfälle, die man vom Steg an bis zur Teufelsbrücke sieht. Bei dem ersten schießen die Gewässer des Flusses dreimal hinter einander von schrägen Felswänden in tiefe Abgründe hinein, werden aber gleich wieder von nachstürzenden Wogen herausgepeitscht und zuletzt über ein hohes und gewaltiges Felsenstück hinübergetrieben, daß Staub und Wasserstrahlen nach allen Seiten emporspritzen. Alle Schrecknisse des ganzen Weges aber, die man von Gestinen an einzeln angestaunt hat, finden sich an dem Platze, wo die Teufelsbrücke über die Reuß gebaut ist, in dem höchsten Grade vereinigt. Hinter sich hat man furchtbar überhangende Felsen, die in jedem Augenblicke den Einfall drohen, und vor sich ungeheure Felsstücke, die Trümmer einer durch den Arm des Allmächtigen zerbrochenen Erde zu sein scheinen, und unter welchen mehrere so groß sind, daß keine menschliche Kraft sie von der Stelle bewegen könnte. Zur Linken erheben sich Felswände bis zu einer so schwindelnden Höhe, daß man nicht hinaufzuschauen wagt, aus Furcht, in die unter den Füßen fortbrüllende Reuß hinabzustürzen. Zur Rechten stellt sich dem durch vier bis fünf der prächtigsten Fälle gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beständig anschlagenden Wellen schon tiefe Löcher ausgehöhlt haben. Mitten unter diesen großen und schauervollen Gegenständen verschwindet die kleine, elende Teufelsbrücke so sehr, daß ich sie nicht eher anzuschauen würdigte, als bis ich alle übrigen Theile dieser majestätischen Scene genug beobachtet hatte. Wenn sie auch nicht an einer Stelle stünde, wo sie von den größten und kühnsten Werken der Natur gleichsam vernichtet wird, so würde sie doch unter den verschiedenen Brücken, die auf der Gotthardsstraße über die Reuß erbaut sind, höchstens die vierte Stelle verdienen, denn sie ist weder so breit, noch so lang, noch so hoch gewölbt und über die Reuß erhaben, als die bange oder die schöne Brücke und die beim Pfaffensprunge.

Zwischen der Teufelsbrücke und dem Urnerloche, einem durch den härtesten Felsen gehauenen achtzig Schritt langen Wege, hebt sich die Straße auf einmal steil und beschwerlich in die Höhe. Wenn man die prächtigen Wasserfälle, welche die Reuß macht, und von denen man auf der Teufelsbrücke nur einen kleinen Theil entdeckt, recht gut sehen will, so muß man dem ersten großen Falle gegenüber an das steile Ufer hinabsteigen, wo man das ganze Schauspiel am besten übersehen kann. Mit welcher furchtbaren Gewalt die Reuß hier mehrmalen hinter einander über Felswände weggestürzt, läßt sich allein daraus abnehmen, daß man selbst auf der Straße, wo man wenigstens einige hundert Schuh über ihr Bett erhaben ist, die Dünste fühlt, in welche ein Theil ihrer Wellen aufgelöst wird. Im Urnerloch, das vier- bis fünfhundert Schritte von der Teufelsbrücke entfernt sein mag, empfanden wir eine so durchdringende Kälte, daß, wenn auch etwas Wichtiges darin zu beobachten gewesen wäre, ich mich doch schwerlich darin würde aufgehalten haben. Alle Reisenden reden mit Entzücken, wenn sie von unten herauf kommen, und mit Entsetzen, wenn sie den Gotthard hinabsteigen, von der erstaunlichen Verwandlung der Naturscenen beim Eintritt in das Urselerthal, und beim Ausgang aus demselben. Auch glaube ich kaum, daß es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gebe, wo so viele und auffallende Gegensätze natürlicher Erscheinungen durch

einen so kleinen Raum von einander so getrennt werden, als durch das Urnerloch. Anstatt daß man vorher zwischen engen und himmelhohen Felswänden eingepreßt war, blickt man beim Ausgange aus dem Urnerloche in ein offenes, heiteres Thal, das mit schönen Dörfern und Kirchen geschmückt ist, und den Wanderer auf eine angenehme Art ahnen läßt, daß er jetzt wieder unter glückliche Menschen komme. Anstatt daß man vorher nichts als kahle Felsen und bemooste Felstrümmer sah, weidet sich das Auge jetzt an dem erquickenden Grün fruchtbarer Wiesen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St. Annengletscher und durch die allenthalben herüberschauenden Spitzen von Schneebergen noch verstärkt wird. Anstatt endlich, daß das Ohr noch vor wenigen Augenblicken durch die zerstäubenden Fluthen der Reuß betäubt wurde, nimmt man mit Erstaunen wahr, daß sie in einem ebenen von Felsstücken ganz reinen Bett ruhig und fast ohne alles Geräusch fortfließt. Selbst der kleine keilförmige Wald, der hinter dem Dorfe Ursern an dem Abhange eines Berges steht, und als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lawinen als hochheilig geschont wird, trägt nicht wenig zur Verschönerung des neuen Schauplatzes bei, da man fast eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Gesträuche gesehen hat.

39. Die Gemsenjagd.

(Von Steinmüller.)

Die Rüstung des Gemsenjägers besteht in einer leichten Kleidung und stark genagelten Schuhen, woran Fußeisen geschnallt werden, welche sechs bis acht Griffe haben und mit denen der kühne Jäger bedächtlich und mühsam, aber furchtlos, über die steilsten Klippen, neben den scheußlichsten Abgründen und über hart gefrorne Schnee- und Eisfelder hinweggeht. Die Jäger aus dem Gasterlande und dem Kanton Schwyz besteigen auch die kahlen Gebirge häufig mit entblößten Füßen, nachdem sie die Fußsohlen mit Tannenharz klebrig gemacht haben, was sie von Zeit zu Zeit wiederholen. Der Jäger ist überdies mit einem starken, langen, unten mit Eisen beschlagenen Alpenstock, mit einer guten Flinte, mit Pulver und Kugeln, und bisweilen mit einem Perspektivchen versehen, und endlich hängt eine kleine Jägertasche an seinen Schultern, worin ein geringer Vorrath von Käse und Brod, selten ein Fläschchen mit Wein oder Kirschengeist aufbewahrt ist.

Noch ehe die Sonne aufgeht, sucht er schon in den höhern und höchsten Bergregionen zu sein. Hat er nun in irgend einer Gegend eine Gemse auf der Weide oder an der Fährte, die der Fährte der zahmen Ziege ähnlich ist, verspürt, so erwartet er entweder ruhig, ob sie sich von der Weide in das Gebirge zurückzieht, wo er ihr den Weg abschneidet, bei ihrer Herannäherung die Flinte auf einen Stein legt, diese mit kaltem Blute nach der Gemse richtet, und sie aus seinem verborgenen Hinterhalte wegschießt; oder er sucht sich ihr, und zwar stets mit Beobachtung des Windes, oft große Strecken weit auf

dem Bauche kriechend, schußweit zu nähern, und sie mit seiner Flinte in dieser Lage zu erlegen.

Ist eine Mutter von ihrem Jungen weggeschossen, so wird dieses ängstlich um die Getödtete herumspringen, sie beriechen, und öfters so lange bei ihr verweilen, bis ein zweiter Schuß geladen und auf dasselbe losgedrückt wird. Weiden die Gemsen in Gesellschaft oder ruhen sie, so stellen sie eine Wacht aus; aber nicht nur die Wache, sondern jedes einzelne Thier für sich ist äusserst wachsam. Kaum hat es ein Paar Minuten geweidet, so hält es den Kopf schon wieder in die Höhe und durchschaut die Gegend oder durchwittert die Luft, und die erste, welche etwas Verdächtiges sieht oder hört, stampft mit den Füßen auf den Boden und warnt die andern mit einem die Luft durchdringenden Pfiff, der so lange anhält, als es dem Thiere das Athemholen gestattet, worauf plötzlich die ganze Gesellschaft zusammenspringt und, als flöge sie davon, über die steilsten Felsen hinwegsetzt. Hat der Jäger eine Gemse erlegt, so freut er sich der gemachten Beute, weidet sie aus, schwingt sie auf seinen Rücken und kehrt damit nach Hause.

Doch, um uns den Aufzug eines solchen beladenen Jägers recht deutlich zu vergegenwärtigen, muß ich noch einige Erläuterungen beifügen. Der getödteten Gemse werden, indem sie auf den Rücken gelegt wird, alle vier Füße in die Quere gegen einander gestreckt, und bei den Knieen mit einem dünnen Seile zusammengebunden, worauf der Jäger die Gemse mit den Füßen an die Stirne hängt, so daß der Körper hinten auf seinem Körper aufliegt. Damit der Kopf von ihr nicht hin und her wanke, so wird derselbe mit einem oder beiden Hörnern an einen Fuß angehängt. Die Flinte wird vermittelst des Riemens an die Füße gehängt, und liegt hinten in die Quere auf der Gemse. So geht der Schwerbeladene, sich mit beiden Händen an seinem Stocke haltend, über die gefährlichsten Alpenwege hinunter in's Thal, wo er von seinen Freunden bewillkommt wird, und voll von Freude mit ihnen über die bestandenen Gefahren und Eroberungen schwatzt. Ist die Gemse an keiner tödtlichen Stelle getroffen, so wird sie mit heraushängenden Eingeweiden oder nur auf drei Füßen gleichschnell, als ob sie nicht verwundet wäre, mit den übrigen unverletzten Thieren die Flucht ergreifen und ihrem Verfolger nichts als das leere Nachschauen hinterlassen. Es ist unbegreiflich, was für ein zähes Leben diese Thiere haben, und wie schnell sie, wenn sie nicht tödtlich verwundet sind, wieder heil werden. Im letztern Falle verbergen sie sich gerne in Höhlen und Löchern, oder unter Felsen und in Gesträuchen. Eine Gemse, der beide Hinterfüße ganz lahm geschossen sind, kann auf den vordern unbegreiflich schnell über kahle Gebirge oder Eisfelder hinunter, oft halbe oder ganze Stunden lange Strecken fortrücken. Vor ungefähr vierzig Jahren war auf dem Mürtschenstock im Glarnerlande eine Gemse an einem Fuße verwundet, der ihr nachher wegen dieser Wunde beim Kniee völlig aufwärts wuchs. Drei Jahre hinter einander sah sie der gleiche Jäger, der sie verwundet hatte, ohne sie schießen zu können, und erst im vierten wurde sie seine Beute. Bisweilen springt auch eine angeschossene Gemse nur noch eine Strecke weit; blutet sie, so geht der Jäger der Blutspur nach und findet sie alsdann nicht selten verblutet oder entkräftet auf der Erde liegen; hat er aber keine Blutspur, so ist sein Suchen gewöhnlich umsonst.

Oefters geschieht es auch, daß, wenn eine Gemse von einer steilen Felsenwand herabgeschossen wird, sie in die sich darunter öffnenden Abgründe stürzt, so daß sie der Jäger entweder nicht mehr finden kann, oder daß sie in Stücke zerfällt, oder aber, daß bei dem heftigen Auffallen ihre Eingeweide im Leibe zerplatzen, wodurch dann der stark riechende grüne Koth auf die unglaublichste Weise in alle Theile des Körpers getrieben wird, so daß dem Jäger nichts übrig bleibt, als die bloße, oft noch zerfetzte Haut. Bisweilen gehen auch zwei oder drei Jäger gemeinschaftlich auf die Gemsen los; die Schützen stellen sich oben in die Höhe, dem Winde entgegen, und besetzen diejenigen Pässe, wo sie vermuthen, daß die Gemsen vorbeikommen, indem ein Treiber dieselben von unten aufwärts zu jagen sucht. In tiefer liegenden Hochgebirgs-Waldungen läßt man sie auch von Hunden ausspähen und bergauf treiben. In allen Fällen, wo man sie im Laufe schießen muß, ladet man drei bis vier kleine Kugeln.

Hat der Jäger eine oder mehrere Gemsen auf eine schroffe Felswand getrieben, wo kein Entrinnen mehr ist, so suchen sie nicht dadurch, daß sie ihn in den Abgrund stürzen, sich den Rückweg zu bahnen, sondern sie erwarten rath- und thatlos, daß er sie niederschießt. Es gibt an verschiedenen Orten der Alpen gewisse salzige Felsen und Moräste, die man Sulzen nennt, und an welchen die Gemsen gern lecken. Hiebei kann man sie auch schießen, wenn man sich vor Tagesanbruch anstellt. Am gefährlichsten wird die Jagd für den Jäger, wenn die Gemsen über steile Felsenmassen, ihrer Gewohnheit gemäß, hinaufflüchten, und so den hitzig verfolgenden Jäger auf schlüpfrige und gefährliche Stellen hinlocken, wo er ohne augenscheinliche Lebensgefahr keinen Schritt mehr weiter, weder rückwärts noch vorwärts, wagen darf, so daß er sich glücklich schätzen muß, wenn er nach stundelangen Versuchen sich gerettet sieht. Die Verfolgung auf den Schnee- und Eisfeldern kann ebenfalls sehr gefährlich werden, dennoch bemühen sich die Jäger, sie auf die glänzenden Gletscherfirnen hinzutreiben und ihnen den Rückweg abzuschneiden, wo sie dann ihrer Beute sicher sind, indem sie sich lieber todtschießen lassen, ehe sie die Flucht über das blendende Eis nehmen.

Wenn es irgend möglich ist, so übernachtet der Jäger nicht im Freien, sondern in einer Sennhütte. Die Gefahren, denen er übrigens ausgesetzt ist, sind sehr mannichfaltig, und er nimmt gewöhnlich ein unglückliches Ende. Er kann erfrieren, wenn plötzliche Kälte eintritt, und er sich ermattet niedersetzt und einschläft; er kann von herabrollenden Felsblöcken oder Schneelawinen erschlagen werden; er kann durch wüthende Orkane hinabgeschleudert werden; es treten ferner auf den Alpen plötzlich so starke Nebel ein, daß man keinen Schritt weit sehen kann. Es ereignete sich auch schon der Fall, daß sich zwei Jäger im Gebirge verstiegen hatten, wegen einbrechender Nacht nicht mehr wegkommen konnten und deßwegen die Nacht auf einem schmalen Felsenabsatz zubringen mußten, und zwar in der höchst mißlichen Stellung, daß einer den andern um den Leib hielt, um wach zu bleiben und sich vor dem Hinunterstürzen zu sichern. Das sind Umstände, von denen derjenige, der nicht selbst die Felsen und Gebirge der Schweiz bestiegen hat, kaum einen etwelchen Begriff erlangen kann. Wenn sich der Jäger durch seine Leidenschaft so verblenden läßt, daß er es wagt, über solche Gletscherfelder zu gehen, welche in der ver-

flossenen Nacht mit einer Schneerinde bedeckt wurden, so ist er keinen Augenblick sicher, in eine Gletscherspalte, die durch den frisch gefallenen Schnee unsichtbar gemacht wurde, zu treten und hinunter zu stürzen, um auf immer da vergraben zu bleiben. Ueberhaupt ist die Tollkühnheit des Jägers im Klettern für ihn das Allergefährlichste: wie leicht tritt er auf einen Stein, der ihn nicht hält, wie leicht versteigt er sich so in die Höhe, daß er auf dem Rückweg, oft mit einer oder zwei Gemsen beladen, verunglückt. Bricht er durch den Fall ein Glied, so ist sein Hilferuf in der Einöde vergeblich, und er muß, von Hunger, Durst, Kälte und Schmerz gefoltert, langsam sein Leben endigen oder aber er stürzt über Abhänge und Felsenwände in die entsetzlichsten Abgründe hinunter und sein Körper wird in Stücke zerschmettert. Die Gemsenjagd wird trotz alledem zu einer unbezwinglichen Leidenschaft. Oft stellen vermögende Bauers- oder Handwerksleute Knechte zum großen Nachtheile ihres Hauswesens an, um nur immer nach Herzenslust den Gemsen nachstellen zu können, und häufig sind die Beispiele, wo beinahe tödtlich im Gebirg verwundete Jäger dennoch, sobald sie genesen, wieder an den Felsenwänden herumklettern, von denen sie vor kurzem erst gestürzt waren.

40. Fischerei in Norwegen.

(Von Tschudi.)

Die meisten Fische werden bei den Lofoden-Inseln im nördlichen Norwegen gefangen. Dies ist eine Reihe von großen und kleinen Inseln, welche sechszehn Stunden von der Küste entfernt liegen, und wohl früher mit dem Festland zusammenhingen. Sie haben hohe kahle Gebirge, enge Thäler, die nur wenige verkrüppelte Bäume, aber einen üppigen Graswuchs einschließen. Die Bewohner leben hauptsächlich vom Fischfang. Die Fische, welche hier gefangen werden, sind die Kabliaus. Sie kommen im Anfang Februar, um an der gegen die Stürme geschützten Küste zu laichen. Die Fische schwimmen alsdann in so dicht gedrängten Massen, daß das Senkblei sie nicht durchdringen kann. Nun kommen auch die Fischer, gegen fünfzehnhundert Mann mit dreihundert Böten. Sie theilen das Meer nach gewissen Bestimmungen, und verbinden sich zu kleinen Gesellschaften. Leber und Roggen (Eier) werden zu Hause zu Fischöl versotten, und nach der Stadt Bergen in Süd-Norwegen gebracht, wogegen man Korn einhandelt. Die Fische aber trocknet man auf hölzernen Gestellen, auf welchen immer zwei und zwei, an den Schwänzen zusammengebunden, aufgehängt werden. Wenn die Fische trocken sind, fährt man auch mit diesen nach Bergen. Auch im Winter gefangene Fische werden auf dem Holzgerüste getrocknet, und heißen Stockfische.

41. Das Wettrennen.

(Nach Tschudi.)

Das Wettrennen gehört zu den beliebtesten Vergnügungen der Engländer. Die Pferde, deren man sich dabei bedient, sind arabischer Abkunft und können eine Wegstunde in acht bis zehn Minuten zurücklegen. Die Rennbahn ist rund, zwanzig Fuß breit und hat eine gute Viertelstunde im Umkreis. Diese Bahn, welche gewöhnlich viermal in einem Zuge zurückgelegt werden muß, ist mit einem Geländer eingefaßt und mit bedeckten und unbedeckten Sitzen für die Zuschauer umgeben. Aus der Einnahme für diese Plätze und aus freiwilligen Beiträgen, die vorher gesammelt werden, bezahlt man die Preise für den Sieger, deren jeder etwa fünfhundert Gulden beträgt. Ein Wettrennen dauert drei Tage, und täglich wird ein Preis ausgesetzt. Die Pferde werden äusserst zart und sorgfältig behandelt und bloß zu Wettrennen verwendet. Die Reiter, Jokeys genannt, müssen leicht sein, damit die Renner nicht unterwegs durch ihr Gewicht aufgehalten werden. Für ein fünfjähriges Pferd darf der Reiter hundertzwölf Pfund wiegen, für ein vierjähriges nur hundert. Die Jokeys suchen vor einem Rennen durch Fasten und viele Bewegung ihr Gewicht zu vermindern. Beim Reiten tragen sie dünne Hosen, ein Jäckchen und kurze Stiefel. Sie sitzen nicht in dem Sattel, sondern stehen nur in den Bügeln, halten aber das Pferd mit den Knieen so fest, daß es oft wund wird. Ehe zwei Jokeys ausreiten, werden sie gewogen, und dem Leichtern so viel Blei in die Tasche gesteckt, als er weniger wiegt, denn sein Kamerad. Wer unterwegs den Hut oder die Peitsche verliert, dessen Pferd kann nicht gewinnen. Ein Pferd, das an einem Tag einen Preis gewonnen, darf die andern Tage nicht mitlaufen. Ein Jokey, welcher siegt, erhält vom Herrn des Pferdes zehn Louisdor, wenn er nicht gewinnt nur fünf. Viele ziehen von Stadt zu Stadt und leben von ihrer Reitkunst.

42. Der Jahrmarkt.

(Von Jost.)

Zu den heitersten, jährlich wiederkehrenden Tagen der Stadt X. gehört der in den Anfang des Augustmonats fallende Jahrmarkt.

Seine Ankunft verkündet nicht nur das nun fest gewordene sommerliche Wetter, sondern auch die Anstalten, die man schon mehrere Tage vorher dazu machen sieht. Da werden auf dem Markte, auf dem man ihn abhält, schon große hölzerne Buden aufgebaut, in denen fremde Thiere und andere Sehenswürdigkeiten gezeigt werden sollen;

Seiltänzer stecken ihren Platz ab und umgeben ihn mit Schranken, und Caroussel's mit ihren Pferdchen und Kutschen reizen im Voraus die kleine Welt zur Lust.

Am bemerkbarsten aber wird dasselbe am Tage vorher. Da wird in den Häusern am Markte und den benachbarten Straßen gefegt und gescheuert, frische Sträuße in die Fenster gestellt und junge Maien oder Tannen vor die Hausthüren gepflanzt. Auch sieht man dicken Rauch aus den Schornsteinen der Backhäuser gehen und gar manchen sommerlichen Kuchen wirthlich aus ihnen über die Straßen tragen. Hochbepackte Wagen mit Kisten und Kasten wanken dem Marktplatze zu, auf dem mit Pochen und Hämmern gar schnell die kleine Budenstadt entsteht, in der sich die Knaben, in dem seligen Vorgefühle der Schulferien und der Marktfreuden, die ihrer warten, muthwillig umhertreiben. Aber auch die Gasthöfe sind belebt und in manchem Hause werden Bekannte und nachbarliche Freunde willkommen geheißen.

Ein Choral, der am Tage selbst vom Thurme geblasen wird, verkündet den eigentlichen Beginn des Marktes. Mit großer Geschäftigkeit ist nun ein jeder Verkäufer bemüht, seine Waaren und Verkaufsgegenstände in und vor seiner Bude oder seinem budenartigen Gestell auszupacken, aufzustellen und durch die vortheilhafteste Aufstellung derselben die Käufer anzulocken. Die vornehmste Reihe nehmen die Buden ein, in denen die verschiedenfarbigsten. in dicke Rollen gewundenen Flanelle verkauft werden, und an die sich die Leinwand-, Kattun- und Seidenwaarenbuden anschließen. Hier bauen die Drechsler ihre erlustigenden Waaren auf: lockende Spielsachen, Kegelspiele, Vögel, Wagen und Schäfchen, Schnarren, Kreisel und Dorlen, auch Schachspiele und Damenbretter für Sinnigere und Erwachsene; dort sind die Buden mit blendenden Kupfer- und Messingwaaren, an die sich die Messer- und Stahlwaarenbuden anschließen; dort breitet ein Schirmfabrikant die seinigen aus und stellt zum leicht erkenntlichen Zeichen seines Verkaufes einen Regenschirm hoch über seine Bude. Hier wieder eine ganze Reihe von Galanteriewaarenhändlern mit ihren Kästen voll Uhrketten, Ohrringen, Brochen, und mit den Reihen von elastischen Hosenträgern und andern Gummisachen; dort wieder eine ganze Reihe von Buden mit Leb- und Pfefferkuchen, Zuckerwaaren und andern Näschereien. Hier reizende Sachen von lackirtem Blech: Leuchter, Kaffeebretter, Dosen, Büchsen und Büchschen; dort die sogenannten Zweigroschenbuden mit ihrer leichten Waare; die Pfeifenhändler, und in den benachbarten Straßen ganze Reihen von Gestellen, an denen die Schuhmacher ihre Stiefel und Schuhe aufgestellt haben.

In den Hallen und Thorwegen haben Bilderhändler ihre Bilder aufgehängt und wer zählt die leicht aufgebauten Gerüste, die frische Kuchen, groß und klein, zum Verkauf bieten? Entfernter stehen Buden mit Brillen und Ferngläsern, mit böhmischen Glaswaaren und Schwarzwälder Uhren, und noch entfernter bauen die Töpfer ihre Töpfe und Flaschen in zierlicher Ordnung auf, indem sie sie von den kleinsten bis zu den größten aufsteigen lassen. An den Straßenecken aber und überall, wo die wichtigern Verkäufer ihnen Raum lassen, da steht das schönste Obst, Kirschen und die noch frühzeitigen Birnen, Aepfel und Aprikosen.

Vormittags ist die Zahl der Besuchenden und der Käufer in der Regel noch eine mäßige und nur die Knabenwelt ergießt sich in freiem Zuge durch die Budenstraßen, mit Verlangen die Herrlichkeiten beschauend, die ihrem Sparbüchseninhalte freilich unerreichbar sind. Aber kaum ist die Mittagszeit vorüber, als die Menge der Hinzuströmenden eben so sehr von Stunde zu Stunde zunimmt als die Bewegung und das Geräusch. Zu allen Thoren strömt die ländliche Bevölkerung hinein, zu Fuß und zu Wagen, in ihrem besten Staat; ganze Reihen von Landmädchen durchziehen die Straßen, die nach dem Marktplatz führen. Aber auch die Städterinnen, Herrschaften und Dienstmädchen, kommen schon geputzt herbeigezogen, denn die Ungeduld der Kleinen läßt sie nicht länger zaudern, und schon füllen sich die Räume des Marktes, drängen sich die Menschen an einzelnen Buden: überall Heiterkeit, Bewegung, Leben. Alle Fenster mit Zuschauern besetzt.

Immer neue Schaaren strömen zu; immer dichter wird der ganze Platz bedeckt; immer verwirrender wird das Getös. Hier das Ausrufen und Anpreisen der Waaren, dort das Feilschen; hier lautes Begegnen entfernter Bekannten und Freunde, dort Jauchzen und Zuruf. Aus den am Markte gelegenen Gasthöfen ertönt Tanzmusik; dazu begleitet das unermüdlich sich umkreisende Carousſel eine eben so ununterbrochene Musik; aus der großen Thierbude hört man die dumpfe Trommel; unter Musik besteigt der Seiltänzer seine schmale Bühne und unterhält Bajazzo mit seinen Späſſen das zahlreiche um ihn versammelte Publikum. Dazu die Drehorgeln, und dieß alles zusammen mit dem Lärmen, Jauchzen und Schreien, und man hat nur eine kleine Vorstellung von dem sich immer mehrenden Getöse.

Gegen Abend aber wird das Gedräng am dichtesten, steigt die Lust und das Getös am höchsten. Hier kommen schon die Mütter mit ihren Kindern zurück, die ihre bunten Spielsachen beglückt nach Hause tragen, während jene auch für den Haushalt manches Nützliche und Schöne mit sich führen. Dort probirt ein junger Bauernbursch seine erhaltene Mütze und zeigt ein Landmädchen dem andern das neugekaufte Kleid. Hier führt ein Pächterssohn eine sich sträubende Schöne hinauf zum Tanz; dort Ausruf und Lärmen um ein Lottospiel; Muthwillen und Uebermuth dort, wo der Apfelwein an offenem Tisch verschenkt wird. Da schreitet ein Gutsbesitzer mit großen silbernen Sporen einher, mit seiner breiten Gestalt sich Platz durch das Gedränge machend. Denn alles ist nur eine große Masse, die schiebt und die geschoben wird. Dazu die schmetternden Trompetentöne, der immerwährende dumpfe Paukenschlag, die Drehorgeln und andere Musiktöne; dazu das ganze Gewirr der Marktbewegung bis in seine einzelnen Gruppen; — das Alles gibt das Bild und den Eindruck einer frohen Menschenschaar, in deren Tumult wir unwillkührlich mit hineingezogen werden; den Anblick eines zu einem Knäuel verwirrten Menschenlebens, der sich dennoch in der friedlichsten Weise durcheinander bewegt.

Welch' eine Verschiedenheit von Menschen nach Alter, Stand, Geschlecht und Bildung! Welch' eine Verschiedenheit der Charaktere, Gesinnungen und Interessen, die in ihnen begriffen sind! Nicht einer von diesen Tausenden ist dem andern gleich; in tausend indi-

viduellen Bestrebungen, in tausend gegen einander wogenden Interessen zerspalten, stört doch, verletzt doch Keiner den Andern und alle scheinen von einem unsichtbaren geheimen Gesetze zusammengehalten. Sollte das nicht ein offener Lobspruch auf den Zustand des Menschengeschlechtes sein, den viele Andere so verzweiflungsvoll schildern?

Mit dem sinkenden Abend verringert sich das Gedräng und der Lärm. Viele der Landleute kehren, keiner ohne wenigstens eine kleine Beute, die er sich und den Seinigen zuträgt, nach Hause zurück; auch die Städter verlieren sich in ihre Häuser und die Fenster werden leerer von Zuschauern. Gar manche Verkäufer, die ihre Waaren nur in leichtern Gestellen feil hatten, heimsen die übrig gebliebenen ein, und auch die Menge, die um den Seiltänzer geschaart war, ist zerstreut. Dennoch setzt sich der Verkauf und die Marktlust in manchen Gruppen selbst noch bei Lichtern fort; heller erschallt die Musik aus den Gasthäusern und noch bis in die Nacht hinein wird manches Glas geleert.

Wie nüchtern sieht's dagegen an dem geräuschvollen Platze schon am andern Tage aus! Da sieht man nur Marktleute, Lastträger und Handarbeiter. Die Waaren ruhen schon, in Kisten und Kasten verpackt, die Buden stehen leer; große Wagen thürmen ihre Lasten auf; die leichten Bretterhäuser sinken eines nach dem andern, und die hölzernen Wände verkriechen sich wieder in ihre Behältnisse. Schubkarren fahren auf und ab alle die Herrlichkeiten hinweg; die Fremden verlaufen sich, und ehe ein paar Tage in's Land gehen, hat der Marktplatz seinen freien Anblick und seine alltägliche Gestalt wieder angenommen.

43. Das Glas.

(Von Tschudi.)

Einst landeten Phönizier an der Nordküste von Palästina, wo das Flüßchen Belus sich in den Schooß des Meeres stürzt. Eine weite Sandfläche öffnete sich dem Blicke. Sie suchen vergebens nach Steinen, um ihre Kessel und Pfannen über dieselben aufzustellen. Sie holen aus ihren Schiffen Salpetersteine, die sie als Ladung mit sich führten; schnell prasselte die lustige Flamme, und sie hielten ihr dampfendes Mahl. Aber Wunder! Von der Gewalt des Feuers schmolzen die Salpetersteine, vermischten sich mit dem glühenden Sande, und als die flüssige Masse erkaltet war, lag auf dem Boden — helles, durchsichtiges Glas. So wurden die Phönizier die Erfinder dieses unschätzbaren Gegenstandes, der uns die wichtigsten Dienste leistet.

Sehr selten war in der uralten Zeit das Glas und deßhalb oft so theuer als Gold. In den ersten christlichen Jahrhunderten kam es schon mehr vor. Damals gab es Glasfenster, aber von gefärbtem Glase, und nicht in Wohnhäusern, sondern in Kirchen. Erst im vierzehnten Jahrhundert sah man Fenster von weißem Glase. Venedigs Glasfabriken waren damals die berühmtesten in Europa, später mußten sie mit den böhmischen, eng-

lischen und französischen ihren Ruhm theilen. Die Hauptstoffe des Glases sind Kieselerde und Salze, welche letztere den Fluß der erstern befördern. Je reiner die Kieselerde ist, desto schöner fällt das Glas aus. Am reinsten befindet es sich im Quarzkrystall, den man gleichsam als natürliches Glas ansehen kann. Aber auch andere Quarzarten und der Sand enthalten die Kieselerde in einem hinlänglich reinen Zustande. Die Salze, welche man braucht, um den Quarz fließend zu machen, sind: Potasche, Kochsalz, Soda und Salpeter. Zu weißem Glase hat man ausserdem noch einige Entfärbungsmittel nothwendig, um es möglichst weiß herzustellen, als: Braunstein, Schmalte, Arsenik und Kohlenpulver; jedoch dürfen sie nur in geringer Menge beigegeben werden. So spröde und zerbrechlich das erkaltete Glas ist, so zähe und dehnbar ist das glühende, und eben auf dieser Zähigkeit beruht die Kunst, daraus so viele hohle und andere Sachen zu verfertigen. Durch Hülfe eines Blaserohres kann man auf ähnliche Art, wie man Seifenblasen macht, das Glas zu großen, hohlen Körpern blasen, und so lange es noch weich ist, dasselbe mit Zangen und andern Werkzeugen, gleich dem Wachse, zu allen möglichen Gestalten drücken und biegen; es läßt sich mit Scheeren und Messern schneiden und sägen, zu dünnen Fäden spinnen. Die vorbereiteten und wohl durchmengten Bestandtheile des Glases, Fritte genannt, kommen in einen Schmelzofen, der inwendig mit einem erhabenen gemauerten Rande versehen ist, auf den die zwei Fuß hohen Schmelztiegel (Häfen) gesetzt werden. In der Mitte brennt Tag und Nacht auf dem Herde ein starkes Feuer, und vor jedem Hafen ist in dem Ofen eine Oeffnung. Zwei bis drei Tage sind erforderlich, bis die Masse völlig flüssig und hell wird, worauf das Blasen beginnt. Es gehört zu dieser Arbeit die Pfeife, ein eisernes, drei bis vier Fuß langes Rohr mit einem hölzernen Griffe. Der Arbeiter taucht den Kopf der Pfeife durch die im Ofen befindliche Oeffnung in das flüssige Glas, holt so viel er braucht damit heraus, streicht die Glasmasse mit einem Eisenbleche fester an, und wälzt den Klumpen auf einem Stein zu einer Kugel. Nun bläst er in das Rohr, dehnt die Glaskugel aus, schwingt die Pfeife mit derselben in die Luft, und verwandelt dadurch die Blase in einen länglich-runden Körper. Erkaltet die Glasmasse während der Arbeit, so hält er sie so lange in den Ofen, bis sie wieder weich geworden ist. Das Blasen und Schwingen wird wiederholt, bis die Glasblase die Gestalt hat, aus der sich leicht ein Gefäß durch Drehen, Biegen und Schneiden mit eisernen Werkzeugen bilden läßt. Ist die Glaswaare fertig, so darf sie nicht sogleich in freier Luft bleiben, sonst würde sie zu spröde und unhaltbar; sie muß erst in den Kühlofen gesetzt werden und dort bei einer mäßigen Wärme allmälig erkalten.

44. Die Elektrisirmaschine. (Brief.)

(Von Falkmann.)

Was es eigentlich für eine Bewandtniß mit der Elektrisirmaschine hat, willst Du von mir wissen, lieber Ludwig? Das läßt sich freilich demjenigen, der noch keine Naturlehre

und Physik gelernt hat, in einem kurzen Briefe schwer recht deutlich machen. Indessen will ich den Versuch dazu gern anstellen. Du mußt also zuerst wissen, daß manche Stoffe, besonders Glas, Harz, Bernstein und Schwefel, in gewissen Zuständen, vorzüglich wenn sie mit Wolle, Pelzwerk oder einem ähnlichen Körper gerieben werden, seltsame Erscheinungen zeigen. Sie ziehen z. B. leichte Dinge, als Stückchen Papier, Kügelchen von Kork oder Hollundermark u. dgl. an und halten sie eine Zeit lang fest; berührt man sie mit einem andern Körper, besonders einem Metall, so ist es, als wenn ein Funke aus ihnen auf diesen zuführe, man hört dabei ein Knistern und empfindet, wenn das Berühren mit dem Finger geschehen ist, ein gelindes Stechen; nähert man das Gesicht, so kommt es einem vor, als ob Spinngewebe dasselbe berührte, und man spürt einen eigenthümlichen Geruch. Einiges von Diesem kannst Du gleich selbst wahrnehmen, wenn Du eine Stange Siegellack oder ein Eau-de-Cologne-Glas mit Deinem Rockzipfel einige Augenblicke stark reibst. Solche Körper nennt man elektrische, die übrigen unelektrische. Diese Eigenschaft selbst heißt Elektrizität. Sie hat an sich so viel Merkwürdiges und ist bei so vielen andern Naturerscheinungen mit im Spiele (der Blitz ist z. B. nichts als ein elektrischer Funke, und der Donner das Geräusch dabei), daß die Gelehrten für nützlich gehalten haben, häufige Beobachtungen und Versuche darüber anzustellen. Dazu dient die Elektrisirmaschine. Sie hat den Zweck, leicht, schnell, in großer Menge und in verschiedener Art und zu verschiedenem Gebrauche Elektrizität hervorzubringen. Jene große Scheibe von blauem Glase, welche Dir, wie Du schreibst, vorzüglich aufgefallen ist, macht auch den Hauptbestandtheil des Werkzeuges aus. Sie ist der geriebene Körper. Sie wird vermittelst einer Kurbel, wie Du gesehen hast, herumgedreht und reibt sich dabei auf jeder Seite an zwei Kissen, welche von Stahlfedern sanft an sie gedrückt werden. Du wirst auf diese Kissen, welche von Tuch, mit Pferdehaar und Stückchen Flittergold gefüllt waren, eine glänzende Masse geschmiert gefunden haben. Dies ist ein Teig (Amalgama) von Quecksilber und Zinn, welcher die Entwicklung der Elektrizität befördert. Neben der Scheibe hast Du einen messingenen Cylinder, wagrecht auf einem Fuße liegend, gesehen. Zwei von seinem einen Ende ausgehende Arme waren gegen die Scheibe gerichtet und streckten derselben ihre Spitzen entgegen. Dieß ist der Conduktor oder der erste Leiter. Er dient dazu, die Elektrizität aufzufangen und für kurze Zeit in sich zu sammeln. Man bemerkt nämlich, daß verschiedene unelektrische Körper, besonders die Metalle, leicht und schnell für eine Zeit lang Elektrizität annehmen und fortpflanzen, welches beides die elektrischen nicht thun, und nennt daher jene Leiter und diese Nichtleiter.

Es ist Dir aufgefallen, welche lange und starke Funken aus dem Conduktor herausgefahren, wenn Du ihn, während die Scheibe umgedreht wurde, mit dem Knöchel eines Fingers berührtest. Dies würde aber nicht geschehen, wenn der Conduktor nicht isolirt wäre, das heißt: auf einer Säule von Harz, Schwefel, Glas rc., oder andern nicht leitenden Körpern ruhte. Jene Spitzen saugen die Elektrizität gleichsam ein, sie sind bei ihr, was die Löcher gegen das Wasser sind, sie lassen sie leicht ein in einen Körper

und wenn sie darin ist, auch wieder leicht heraus. Halte nur die umgekehrte Hand über eine auf dem Conduktor aufgerichtete Spitze, so wird es Dir vorkommen, als bliese ein Wind daraus, und im Dunkeln bemerkst Du einen Lichtbüschel auf derselben. Mit dem ersten Leiter werden nun die verschiedenen andern Werkzeuge, welche Du wahrgenommen hast, in Verbindung gesetzt. Die Bank mit gläsernen Füßen dient dazu, einen Menschen, welcher elektrisirt werden soll, zu isoliren. Er stellt sich darauf und bringt sich, getrennt von allen andern Gegenständen, bloß mit dem Conduktor in Verbindung, indem er ihn berührt oder eine von ihm ausgehende Kette in die Hand nimmt; ja er kann demselben bloß eine Nadel mit der Spitze entgegenhalten und wird doch elektrisch. Sein Körper zeigt dann alle oben genannten Erscheinungen; wo man ihn berührt, gibt er Funken von sich, und Du kannst in diesem Zustande, wenn Dir jemand einen metallenen Löffel mit etwas Weingeist vorhält, diesen mit dem hineingetauchten Finger entzünden. Von einigen andern zur Elektrisirmaschine gehörigen Vorrichtungen, besonders von der sehr wichtigen Verstärkungsflasche, soll mein nächster Brief handeln; für heute fehlt mir die Zeit, mehr zu schreiben.

45. Gespräch zwischen zwei Müllern über Dampfmühlen.

(Von Ritsert.)

(Sie fuhren aus der Nähe von Darmstadt nach Mainz, waren der Kälte wegen vom Wagen abgestiegen und unterhielten sich nun im Gehen.)

Philipp. Wir werden wohl das meiste Mehl nach Mainz gefahren haben?

Peter. Wie so? Weißt Du etwas Besseres? Mir ist Mainz gut genug.

Philipp. Mir auch; aber wir werden bald den Mainzern nicht gut genug sein. Denk an die Dampfmühlen! Die richten uns alle zu Grunde.

Peter. Warum nicht gar? Das ist wieder so eine Spekulation, die Geld wie Heu kostet, und wenn's an Bindriemen geht, ist's Geld ausgegangen, und die Herren machen Bankerott. Ich hab' dergleichen schon mehr erlebt, Philipp. Laß Dir nicht bange sein!

Philipp. Da bist Du auf einem Holzwege, Peter! An Geld fehlt's nicht, und mit den Dampfmühlen steht's richtig. Ich bin selbst in Mannheim in einer gewesen, die mahlt Dir in einem Tage an zweihundert Malter Kornmehl. Du und ich bringen's kaum so fein; da wird Dir noch kein Stäubchen genetzt.

Peter. Zweihundert Malter! Zweihundert Malter in einem Tag! Philipp, da hat Dir einer am Rock den Müller angesehen und Dir einen Bären aufgebunden. Sei doch vernünftig! Zweihundert Malter in einem Tag, die mahlen ja wir beide mit unsern sieben Gängen nicht.

Philipp. Da liegt ja gerade der Hase im Pfeffer! Die Dampfmühlen mahlen besser, schneller, und darum auch wohlfeiler als wir. Ich hab's mit eigenen Augen gesehen, daß ein Odenwälder Bauer mit ein paar Malter Frucht in die Dampfmühle zu Mannheim kam. Er fragt, wann er wieder kommen sollte, und erhält die Antwort: in einer Viertelstunde. Der Bauer ist wie vom Himmel gefallen, sperrt Maul und Nase auf, und geht, seinen Gaul zu füttern; noch ist er damit nicht fertig, ruft ihm schon ein Mühlknecht, sein Mehl sei gemahlen. Peter, wie das zugegangen, das bring' ich nicht rund; aber wahr ist's, so wahr ich Philipp heiße. Und darum können wir bald das Wasser fließen lassen, wohin wir wollen.

Peter. Gemach, Nachbar, alle Stund' ein Thaler! Wozu hätte denn unser Herr-Gott die Bäche gemacht? Seit Menschengedenken wird in unserm Grund' gemahlen, und meine Mühle hat schon mein Ur-Ur-Urgroßvater gehabt, und die paar Dampfmühlen werfen uns auch nicht um. Meinst Du, die Bauern fahren vier bis sechs Stunden Wegs, um ihr Korn auf Dampfmühlen mahlen zu lassen? Da kennst Du die Bauern schlecht.

Philipp. Wie ich sie kenne, darf nur ein Einziger nach Oppenheim gefahren sein, und dort in zwei Stunden das schönste Mehl für seine Frucht erhalten haben, so machen's die andern nach, und wir können die Hände in den Schooß legen.

Peter. Sei doch nicht verzagt! Was thut's denn, wenn auch die Bauern ihr Mehl mit dem Teufels Dampf mahlen lassen. Wir kaufen Frucht, so viel wir auftreiben können, mahlen sie zu Mehl und verkaufen das.

Philipp. Ich hätte doch geglaubt, Du, als ein alter Müller und Handelsmann, hättest mehr Erfahrung, als daß Du so in den Tag hinein reden könntest.

Peter. Nun, so kram Du Deine Weisheit aus! Du glaubst allezeit, Deine Eier hätten zwei Dotter.

Philipp. Gib nur einmal Acht, Peter. Das Ding ist Dir so klar, wie zwei mal zwei vier ist. Dampfmühlen sind da und es gibt deren noch mehr. Die mahlen das Mehl besser, schneller und wohlfeiler als wir. Still dürfen die Mühlen bei dem ungeheuren Kapitale, das sie kosten, nicht stehen. Was thun die Dampfmüller? Wenn sie nicht fremdes Korn zu mahlen haben, dann mahlen sie eigenes. Das kaufen sie, kaufen's in Menge, und scheuen sich auch nicht, in dem ganzen Lande herumzugehen, um's aufzutreiben. Der Bauer muß sich gut dabei stehen. Aber unser Frucht- und Mehlhandel bekommt dabei einen Stoß, so gewaltig, daß er nimmer auf die Beine kommt. Peter, Peter, mir ahnt's, die Dinge gestalten sich so, daß wir gar nicht ermessen, was die Dampfmühlen für Folgen haben werden. Bedenk' z. B. nur das Eine, daß durch die Dampfmühlen ein Mehl bereitet wird, welches, gehörig verpackt und gelagert, sich Jahre lang, ohne an seiner Güte zu verlieren, aufbewahren läßt. Peter, ich sag's noch einmal; die Dampfmüller netzen nicht und versenden vier- bis achthundert Fässer auf einmal.

Peter (sich hinter den Ohren kratzend). So schlimm wird es doch nicht werden. Unser Herr Pfarrer hat neulich vom Dampf gepredigt, „der eine kleine Zeit währet und

dann verschwindet.“ Das war mir Wasser auf meine Mühle. Und so wird's auch gehen mit den Dampfmühlen.

46. Das Weihnachtsfest in Skandinavien.

(Von Tschudi.)

Es ist das größte Fest der Skandinavier. Es dauert zwölf Tage, vom 24. Dezember bis zum 6. Januar. Am Weihnachtsabend, in Schweden Julafton genannt, werden Häuser und Zimmer mit Teppichen und bunten Decken geschmückt, der Fußboden mit grünen Tannenzweigen bestreut; die Nächte hindurch brennt beständig das dicke Weihnachtslicht. Auf dem Lande ist's in Norwegen Sitte, daß die Herrschaften in der Nacht des ersten Festtags aufstehen und dem Gesinde Brod und Branntwein vor's Bett bringen. In den Dörfern zieht man mit Fackeln zur Christmette. Es wird gegessen und getrunken, gebetet und gesungen. Auch die Armen werden nicht vergessen; selbst der hungrigen Vögel wird gedacht. Jeder steckt vor sein Scheunenthor eine Garbe Korn an einer Stange aus, damit auch diese Thierchen ihren Theil bekommen zu einer Jahreszeit, wo Feld und Straße tief mit Schnee bedeckt sind.

47. Das hohe Pfingstfest.

(Von Metzler.)

Nachdem Jesus Christus vom Oelberge aus gen Himmel gefahren war, versammelten sich die Apostel in einem Saale zu Jerusalem und erwarteten den ihnen versprochenen heiligen Geist. Als sie nun einmüthig im Gebete verharrten, da entstand plötzlich vom Himmel her ein brausender Sturm und erfüllte das ganze Haus. Es erschienen ihnen zertheilte Zungen, wie Feuer, und es ließ sich auf einem jeden von ihnen nieder. Alle wurden hiedurch vom heiligen Geiste erfüllt. Unsere Kirche feiert die Herabkunft des heiligen Geistes über die Apostel durch das hohe Pfingstfest. Es ist ein Tag heiliger Freude, ein Tag des Dankes für jeden wahren Christen; denn große Gnaden hat es uns gebracht. Der heilige Geist verlieh vor allem den Aposteln nicht nur die Gabe, fremde Sprachen zu reden und Wunder zu wirken, sondern er machte sie auch rein und heilig und erleuchtete und stärkte sie, daß sie die Lehre Jesu deutlich erkannten und auch unerschrocken verkündeten. Der heilige Geist kam an diesem Tage aber auch mit der ganzen Fülle seiner Gnadengaben herab auf die von Jesus Christus gestiftete Kirche. Zum ersten Male trat sie darauf als sichtbare Gemeinschaft auf und bekannte öffentlich den Glauben

an den gekreuzigten Heiland. Jetzt begann ihr göttlicher Beruf, die Menschen zu entsündigen und zu heiligen. Darum ist das Pfingstfest auch das Stiftungsfest unserer heiligen katholischen Kirche. Dessen Bedeutung ist demnach sehr hoch, und es wird als Hauptfest so feierlich begangen, wie die übrigen. Was zeichnet jedoch diese Festfeier aus? Die Kirche lobet und preiset am Pfingstfeste insbesondere den heiligen Geist, als Geist der Wahrheit, der sie vor Irrthum bewahret; sie bittet ihn aber auch um Ertheilung der Gnadengaben an ihre Glieder, damit diese vollkommen werden und einst die ewige Seligkeit erlangen. Deßgleichen rufen die frommen Gläubigen den heiligen Geist voll Demuth an, er wolle sie erleuchten, heiligen und stärken und in ihnen das Feuer der göttlichen Liebe entzünden, damit ihr Herz ein Tempel des heiligen Geistes sei und bleibe immerdar.

Auch ich erhebe mein kindlich Gemüth zu Dir, Du mein Erleuchter und Heiligmacher, o sieh' mit Erbarmen auf mich hernieder und erglühe mich ganz, damit auch mein Geist entflamme in der Liebe zu Gott und dem Eifer zum Guten und ich so in Deiner heiligen Nähe einst meine Beseligung finde!

48. Laokoon.

(Von Joh. Joach. Winkelmann.)

Laokoon ist eine Statur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Athem und durch Zurückhalten des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich, und der Athem, den er an sich zieht, erschöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden und um Hülfe schreien, denn das väterliche Herz offenbaret sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend; seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gebogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth wie über ein unverdientes, unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Weisheit gebildet, denn indem

der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe breitet, so drückt das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genannt werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe; ja, die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.

49. Die Flucht nach Egypten. (Vier Kupferstiche.)

(Von Göthe.)

Sebastian Bourdon, ein dem siebenzehnten Jahrhundert angehöriger Künstler, hat uns vier eigenhändig radirte Platten geliefert, welche den Verlauf der Flucht nach Egypten vollständig vorführen. Joseph erscheint in diesen Bildern als die Hauptperson; vielleicht waren sie für eine Kapelle dieses Heiligen bestimmt.

Erstes Blatt. Das Lokal mag für den Stall zu Betlehem, unmittelbar nach dem Scheiden der drei frommen Magier, gehalten werden, denn in der Tiefe sieht man noch die bewußten Thiere. Auf einem erhöhtern Hausraume ruht Joseph, anständig in Falten gehüllt, auf das Gepäck gebettet, wider den hohen Sattel gelehnt, auf welchem das heilige Kind, so eben erwachend, sich rührt. Die Mutter daneben ist in frommem Gebete begriffen. Einen Gegensatz zu diesem ruhigen Tagesanbruche bildet ein höchst bewegter, gegen Joseph heranschwebender Engel, der mit beiden Händen nach einer Gegend hindeutet, die, mit Tempeln und Obelisken geschmückt, ein Traumbild Egyptens hervorruft. Zimmermannshandwerkszeug liegt vernachläßigt am Boden.

Zweites Blatt. Zwischen Ruinen hat sich die Familie nach einer starken Tagreise niedergelassen. Joseph, an das beladene lastbare, aus einem Steintroge sich nährende Thier gelehnt, scheint eine augenblickliche Ruhe stehend zu genießen, aber ein Engel fährt hinter ihm her, ergreift seinen Mantel und deutet nach dem Meere hin. Joseph, in die Höhe schauend und zugleich nach des Thieres Futter hindeutend, möchte noch kurze Frist für das müde Geschöpf erbitten. Die heilige Mutter, die sich mit dem Kinde beschäftigt, schaut verwundert nach dem seltenen Zweigespräch um, denn der Himmelsbote mag ihr unsichtbar sein.

Drittes Blatt. Dieses drückt eine heilige Wanderschaft vollkommen aus. Sie lassen eine große Bergstadt zur Rechten hinter sich. Knapp am Zaume führt Joseph das

Thier einen Pfad hinab, welchen sich die Einbildungskraft um so steiler vorstellt, weil wir davon gar nichts, vielmehr gleich unten hinter dem Vordergrunde das Meer sehen. Die Mutter auf dem Sattel weiß von keiner Gefahr, ihre Blicke sind völlig in das schlafende Kind versenkt. Sehr geistvoll ist die Eile der Wanderer dadurch angedeutet, daß sie schon das Bild größtentheils durchzogen haben und im Begriffe sind, auf der linken Seite zu verschwinden.

Viertes Blatt. Ganz im Gegensatz des vorigen ruhen hier Joseph und Maria in der Mitte des Bildes auf dem Gemäuer eines Röhrenbrunnens. Joseph, dahinter ruhend und herübergelehnt, deutet auf ein umgestürztes Götzenbild im Vordergrund, und scheint der heiligen Mutter dieses bedeutende Zeichen zu erklären. Sie, das Kind im Arm, schaut ernst und horchend, ohne daß man wüßte, wonach sie blickt. Das entbürdete Thier schmaust hinterwärts an reich grünenden Zweigen. In der Ferne sehen wir die Obelisken wieder, auf die im Traum gedeutet war. Palmen in der Nähe überzeugen uns, daß wir in Egypten angelangt sind.

50. Der Kirchhof.

(Ein Gemälde von Ruysdael.)

(Von Göthe.)

Wie Ruysdael in seinem Gemälde „das Kloster" das Gegenwärtige mit dem Vergangenen in anschauliche Verbindung gebracht hat, so ist ein anderes Bild von ihm allein der Vergangenheit gewidmet, ohne dem gegenwärtigen Leben irgend ein Recht zu gönnen. Man kennt es unter dem Namen des Kirchhofes. Es ist auch einer. Die Grabmale deuten in ihrem zerstörten Zustande auf ein mehr als Vergangenes; sie sind Grabmäler von sich selbst.

In dem Hintergrunde sieht man, von einem vorüberziehenden Regenschauer umhüllt, magere Ruinen eines ehemals ungeheuren, in den Himmel strebenden Domes. Eine freistehende, spindelförmige Giebelmauer wird nicht mehr lange halten. Die ganze sonst gewiß fruchtbare Klosterumgebung ist verwildert, mit Stauden und Sträuchern, ja mit schon veralteten und verdorrten Bäumen zum Theil bedeckt. Auch auf dem Kirchhofe bringt diese Wildniß ein, von dessen ehemaliger frommer Befriedigung keine Spur mehr zu sehen ist. Bedeutende, wundersame Gräber aller Art, durch ihre Formen theils an Särge erinnernd, theils durch große aufgerichtete Steinplatten bezeichnet, geben Beweis von der Wichtigkeit des Kirchensprengels, und was für edle und wohlhabende Geschlechter an diesem Orte ruhen mögen. Der Verfall der Gräber selbst ist mit großem Geschmack und schöner Künstlermäßigung ausgeführt; sehr gerne verweilt der Blick an ihnen. Aber zuletzt wird der Betrachter überrascht, wenn er weit hinten neue bescheidene Momente

mehr ahnet als erblickt, um welche sich Trauernde beschäftigen, als wenn uns das Vergangene nichts ausser der Sterblichkeit zurücklassen könnte. Der bedeutendste Gedanke dieses Bildes jedoch macht zugleich den größten malerischen Eindruck. Durch das Zusammenstürzen ungeheurer Gebäude mag ein freundlicher, sonst wohl geleiteter Bach verschüttet, gestemmt und aus seinem Wege gedrängt worden sein. Dieser sucht sich nun einen Weg in's Weite bis durch die Gräber. Ein Lichtblick, den Regenschauer überwindend, beleuchtet ein paar aufgerichtete, schon beschädigte Grabestafeln, einen ergrauten Baumstamm und Stock, vor allem aber die heranfluthende Wassermasse, ihre stürzenden Strahlen aus dem sich entwickelnden Schaum.

Und so haben wir auch an diesem Bilde ein Beispiel, wie der reinfühlende klardenkende Künstler, sich als Dichter erweisend, eine vollkommene Symbolik erreicht und durch die Gesundheit seines äußern und innern Sinnes uns zugleich ergötzt, belehrt, erquickt und belebt.

51. Der Demüthige.

(Von Metzler.)

Die Demuth ist der Hoffart geradezu entgegengesetzt. Demüthig nennt man daher denjenigen Menschen, der die Vorzüge oder das Gute, das er an sich hat, nicht sich selbst, sondern der unverdienten Gnade Gottes zuschreibt. Der Demüthige denkt von sich selbst, d. i. von seinem eigenen Thun und Lassen nur gering; wenn er auch alles gethan zu haben glaubt, so spricht er dennoch: Herr, ich bin ein unnützer Knecht! Darum tritt bei ihm vor allem hervor eine innige Liebe zu Gott, eine tiefe Dankbarkeit und eine freudige Ergebung in seinen heiligen Willen. Im Nebenmenschen sieht er Brüder und Schwestern, mit ihm von gleicher Würde, wie er berufen den Himmel zu erringen. Seine Liebe umfaßt deßhalb auch alle Menschen, seien sie reich oder arm, vornehm oder gering, ohne sich nur im Geringsten über sie erheben zu wollen. Die guten Menschen insbesondere verehrt er hoch, stellt sie weit über sich und sucht ihre Tugenden nachzuahmen. Der Demüthige thut das Gute nicht um der Menschen, sondern um Gottes willen; deßwegen verachtet er Menschenlob; das Wohlwollen Gottes gilt ihm als das Höchste. Welch' erhabene Tugend ist demnach die christliche Demuth; ja sie ist die Wurzel aller Tugenden des menschlichen Herzens. Wo Demuth wohnt, da ist aber auch die Gnade Gottes. War nicht Maria, die demuthvollste Magd des Herrn, auch die, welche unter allen Geschöpfen am meisten Gnade vor Gott fand? War es nicht vorzüglich die Demuth, welche die Heiligen zierte, und sie so angenehm in den Augen Gottes machte? Den großen Werth der Demuth bei Gott zeigt uns aber insbesondere das Beispiel Christi selbst. Er sagte ja: „Ich suche nicht meine Ehre"; und wiederum: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig." Und so finden wir es auch in seinem ganzen

Leben, kein Mensch war ihm zu arm, zu niedrig, zu elend, ja, aus armen Fischern und verachteten Zöllnern wählte er sogar seine Apostel. Wie schön zeigte sich seine Demuth erst am letzten Abendmahle! Christus, der Herr, obgleich der Sohn Gottes, stand auf und wusch seinen Jüngern die Füße; er, den die Engel des Himmels auf den Händen zu tragen nicht einmal würdig waren, verrichtete also Knechtesdienste.

Diese Vorbilder der Demuth wollen nun auch wir stets vor Augen haben, damit auch wir uns in der Demuth so üben, daß sie unser ganzes Leben durchdringe. Dadurch bereiten wir uns dann ein wahres inneres Glück für die Tage dieser Erde, noch mehr aber das Heil für unser zukünftiges Leben, denn die heilige Schrift sagt ja: Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden." Die Gnade Gottes möge uns allen im Ringen nach dieser Demuth beistehen!

52. Der Zornige.

(Von Jost.)

Der Zorn rüstet alle äußern Glieder mit Kraft, vorzüglich aber waffnet er diejenigen, die zum Zerstören geschickt sind. Wenn überhaupt die mit Blut und Säften überfüllten äußern Theile strotzen und zittern, und die gerötheten rollenden Augen Blicke wie Feuerstrahlen schießen, so äussert sich besonders in den Händen und Zähnen eine Art von Empörung, eine Unruhe; jene ziehen sich krampfhaft zusammen, diese werden gefletscht und knirschen. Ueberdies schwellen noch, besonders in der Gegend des Halses, der Schläfe und der Stirne, die Adern; das ganze Gesicht erscheint in einer Glut, einer Verzückung. Seine Röthe ist die der Ueberfüllung mit Blut, nicht mehr die schöne Röthe des Verlangens, der Liebe; alle Bewegungen sind eckig und von der äussersten Heftigkeit; der Schritt ist schwer, gestoßen, erschütternd.

Der Zorn ist zusammengesetzt aus der Unlust über eine empfangene Beleidigung, und aus der Begierde, sich zu rächen. Diese Vorstellungen ringen in einem aufgebrachten Gemüthe mit einander und bringen ganz entgegengesetzte Bewegungen hervor, je nach dem bald diese, bald jene die Oberhand gewinnt. Bald ergießt sich das Blut in die äußern Theile des Zornigen; die Augen ragen hervor und werden feurig, das Angesicht roth; er stampft mit den Füßen, schlägt um sich und tobt wie ein Rasender: dies sind die Kennzeichen der herrschenden Begierde, sich zu rächen. Bald kehrt das Blut zum Herzen zurück, das wilde Feuer der Augen erlischt und sie sinken tief in ihre Höhlen; das Angesicht erblaßt und die äußern Glieder hangen kraftlos zur Erde: dies sind die untrüglichen Kennzeichen der herrschenden Unlust über die empfangene Beleidigung.

Wenn man sich die sämmtlichen Geberden des Zornes zusammendenkt, so kommt die zurückschreckendste, und wenn man noch den schäumenden Geifer hinzunimmt, der im

höchsten Zorne von den seitwärts geöffneten Unterlippen herabfließt, zugleich die eckelhafteste Häßlichkeit hervor, die dem ruhigen Zuschauer vor einer so verunstaltenden, zerrüttenden Leidenschaft einen tiefen Abscheu einprägt.

53. Geiz und Verschwendung.

(Von Hebel.)

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch. Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen. Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, so bald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt. Der Geizige kann, aber will es selten, der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr. Der eine macht sich Feinde, der andere erwirbt Freunde, die schlimmer sind als Feinde. Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen, diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Uebels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge, den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht, diesen der Kummer.

Nicht selten wird der jugendliche Verschwender noch ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische, und im eigentlichen Sinne lachende Erben.

54. Die Tyroler.

(Von Kutzner.)

Die Tyroler sind ein treuherziger, offener, frommer, vaterlandsliebender, tüchtiger, geschickter und heiterer Menschenschlag. Von Figur sind sie hoch, breitschulterig, kräftig. Die schönsten Tyroler sind die Zillerthaler, die stärksten die Passeier. Alle lieben Musik und Dichtkunst, sind freiheitsstolz und Freunde des Weidwerks. Die Fröhlichkeit ihres Temperaments gibt sich überall kund: von allen Bergen, hinter jedem Pflug, hinter jedem Fenster hört man's jodeln und pfeifen. Ihre Beschäftigungen sind Seidenzucht, Seidenweberei, Mais- oder Reisbau, Alpenwirthschaft, Weinbau im Süden, Getreidebau im Unterinnthale; Andere treiben Baumwollen- und Teppichweberei, Andere reisen in der Welt umher mit Handschuhen, Messern, Hosenträgern &c., wieder andere handeln mit Bildern, treiben Spitzenklöppelei &c. In einem Waldthale beschäftigt man sich seit dem

siebenzehnten Jahrhundert mit der Zucht von Kanarienvögeln, die man auch schön singen und allerhand Kunststücke lehrt. So zeigt sich der Tyroler zu den mannigfachsten Dingen geschickt und anstellig.

In seinen Belustigungen ist der Tyroler ein derber Bursche. Kegel schiebt er nur mit gewaltigen Kugeln, die er mit Leichtigkeit handhabt; dabei ist er Meister im Hosenrecken und Hackeln, wobei einer den andern am Mittelfinger faßt und an sich zu ziehen sucht, so wie im Scheibenschießen. Im Unterinnthale und Zillerthale sind die Robler oder Raufer zu Hause. Mit einem gellenden Schrei, den er in's Gebirge sendet, fordert der Robler seine unbekannten Gegner auf, welche den Schrei erwiedern und den Herausforderer aufsuchen. Bald stehen die kräftigen Männer einander gegenüber, den Stoßring von Eisen und Silber mit dem großen Knopf um die Faust geschlungen; Zuschauer haben sich eingefunden, welche die Rolle der Kampfrichter spielen. Jetzt beginnt der Kampf: Schlag folgt auf Schlag; es dröhnt, als müßten Arme und Brust zerschmettert sein. Aber die gewandten Fechter wissen den Schlag zu schwächen, aufzufangen, und erst nach langer Anstrengung und vielem Blutverlust erklärt sich der eine für besiegt, worauf ihm der Sieger die Feder vom Hute nimmt. Wer drei Federn am Hut trägt, erklärt damit, daß er es mit jedem Gegner aufnimmt.

Eine anziehende Erscheinung ist der tanzende Tyroler. Jauchzend, stampfend und klatschend dreht und kreiselt er sich mit künstlerischer Fertigkeit um seine Tänzerin. Seine dichterische Anlage offenbart er durch Gaßlreime, Trutzliedln und Mährchenerfindung; seinen Kunstsinn durch Ausschmückung seines Hauses mit zierlichem Schnitzwerk und buntem Anstrich. Seine Tracht ist nach den Orten verschieden, aber allenthalben malerisch. Der Innthaler trägt kurze dunkle Lederhosen und Strümpfe, welche das Kniee bloß lassen; ein breiter Gürtel umfaßt seine Taille, breite Hosenträger kreuzen sich über dem rothen Brustlatz, und zur kurzen Jacke paßt der große, runde, mit breiten Bändern geschmückte Hut. Auch die Tracht der Frauen ist verschieden, aber ebenfalls schön. Die Unterinnthalerin z. B. schmückt ihr frisches Gesicht mit einem hohen spitzen Hute, und legt über den kurzen Faltenrock einen stattlichen Latzen. Die Oberinnthalerin dagegen trägt einen grünen Filz- oder gelben Strohhut, ein grünes Leibchen, weiße Hemdärmel, und dem schwarzen Stutzen fügt sie ein zierlich geknüpftes schwarzes Halstuch und blaue oder rothe Strümpfe bei.

Solche Gestalten inmitten der Riesenhäupter der Alpen, prächtiger Thäler, Wasserfälle und Schneefelder, lieblicher Dörfer und Städtchen, stattlicher Klöster und Burgen, machen auf das Auge des Wanderers einen höchst wohlthuenden Eindruck.

55. Sicilianer und Neapolitaner.

(Von Friedrich Leopold, Graf v. Stolberg.)

Die Sicilier rühmen sich eines offenen, freien Charakters. Die Neapolitaner werfen ihnen entgegengesetzte Fehler vor, und eignen den Ruhm der Freimüthigkeit sich selber zu. Ich fand beide Nationen freundlich, zuvorkommend, nicht nur mit Höflichkeit, auch mit Wohlwollen, ja mit Vertrauen. Mir scheinen die Neapolitaner sanguinischer und froher; ernster, feuriger die Sicilier. Beide sehr reizbar, aber nach Verschiedenheit des Charakters. Brausender ist der Neapolitaner und auffahrend sein Zorn. Unbemerkt fällt ein Wort als Saame des Grolls in die Tiefe des sicilischen Herzens; und plötzlich enthüllet sich aus platzender Schaale die Frucht der blutigen Rache. Groß ist indessen der Unterschied des Charakters in verschiedenen Städten. Den Trapanesen wirft man am meisten Rachsucht vor. Liebe zur Freiheit ist den Einwohnern beider Königreiche gemein. Bei den Siciliern wie bei den Neapolitanern und bei den Italienern überhaupt haben die Fehler eines heißen Himmelsstrichs desto freieres Spiel, da der öffentliche und der häusliche Unterricht der Jugend auf eine nicht zu verantwortende Weise vernachläßigt wird. Wie unter diesem Himmel der fruchtbare Boden reich an mannichfaltigen Früchten ist, und an vielartigen Disteln von ungemeiner Größe, so ranken auch Fehler und Laster mit üppigem Wuchs aus dem Nationalcharakter dieser Völker, deren Anlagen und Fähigkeiten sehr groß sind. Wollust, Zorn, Rache, glühen mit des feurigen Temperaments ungekühlter Hitze. Ungereitzt scheinen sie nur wohlwollend.

Daher die freundliche und edle Gastfreiheit der Bewohner beider Königreiche. Daher die Sicherheit der Fremden in Rom, wo doch jährlich fünfhundert Ermordete gezählt werden, welche nicht als ein Opfer der Raubluſt fallen, sondern der Eifersucht, des Jähzorns, der Rache.

Schon ihre zarten Kinder zeigen heftigen Zorn; ihr Weinen ist begleitet mit Zeichen des Eigensinns und der Heftigkeit. Etwas von diesen Fehlern gehört vielleicht auf die Rechnung der geerbten Anlage und des heißen Blutes; aber wohl wenigstens eben so viel auf der Eltern Unvernunft und Heftigkeit im Betragen gegen die Kinder. Gewohnt mit Steinen zum Spiel zu werfen, wird der Knabe in jäher Wuth mit dieser fürchterlichen Waffe gerüstet. Wirft Jemand einen Stein nach einem Hunde, so werfen alle Knaben dem unglücklichen Thiere nach, und die Erwachsenen billigen diese böse Unart wenigstens durch Stillschweigen, ermuntern sie wohl gar durch Beifall. Ihre Behandlung der Thiere überhaupt beweiset rohes Gefühl.

In einem Lande, wo die Natur so freigebig, ist der Müssiggang natürlich. Der Nordländer arbeitet im Schweiße seines Angesichts, weil er starker Nahrung, warmer Kleidung, theurer Feurung bedarf, und gebranntes Getränke nicht entbehren will. Der mäßige Italiener und der Sicilier genießen einer leichten Nahrung, sie sind leicht gekleidet. Wiewohl ihre feurigen Weine in manchen Gegenden so wohlfeil sind, wie bei uns das

gemeine Bier, ist doch die Trunkenheit hier ein seltenes Laster. Ich sah in Italien einen oder zwei betrunkene Menschen, in Sicilien keinen. Unter mildem Himmel bedürfen sie weder einer dichten noch geräumigen Wohnung; selbst die Handwerker arbeiten mehrentheils auf der Straße. Ruhe und Schatten sind ihre natürlichsten Bedürfnisse, daher der Müssiggang. Aber so sehr auch dieser Entschuldigung verdient, so fürchterlich sind doch seine Folgen. Eine von diesen ist der Bettler Menge. Sie sind oft unverschämt, scheinen aber dem Reisenden noch mehr so, als sie es wirklich sind; man vergißt zu oft, daß die Lebhaftigkeit der Nation sich auch dem Bettler mittheilen müsse. Man wirft den Italienern und Siciliern Eigennutz vor; etwas von diesem Vorwurf mag schon gegründet sein, aber ich habe in allen Ständen Menschen von Edelmuth unter ihnen gefunden. Nicht selten ist es mir nnd meinem Reisegenossen begegnet, daß gemeine Leute für erzeigte Gefälligkeiten oder übernommene Mühe durchaus keine Belohnung annehmen wollten. Nach solchen Leuten, welche hauptsächlich von den Fremden leben, muß man nicht die Nation beurtheilen. Wie würde man sich irren, wenn man von dem Eigennutz mancher Wirthe und Fuhrleute in der deutschen Schweiz auf den Charakter der deutschen Schweizer, des edelsten Volkes auf Gottes Erdboden, schlösse!

In Ländern, wo die Natur vieles freiwillig, vieles für geringe Arbeit hervorbringt, mußten durch Eröffnung neuer Bahnen der Industrie die Menschen zur Arbeit gelockt werden. Hier wird die Ermunterung der Industrie oft durch Saumseligkeit der Regierung vernachläßigt, oft auch — und das ist noch schlimmer — durch widersinnige Sorgfalt gehemmt.

Lebhafte Phantasie, mißgeleitet durch schlechten Unterricht in der Religion, gebiert den Aberglauben. Dieser setzt leichte Uebungen an die Stelle gewissenhafter Erfüllung der Pflichten; sinnloses Gewäsch an die Stelle der Herzensreinheit und der Liebe. So befördert er die Unsittlichkeit und oft den Unglauben. Die Freigebigkeit der Natur und die Vernachläßigung der Erziehung zeigen sich im Gespräch der Italiener auf ihren schön gezeichneten, durch heftige Affekte aber verzogenen Gesichtern; an ihrer zu lauten, das Ohr ergötzenden, wiewohl rein tönenden Stimme; endlich an Vergleichung der Kinder mit den Erwachsenen.

Nirgends sah' ich unter dem Volke mehr schöne, mehr geistreiche Kinder, als in diesen Ländern. Schnell sind ihre ersten Fortschritte, bald aber werden sie gehemmt. Nirgends sah' ich so wenige Bucklige, so wenig von Geburt an mißgestaltete Menschen, nirgends aber so viel durch Verwahrlosung mißgebildete Kinder; nirgends so viel Einäugige, Blinde, Lahme, so viel Menschen mit verdorrten Händen, so viel Krüppel jeder Art, als in Italien und Sicilien; doch mehr in Italien.

56. Die Provence und die Provencalen.

(Von Tschudi.)

Die Provence ist das Paradies von Frankreich. Es ist ein Gebirgsland, das an's Meer und an die Rhone gränzt. Marseille und Toulon zeugen von dem Reichthum und der Blüthe des Landes. In uralter Zeit ließen sich schon die Griechen hier nieder. Später war Aix die berühmte Residenz der Grafen von Provence; hier waren die Schulen der Weisheit und der Bildung, aus denen berühmte Männer hervorgingen; am Hofe zu Aix lebten die französischen Minnesänger. Die Straße von hier nach Marseille führt über eine kleine Bergkette, die neben einem sieben Stunden langen Thale hinläuft. Aus den Wiesen längs des Weges steigen die angenehmsten Düfte in die Luft von Lavendel, Salbei und Rosmarin, welche hier wild wachsen. Man sieht blühende Rosengebüsche an der Landstraße, Wäldchen von Myrthen und Lorbeer. Ein Landhaus steht am andern. Hin und wieder blickt auf der Seite der Straße ein Dorf hinter einem Hügel hervor; Wirthshäuser sind überall genug, aber auch eine Menge kleiner Schilfhütten, in welchen Bäuerinnen aus den benachbarten Dörfern Erfrischungen feil halten. So gleicht die ganze sieben Stunden lange, vielbesuchte Straße einem fortwährenden Markte. Die Produkte der Provence sind: Wein, Oel, Feigen, Orangen, Kastanien und Kapern. Die Weine sind vorzüglich, besonders der gewürzhafte Muskateller, welcher an Pfählen und Querstangen gezogen wird. Damit die Sonne besser zukomme, werden Anfangs September die Stöcke entblättert. Bei den feinsten Sorten preßt man die Traubenbeeren ohne die Ratten. Der Oelbaum kommt nur in den wärmsten Gegenden fort, an manchen Orten in der Provence ist er so häufig, daß er ganze Wälder bildet. Im Frühlinge sind die Oelbäume dicht mit weißen Blüthen bedeckt, welche den angenehmsten Geruch verbreiten. Der Oelbaum erreicht die Höhe eines Nußbaumes und wächst sehr langsam. Er soll dreihundert Jahre alt werden. Wenn die Oliven abgepflückt sind und einige Tage gelegen haben, werden sie gemahlen und gekeltert. Das erste Oel ist das beste und es wird nur zu Backwerk verwendet; später gießt man Wasser auf die Kelter und schöpft das oben schwimmende Oel ab. Von Feigenbäumen gibt es ganze Alleen. Man treibt mit den Früchten einen starken Handel. Orangen gibt es besonders viel an der Meeresküste. Der Duft ist in der Blüthezeit so stark, daß er lästig wird und Kopfschmerzen erregt. Die Früchte reifen erst acht Tage nach der Blüthe; man läßt sie oft mehrere Jahre am Baume, damit sie vollkommen werden. Daher kommt es, daß viele Bäume das ganze Jahr lang mit goldrothen Früchten bedeckt sind, welche aber im Winter keinen Saft haben. Bei großer Kälte erfrieren die Orangenbäume, was indessen selten geschieht. Die Kastanien werden hier sehr dick, und der gemeine Mann benutzt sie, wie bei uns die Kartoffeln, zur täglichen Nahrung; man kocht einen dicken Brei daraus. Kapern gibt es besonders viel auf den Feldern bei Marseille und Toulon. Sie kommen

von einem kleinen Strauch, dessen Blüthenknospen, ehe sie aufbrechen, abgelesen und als Gewürz verwendet werden. Die Blume gleicht dem Jasmin, in der Schote befinden sich drei Kerne, die man wie Oliven einzumachen pflegt. Ein so warmes Klima, so schattige Gebüsche und so süße Früchte locken Schaaren von Vögeln herbei, daher in der Provence Rothkehlchen, Nachtigallen, Meisen, Grasmücken, Amseln und Drosseln in großer Menge gefangen werden.

Die Bewohner machen den Uebergang von den Franzosen zu den Italienern: sie sind gutherzig, aber derb und aufbrausend, kühne Seeleute, tapfere Krieger, zügellose Spekulanten! Wenn die Erndten gut ausfallen, so ist überall die heiterste Bewegung; Scherz und Lachen machen ihnen die Arbeit noch einmal so leicht. Bei festlichen Gelegenheiten ist überall Musik und Tanz. Alle sind dabei, Alt und Jung, Mann, Weib und Kind, entweder um selbst mit Theil zu nehmen, oder um zu sehen, wie sich die Andern vergnügen. So ausgelassen die Provencalen in ihrer Freude, eben so leidenschaftlich sind sie in ihrem Zorne, der leicht bis zur Wuth sich steigert. Dies haben sie in der Schreckenszeit der französischen Revolution öfters bewiesen.

C. Schilderungen.

57. Die Wiederkehr des Frühlings.

(Von Hirschfeld.)

Wie frohlockt die ganze Natur bei der Wiederkehr des Frühlings! Welches Leben in den erheiterten Lüften, voll von dem Triumphliede der Lerchen, auf diesen sich belaubenden Buchen, dort auf den begrasten Hügeln, wo hundert junge Lämmer springen; auf jenem See, wo die Sonne ihr wiederstrahlendes Antlitz spiegelt, in dieser ganzen vor uns ausgebreiteten Landschaft, deren Fläche von dem neuen Grün in abwechselnden Schattirungen geschmückt, und hin und her von den Scenen ländlicher Arbeiten wieder bedeckt ist! Welch froher vermischter Lärm rings umher! Wie die freien Bäche zwischen den Blumen rieseln, wie die Stiere den frischen Wäldern entgegenjauchzen, wie die mannichfaltigen Stimmen der Vögel, die unter dem blauen Himmel umherschwärmen, in das einförmige Rufen des Kukuks, der den Frühling ausruft, und in das Geschwätz der Frösche eintönen, unterdessen ein warmer West schmeichelnd unsere Wangen umfließt, und ein junger Geruch aus der Erde hervorathmet!

Ueberall ist Frühling! überall schallet die Freude des verjüngten Jahres und erweckt den Wiederhall. Was für eine Veränderung hat sich in allen Theilen ausgebreitet und wie allgemein ist die wohlthätige Güte des Wesens, das die Jahreszeiten in ihrer Ordnung abwechseln läßt, unsere Erde, die von ihrer Mühe ausgeruht hat, wieder mit Fruchtbarkeit und Freude schmückt, und die ganze Schöpfung bis in ihre geheimsten Tiefen belebt! Noch vor wenigen Wochen war die ganze Fläche der Erde mit einer kalten Unfruchtbarkeit und einer todten Stille überdeckt. Diese Thäler, die jetzt die Wonne des Auges sind, lagen in einer tiefen Trauer vergraben. Diese Berge, die jetzt ihr grünendes Haupt in die Wolken erheben, und an deren fruchtbarem Abhange die frohe Wollenheerde klettert, standen im hohen Schnee erstarrt. Diese belaubten Gänge, die jetzt der Nachtigall eine schützende Zuflucht geben, waren nackte Reiser und Zweige, die

unter der kalten Last des Winters lagen; diese Bäche, die jetzt mit lautem Gemurmel dahinhüpfen, waren mit einer eisernen Kette in ihrem Laufe gehemmt, der Nordwind heulte über Städte und Dörfer dahin, und schüttelte von seinen schrecklichen Flügeln Reif und Eis und Kälte und Verwüstung herab; die Schöpfung schien einem ewigen Tode übergeben zu sein. Aber kaum hauchte der Odem des Allmächtigen, so drang das Leben wieder in die Adern der erstorbenen Geschöpfe. Er winkte der Sonne, sich dem Erdballe zu nähern, und die Luft ward mit einer befruchtenden Wärme erfüllt. Das ganze Reich der Pflanzen empfand den wohlthätigen Einfluß, und seine belebten Säfte drangen in allen Theilen zu neuem Wachsthum hervor. Die Erde aber gebar in ihrem mütterlichen Schooße Gras und Kräuter und Blumen, ließ ihre Kinder hervorgehen und zeigte sie als ihre stolze Zierde. Die düstern Wolken verflogen, und der Himmel lächelte über das hervorsprießende Grün der Felder hin. Zwar verlor er noch oft seine frühe Heiterkeit und verhüllte seinen Glanz in Schnee und Hagel. Die zurückkehrende Kälte hemmte die Wirkungen der Sonnenstrahlen, und die noch schwachen Kräfte des Jahres waren in Gefahr, in ihrer Geburt erstickt zu werden. Die Hügel, auf welchen schon die Weide der Lämmer hervorgrünte, wurden noch einmal mit einem flimmernden Gewande überkleidet. Der erste Schmuck der sich belaubenden Fruchtbäume war noch einmal mit Flocken durchwebt, und die noch halb kahle und halb aufgeblühte Landschaft schimmerte unter dem Lichte, das hin und her die Wolken durchbrach, ein Gemisch von Grau und Weiß und Grün. Und wie oft sahen wir nicht die Lerche, die dem ankommenden Frühlinge in die wärmere Luft entgegensang, in einer traurigen Stille wieder heruntergleiten, ihre kleinen Flügel betrübt zusammenfalten, und vor dem täuschenden Wetter in das Winterlager zurückfliehen. Doch noch einmal ging die belebende Kraft von dem Vater der Natur durch alle Wesen. Die stärkere Sonne löste die kalten Ueberbleibsel des Winters auf. Und nun herrscht der siegreiche Frühling auf allen Hügeln, in allen Thälern, in allen Gärten. Alles ist von Reizen voll.

Erwachet nun, ihr Städter, zu den Freuden des verschönerten Jahres, und nehmet an ihnen auf dem Lande Theil Ihr alle, die ihr die Unbequemlichkeiten des melancholischen Winters getragen, euch vor unfreundlicher Näße und Kälte und den pfeifenden Nordwinden in euere Wohnungen verschlossen, und sie von Schneegestöber eingehüllt, und euere Fenster vom nächtlichen Frost erstarrt gesehen, vergesset nun die Unlust der rauhen Monate, verlaßt die Mauern der Stadt, und kommt in das Gefilde des Frühlings, wo überall Freude blühet, und der ganze Himmel mit einer neuen Heiterkeit lächelt.

Jetzt, in diesen Tagen, die der reinsten Luft heilig sind, jetzt muß ein jeder, dessen Herz fröhlicher Empfindungen fähig ist, dem städtischen Kerker entfliehen, und die Ergötzungen der Natur in der heitern Luft des Landes suchen. Alles regt sich vor Vergnügen, alles ladet die Bewohner der Städte ein, an den Freuden Theil zu nehmen, die der Frühling um die Hütten der Landbewohner ausgebreitet hat. Die Berge umher strecken ihr stolzes Haupt, das mit grünem Schmuck bekränzt ist, empor, und verkünden den Frühling; die Wälder reizen von allen Seiten her, und verkündigen den Frühling. Die Heerden, die weit umher die Weiden bedecken, lassen ihr Brüllen bis in die dumpfen

Mauern erschallen, und verkündigen den Frühling. Ja man hört die Lockungen der ganzen Natur, und der fühlende Theil der Menschen folgt ihnen. Ich sehe bereits die Freunde der Natur aus der Stadt entweichen, um in dem Schooße der mütterlichen Natur reine Freude zu schmecken. Die Häuser und Gassen der Stadt werden allmählig einsamer. — Ja, genießet die ganze Wollust des jungen Jahres, ihr edlen, zum feinen Gefühl gebildeten Seelen. Trinket mit vollen Zügen das süße Vergnügen, das der Vater des Frühlings überall für euch ausgießet. Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist!

58. Der Frühlingsmorgen.

(Von Schröder.)

Willkommen, holder Himmelsbote, o Frühling! willkommen sei mir sammt deinem freundlichen Geleite, den lauen Wassern, den sonnigen Tagen, den Blumen und Blüthen, mit denen du die Gärten rings, der Wiesen Teppich, Bäume und Sträucher schmückst! Eis und Schnee, die letzten Spuren des alternden Winters, sind nun verschwunden, und die Erde prangt wieder in ihrem Festgewande. Die befiederten Sänger des Hains und der Fluren kehren aus fernen Zonen zur verlassenen Heimat; die treue Schwalbe schwirrt in irrem Fluge durch die Lüfte und nistet wieder unter dem Schutz der gewohnten Bedachung; die Lerche steigt wieder zum Himmel empor und singt ihr trillerndes Lied; aus den Gebüschen am Rande des Wiesenbaches erschallt der Nachtigall schmelzender Gesang. Aus der Larve entfaltet sich der bunte Schmetterling und gaukelt fröhlich um die Kelche der Blumen und Blüthen. Im Schooße der Erde und auf ihr zieht wieder die Freude ein, und ich feiere mit der wieder belebten Natur den Sabbattag einer werdenden Schöpfung und wonnetrunken schauet mein Auge auf Hügel, Wald und Flur, wo sich freudig erwachtes Leben entfaltet. Des Zimmers Raum, in welches mich der eisige Winter fest bannte, wird mir zu enge; es treibt mich hinaus unter des blauen Himmels Zelt, an welchem die freundliche Morgensonne strahlt.

Entflohen bin ich jetzt den kalten Mauern der Stadt, in denen nur das geschäftige Treiben der Menschen rege ist, und wo kaum in einem Gärtchen hinter der Wohnung Einzelner ein mattes Bild des Frühlings sich zeigt. Wie frei und froh fühle ich mich hier in der Felder unbegränzten Räumen. Hier an diesem einsamen Plätzchen will ich mich lagern auf des jungen Grases schwellendem Grün. Hier hallt nur noch aus der Ferne her an mein Ohr der Stadt Geräusch und ich bin allein mit meinen Gedanken. Nur der goldschimmernde Käfer und die fleißige Biene, welche nebst der summendeu Hummel in jungen Blüthen schwelgt, umschwirren mich. Ihre benachbarten Schatten vereinigen hier über meinem Haupte die Linde und die Pappel, welche des Zufalls Hand neben einander gepflanzt hat. Vor mir öffnet sich das liebliche Thal, das langsam die

Welle des Flusses durchirrt, gleichsam als wenn er zögerte, es zu verlassen. Da unten weiden jetzt wieder der Rinder braune Heerden und dort drüben an dem Abhange des sanft sich erhebenden Berges klimmt die friedliche Heerde der Schaafe, und munter umspringen die Lämmer ihre Mütter, während der kluge Hund des Hirten überall hineilt, um zu verhüten, daß nicht eines der Thiere sich gelüsten lasse, auf dem benachbarten Saatfelde sich üppiger sproßendes Futter zu suchen. — Da vor mir durchschneidet mit dem Pfluge der rüstige Landmann die Schollen des Brachackers, während dort schon ein anderer, mit dem Saattuche gegürtet, in abgemessenem Schritte mit bedächtiger Hand den Saamen in die gleichen Furchen streut.

Dort reihen sich um den alten Kirchthurm der Dörfler ländliche Wohnungen, welche die weißen Birken und die niedrigen Weiden wie mit einem grünen Kranze umwinden. Knaben und Mädchen seh' ich jetzt von dort dem Anger zueilen, vermuthlich, um ihre kindlichen Spiele zu treiben, oder vielleicht auch, um ihren Eltern auf dem Felde in ihren Arbeiten beizustehen und ihre schwache Kraft zu üben für den künftigen Beruf. O beneidenswerthes Loos des Landmanns, wenn er, treu den väterlichen Sitten, in Einfachheit und Mäßigkeit sein Leben still und nützlich verlebt! Ihm spendet die Erde, welche er bebaut, ihre reichen Gaben, daß er und die Seinigen sich sättigen können an dem zwar ungekünstelten aber desto gesündern Mahle, welches die Arbeit gewürzt hat. Um wie Vieles seid ihr, friedliche Hüttenbewohner, doch glücklicher, als der reichste Prasser in der genußsüchtigen Stadt, der an sybaritischer Tafel schwelgt und den verwöhnten Gaumen durch erkünstelten Reiz kitzelt und dem doch keine Speise munden will, weil er nicht durch Arbeit und Thätigkeit das Bedürfniß der Stillung des Hungers weckt, sondern nur die übliche Stunde ihn zur Tafel ruft! So verlebt er, von Langeweile geplagt und im Müssiggange, seine ruhmlosen Tage und erniedrigt sich oft sogar unter das Thier, das in Speise und Trank das Maaß nie überschreitet. — Zwar erzählt von dir, o fleißiger Landmann, die Geschichte nicht große Thaten; deinen Ruhm verkünden keine prunkenden Denkmäler in Erz und Stein, aber der Segen deines Fleißes ernährt Stadt und Land, während die gepriesenen Großthaten der Helden oft Fluch und Verderben über die Länder aussäen.

Sieh dort! auch der Fluß belebt sich. Fischer schaukeln sich in ihren Kähnen mit plätschernden Rudern auf seinen sanften Wellen. Sie haben die silbernen Fische in ihren Netzen und in den Reußen, welche sie am Abend gelegt hatten, gefangen; jetzt aber fahren sie mit ihrer Beute, dem Zuge der Wellen folgend, um in der Nähe der Stadt zu landen und den reichen Vorrath an Fischen dem leckern Städter zu verkaufen. Wie ruhig jetzt der Strom seine Wellen dahingleiten läßt! Wie ganz anders erscheint mir heute sein Bild, als da er vor wenig Wochen seine schäumenden Wogen donnernd rollte und zürnend über seine ihm zu eng gewordenen Ufer ergoß und das ganze Thal in einen tiefen See verwandelte. Da, angeschwellt durch die Gewässer, welche der Gebirge Gießbäche, genährt von dem geschmolzenen Schnee und dem Eis des Winters, ihm zuführten, boten seine lehmfarbigen trüben Wellen ein Bild des Grausens, und Verwüstung verbreitete er um sich her. Die Glocken der friedlichen Dörfer, an denen er dahinbrauste,

riefen damals nicht die frommen Gemeinden der Christen zum Tempel des Herrn, die Worte des Evangeliums zu hören, nein, sie riefen die Bewohner des Landes, den von Wassersnoth Bedrängten beizustehen und ermahnten andere, sich, die Ihrigen und ihre Habe wo möglich vor dem Untergange zu retten.

So tobet oft die wilde Leidenschaft in des Menschen Brust und durchbricht in frevelnder Raserei die Dämme, welche die Vernunft gegen sie aufgeführt hat. Weinend verhüllt dann sein schützender Genius das Antlitz und wendet sich trauernd von ihm ab. Wehe dem Unglücklichen! er zerstört das Ebenbild Gottes in sich. Darum soll mein Wandel nicht dem in ungezähmter Wuth brausenden Strome gleichen, sondern vielmehr seinem still und sanft dahin gleitenden, rein schimmernden Gewässer, wie es jetzt meine Blicke schauen.

Dort aus der Stadt her, wohin sie die Früchte ihres Fleißes gebracht und das dagegen eingetauscht haben, was der Städter in seinen Werkstätten verfertigt oder der betriebsame Kaufmann aus fernen Ländern herbeischafft, kehrt eine Schaar von Landleuten zu ihrem Dörfchen zurück und eilet, um vor dem Mittage noch die Heimath zu erreichen, denn hoch schon steht die Sonne, ihre Strahlen fallen fast senkrecht, und kürzer werden die Schatten. Auch mich schützt nicht mehr, wie vorhin, das grüne Laubdach der Linde hier und der Pappel gegen ihren sengenden Brand. Darum will ich jetzt Abschied nehmen von dir, du trautes Plätzchen, und wieder zu meiner Wohnung eilen; oft aber werde ich noch zurückkehren zu dir und mich hier weiden an der herrlichen Fernsicht.

59. Das Gewitter.

(Von Ch. C. L. Hirschfeld.)

Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen, die Nacht überwältigt den Tag, die Lüfte heulen, die Wälder rauschen, die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit einem bangen Getöse umher; die Wellen der Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestümer fort; die scheuen Thiere fliehen in Felshöhlen, mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter Dächer und Bäume; der Landmann eilt nach seiner Hütte; Felder und Gärten werden verlassen; das Herz kämpft mit verschiedenen Leidenschaften, will seine Furcht verbergen, die in allen Gebeinen zittert, und arbeitet, sich mit Standhaftigkeit und Ruhe zu waffnen. Indessen wird die über die Erde ausgebreitete Ruhe immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt schon eine dumpfe Stimme die Drohungen des kommenden Donners her, dem Ohr immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das ganze Gewölbe des Himmels zu zerreißen; ein erschreckliches Krachen füllet den weiten Luftraum, die Erde bebt, und alle Echo in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlage des

Donners fahren die flammenden Blitze Strahl auf Strahl aus, durchkreuzen die schwefeligen Lüfte, schlängeln sich an den Spitzen der Berge herab, und werfen ihr Feuer in die ödesten Abgründe. Die Schleusen des Himmels lösen sich von ihrer Last und stürzen ganze Fluthen herab, und indem die Wolken unter dem Kampfe der Winde von einer Gegend in die andere sich fortjagen, tobet das wilde Geplätscher auf den dürren Erdboden herunter.

60. Die Anmuth der Natur nach einem Gewitter.

(Von Ch. C. L. Hirschfeld.)

Die finstern Gewölke zertheilen sich, bestrahlt von einem glänzenden Lichte; eine lächelnde Heiterkeit, die Alles erfreut, breitet sich am ganzen Himmel aus; sein blaues Gewand, von bunten Streifen durchwebt, bricht hinter dem zurückwallenden Vorhang hervor und spiegelt sich wieder auf den beruhigten Gewässern. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wiesen, von einem leichten Schimmer verfolgt; bald liegt die Landschaft in einer sanften Dämmerung, bald erscheint sie wieder in einem goldenen Lichte. Wie dort der schöne Bogen sich über den Horizont ausspannt! wie seine malerischen Farben in einem doppelten Abglanz spiegeln, und in der klaren Fluth des See's wiederscheinen! Das nahe, bejahrte Gebirge, das sein ehrwürdiges Haupt in die Wolken streckt, nimmt seine gewöhnliche Freundlichkeit an, verjüngt von der hellen Pracht, womit es der Bote des versöhnten Himmels überstreut. Die gekühlten Lüfte tröpfeln noch von einigen Regenstäubchen; die Gipfel der Berge und die erquickten Gefilde schimmern weit umher von der Nässe der Wolken; die Gebüsche blitzen im Sonnenschein von kleinen Sternchen, und regnen, vom gaukelnden West bewegt, von Neuem den zu schweren Reichthum der Tropfen herab; das Gras, die Blumen, die in einer traurigen Mattigkeit zu verwelken schienen, die ganze Natur fühlt die wohlthätige Erfrischung; alle Gewächse heben sich wieder empor, und das Grün der Felder reizt in einem hellern Schmuck. Die Wälder erneuern ihre Freude; Schaaren von Schwalben schwärmen wieder in fröhlichem Fluge umher; die Heerden schütteln die triefende Wolle, und blöcken vor Wollust; tausend kleine Stimmen schwirren in den Wiesen. Der Wanderer verläßt segnend das schützende Obdach, und setzt munterer seine Reise fort; der Bauer eilet erfrischt wieder zu seiner Arbeit; die Mädchen kehren in den anmuthigeren Garten zurück; Alles lebt von Neuem, Alles frohlocket über die Wollust der Kühlung, und alle Kräuter gießen Reichthümer von süßen Gerüchen aus.

61. Winterscenen.

(Von Hirschfeld.)

Wie verändert liegt die Landschaft am Morgen da in den weißen Schmuck des Reifes eingekleidet, und wie schimmert sie in dieser Pracht unter dem frühen Lichte des Tages! Die weite Fläche des Landes ist mit einer blitzenden Weiße überzogen; die Bäume scheinen die Blüthe des Frühlings nachzuahmen, und die Gebüsche zitternde Federn zu tragen; die Hügel erscheinen unter verschiedenen Farben und Gestalten, und die Scheiben der Fenster malen uns Blumen und Landschaften vor, oder romanhafte Bilder, welche die Einbildung belebt und die der heitere Morgenstrahl mit Röthe und Feuer durchgießt. Allein flüchtig sind die Schönheiten, die der Reif über das Feld verbreitet und bald zerschmilzt er von der Wärme der Sonne, und wird Nutzen, nachdem er Anmuth gewesen ist. Die Ufer beeisen sich; jede Nacht vermehrt die Verhärtung und erweitert das Gebiet des Frostes; der Strom wird langsamer, und das Rauschen dumpfer; die schwimmenden Eisklumpen stoßen an einander, verbinden sich, und überdecken das Wasser von einem Strande zu dem andern, wie mit einem krystallenen Pflaster, unter welchem der Fluß unbemerkt dahin schleicht, oder unwillig in leisern Klagen murmelt. Und was für schöne Schauspiele gibt nicht der Frost dem Auge! Der See gleicht einem glatten bläulichten Spiegel, auf welchem das Morgenlicht blitzt, ohne ihn zu durchwärmen; eine sanfte Brechung der Strahlen und ein ergötzendes Spiel der Farben erscheint auf der hellen Fläche, indeß die Ufer von den Schatten der danebenstehenden Bäume geschwärzt werden. Bald malt die Sonne auf dem Eise ihr Bild als eine glänzende Scheibe; bald läßt sie den ganzen krystallenen See in einem rothen Feuer brennen, daß das Auge kaum die Blendung ertragen kann. An jener Seite schwärmt die Jugend des Dorfes auf dem Eise umher; ein Haufe schwebt auf tönenden Schleifschuhen im geschickten Gleichgewichte so schnell, wie der Flug eines Pfeiles, umher, macht hier eine hurtige Biegung, und fliegt dort wieder in einer langen Strecke fort, daß die Blicke ihm kaum mehr in der Ferne folgen können, ein anderer jagt im rauschenden Schlitten herum, und Fröhlichkeit und Scherz und Gelächter herrschen unter den kleinen zerstreuten Schaaren. Auf dieser Seite lenkt der Landmann, der die Schätze des Feldes und der Wälder der Stadt bringet, seinen Wagen über den gefrornen See, um, gutthätig gegen seine Rosse gesinnt, ihnen den Weg zu verkürzen; da zieht der schwere Wagen knarrend über die neue eisige Straße, und die Pferde schlagen mit ihrem Huf auf das feste Wasser.

Fast jeder Morgen zeigt uns neue Werke des Frostes von mannichfaltigen Gestalten und Farben, die er in der stillen Nacht verfertigte. Das Dach ist mit silbernen Eiszapfen umhangen; der Wasserfall scheint nur zu rauschen, und Tropfen starren an Tropfen, indem sie fortfließen wollen; die vom Felsen herabfließenden Regenströme haben ihren Lauf vergessen, und bilden an den Wänden, an welchen sie sich ergossen, lange weiße Säulen, die dem Auge entgegenschimmern. Dann tönt die Erde unter dem Schritte des Reisenden

und jeder Schall bricht heller durch die kalte Luft. Vergebens senken sich die Strahlen des Mittags auf die versteinerte Erde herab, kaum fühlet sie die schwache Berührung des erwärmenden Lichtes, und wenn auch das Thal auf einige Stunden seine Härte erweichen zu lassen scheint, so wiederholt doch bald der Frost sein kaltes Blasen, und zwingt das, was die milde Sonne aufgelöset hatte, wieder unter seine rauhe Herrschaft.

Wie heiter und wie erfreuend geht nicht die Morgensonne über der beschneiten Landschaft auf, und scheint nicht ein hellerer Purpur die Tage des Sommers zu übertreffen? Wie spielt nicht ihr Glanz über die hellen Flächen hin, indessen hin und wieder ein feuchtes Gewebe der Nebel sich trennt, oder ein dunkler Dampf aus den Landhütten emporwallend verfliegt! Allein, welches Schauspiel kann schöner sein, als wenn die Sonne von der weißgekleideten Erde Abschied nimmt! Indem sie im Westen unter dem Gefolge brennender Wolken hinabzieht, so fangen die mit Flocken bestreuten Hügeln an zu erröthen; die helle Uebergoldung läuft von Berg zu Berg, und von Wald zu Wald, bis die weite Landschaft ihren Schnee mit einem heitern Purpur färbt, und die weiße Welt sich endlich zu einem strahlenden Feuer zu entzünden scheint. Allmählig verlischt die blendende Klarheit wieder; die leuchtende Röthe des Schnees geht in die matte Dämmerung über, und das Schauspiel, das unsere Augen entzückte, ist eben so flüchtig, als es prächtig war. Wenn bald darauf der Mond aus der stillen Höhe sein silbernes Licht auf die mit Schnee überdeckte Erde wirft, welcher Anblick, welche sanfte Erleuchtung, und welche angenehme Vertheilung der Schatten! Schwarz fallen sie von Bäumen, von Häusern und Hügeln auf die weiße Fläche, und indem sie einige Gegenden verfinstern, so erheben sich andre in einer silberfarbenen Erheiterung, und ein beständiges Licht scheint von den Höhen Besitz genommen zu haben. Still verbreitet indessen der Frost seine mächtigen Einflüsse; kein Hauch der Winde läßt sich hören; die weite Schöpfung ruhet; aus den Landhütten schimmern einige blinkende Kerzen matt dem Auge entgegen, indem an dem hellen Gewölbe des Himmels ein Stern nach dem andern hervorblitzt, und wo die Stürme den Schnee von dem gefrornen See verjagt haben, da spiegelt der Mond sein blasses Antlitz. Welche sanfte Belustigung für das Auge!

Wenn trübe Schneewolken den Tag verdüstert haben, so erscheint oft die Sonne, ehe sie von unserm Horizonte weicht, noch in einem heitern Abglanz und überstrahlt die weißen Flächen der Erde mit einem Purpur; dann nehmen alle Gegenstände auf eine kurze Zeit eine frohe Gestalt an, der Himmel zerfließt in eine stille Klarheit, und verkündigt eine hellgestirnte Nacht. Noch ehe die Sonne, die selbst erfreut über das reizende Schauspiel, das ihre letzten Strahlen in der beschneiten Landschaft bilden, zu verweilen scheint, ihren Abzug vollendet, zeigt sich schon der Mond als der Abgeordnete einer Königin, der in ihrer Abwesenheit die Herrschaft über die Nacht übernehmen soll. Hat sie sich entfernt, und ist der Schimmer, den sie von ihrem majestätischen Hinabzug in Westen zurückließ, verschwunden, so erhebt der Regierer der Nacht sich in einer höhern Pracht, verdoppelt seinen Glanz, und tausend Gestirne zünden rings um ihn her ihre leuchtende Fackeln an. Was für einen sanften Tag gießt nicht der Mond über seine ruhige Erde aus, und wie erfreuend ist der Anblick seines Lichtes, das in seiner hellen Rundung hin und wieder sich

mit leichten Schatten vermischt, je nachdem sich auf dem bewohnten Gestirne Berge erheben oder Thäler senken. Immer weiter fliegt er durch das reine Blau des Himmels hinauf, und keine Wolke trübt die Heiterkeit des unermeßlich ausgedehnten Gewölbes. Die milde Ueberschwemmung des Lichtes breitet sich über alle Flächen und Felsen und Wälder, und selbst in den Abgrund fließt die unumschränkte Klarheit hinunter. Die silberhelle Bestrahlung, von neuen aufgehenden Sternen immer mehr verstärket, wallet an der Spitze der Berge und Thürme herab, bildet einen ruhigen Schimmer, und durchgießt die Fenster der Stadt mit einem bleichen Tage.

Tausend an tausend gedrängt schimmern die Sterne in einer unabsehbaren Weite umher, und selbst das unbewaffnete Auge siehet an den letzten Grenzen des Himmels neue Gegenstände funkeln. Die Herrlichkeit der Schöpfung entwickelt sich ganz aus ihrer Dunkelheit; unzählbar leuchtende Welten, aus der ungemessenen Ferne herabblitzend, bedecken unsere kleine Erde mit Glanz, füllen das anschauende Auge mit Entzücken und den nachsinnenden Geist mit Erstaunen. In solchen Nächten die Seele zur Betrachtung der Wunder am Himmel zu erheben, und das Auge, nachdem es die angenehmen Scenen, die das Licht des Mondes auf der schneevollen Erde bildet, den Schimmer der bereiften Bäume, die anmuthige Vermischung des Glanzes und der Dämmerung, die sanften Brechungen der Strahlen in der ausgebreiteten Landschaft und auf den gefrornen Seen, mit Vergnügen beschauet hat, zu den strahlenden Höhen hinaufirren zu lassen und den denkenden Geist zu beschäftigen; dies ist eine der edelsten und angenehmsten Unterhaltungen, die ein vernünftiges Wesen in den langen gestirnten Winterabenden suchen kann.

62. Der Morgen und der Abend auf dem Lande.

(Von Hirschfeld.)

Schon entweicht der Mond mit seinem bleichen Gefolge; schon fangen am dämmernden Himmel die ersten Farben der Morgenröthe an aufzuglimmen. Allmählig verlassen die falben Schatten die Ebenen, und ziehen sich tief in die Nacht der Wälder zurück; an dem Gipfel der Berge wallen die Nebel auf und nieder, und scheinen unter einander zu streiten, wie sie vor der Ankunft der Sonne entweichen wollen. Der rasche Lauf der Flüsse, und die stille Fluth des Sees sind von einem Dampf bedeckt, der nach und nach an den angrenzenden Hügeln hinanzieht; indessen daß hin und her die Spitzen der Wälder und Landhäuser aus der Dunkelheit emporragen, dort der lange Gürtel grauer Gebirge, die sich mit dem blauen Himmel mischen, wieder erscheint, hier ein kühler Wind auf den schon erhellten Bächen schwärmet, im muthwilligen Spiel die kleinen Wellen kräuselt, und da im frischen Laube scherzend den Thau herabschüttelt. Ein sich immermehr aufheiterndes Purpurroth durchströmt die Wolken, und ein vorlaufender Schimmer der herannahenden

Königin des Tages spielet auf den Häuptern der Felsen und Hügel, welche die letzten Tropfen des Thaues empfangen, und weckt die ganze Natur, auf ihre prächtige Ankunft aufmerksam zu sein. Der ganze Ost entflammet sich; der Himmel glänzt von einem zitternden Lichte; die Stirnen der Berge glühen; über dem gewölbten Walde zerfließt eine liebliche Röthe, und weit umher schwimmen schon die Gefilde in einer goldenen Heiterkeit. Endlich erhebt sich dort die Sonne über den Horizont herauf, ein wallendes Feuermeer. Ihre Strahlen umleuchten alles; die weite Schöpfung fühlt ihre Gegenwart. Der Glanz des Lichtes blitzt auf den bethauten Fluren; die Wiesen schimmern im reichern Schmelz; die Blumen entfalten sich und spiegeln ihre benetzten Blätter vor der erwachten Sonne. Der West wälzt sich auf erfrischten Gewächsen; die Luft ist kühl. Die Lerche wirbelt ihr Morgenlied in beglänzten Wolken. Jede Schönheit der Natur enthüllt sich wieder, und ein Trieb des Vergnügens bemeistert sich aller Sinne. Ein zarter Dampf, der das Thal noch wie mit einem leichten Flor beschattete, verfliegt allmählig in der heitern Luft: die entfernten Gebirge nähern sich aus ihrem Duft dem Auge wieder, und alle unsere Blicke streifen in der erleuchteten Landschaft umher. Schon lange hat der Landmann, von der Stimme des Hahns geweckt, sein Lager verlassen, und munter bereitet er seine Feldgeräthe vor der Hütte, von hohen Eichen beschattet, und von nahen Wiesen umduftet. Am Eingange des Forstes steht der Hirsch, sieht den frühen Reisenden vorüberziehen, gafft ihn mit furchtsamer Verwunderung an, und rauscht in die sichern Gebüsche zurück. Die Thiere jauchzen dem jungen Tage entgegen, und suchen ihre Nahrung; der Hirt führt mit gemessenen Schritten die Heerde wieder zur Weide hin, und das Gebrüll der Rinder und der Klang der Schellen durchtönt den Weg; neben ihm springen die Schafe aus ihren Hürden hervor, und die Hügel umher antworten auf das Geblöck der Heerde und das Horn des Hirten. Indessen stimmen die Wälder in das allgemeine Konzert der Natur mit ein; hundert vermischte Stimmen frohlocken zum Herrn empor; der Landmann wetzt die Sense, mähet und singt; Alles ist Leben und Freude.

Ebenso unbeschreiblich sind die Annehmlichkeiten des Abends auf dem Lande. Die Hitze des Tages kühlet sich allmählig ab; das schmachtende Gras, die welken Blätter der Bäume und der Blumen heben sich wieder empor. Die Wiesen schwirren, die Wachtel singt ihr Abendlied im dichten Getreide, die Luft ist voll balsamischer Gerüche. Die Mattigkeit verschwindet und eine süße Empfindung des Vergnügens durchgießt die ganze Seele. Wie erquickend ist es nicht, unter dem kühlen Säuseln der Abendluft zu wandeln! Aber noch mehr Anmuth hat der Abend auf dem Lande. Die feurige Glut der Sonne sinkt im Westen, von ihr empfängt das ganze Sommerhaus eine feierliche Uebergoldung, und indem sie ihre letzten Strahlen auf die Berge hinstreut, ein blitzendes Licht durch die gebrochenen Wolken wirft, die Spitze des Waldes vergoldet, und sich in einer wallenden Rosenfarbe auf der Fluth malt, so verlöscht sie allmählig am Himmel, und verläßt ihn von einer sanften Röthe umflossen. — Und hier, welche prachtvolle Scene, die andere Länder nicht kennen, bildet noch dein Abendlicht, geliebte Schweiz! Deine in einer unabsehbaren Strecke fortlaufenden Alpen, die den hohen Himmel zu stützen scheinen, welche unnachahmliche Malerei der Natur empfangen sie beim Abschied der Sonne! Weit umher

schimmern zuerst die Spitzen, tausendjähriger Schnee kleidet sich in der heitersten Gestalt und ewiges Eis blitzt vom Golde. Bald darauf taucht die Natur ihren Pinsel in die höchste Purpurfarbe, und ummalet einige Minuten lang die obersten Gipfel, alle ihre stärker erleuchteten Abhänge fangen an mit zu glänzen, bis der weite Horizont, der sie umfaßt, in lauter Strahlen schwimmt. Weidet eure Augen an diesem Schauspiele, ihr Dichter und Maler, aber die Kunst muß vor der Natur erröthen. In wenigen Augenblicken nimmt sie ihre purpurnen Decken weg, und legt andere hin, die in einer gemilderten Rosenpracht schimmern, aber nicht weniger reizen. Nach und nach erbleichen auch diese in ein sanftes Blau, das hin und her noch von einer ermattenden Röthe durchwebt ist, bis die heitern Farben verlöschen, und ein sich allmählig verdunkelndes Violet aus einer Dämmerung in die andere übergeht und sich immer tiefer verhüllt, bis endlich die mit dem Himmel vertraulichen Höhen, die vorher im hellen Feuer brannten, von der allgemeinen Finsterniß überwältigt werden. — Jetzt hat schon die Abendglocke vom Thurm in das stille Dorf hingetönt, und in das weite Feld hin den Landmann in die Arme der Ruhe und seiner wartenden Geliebten zurückgerufen; willig läßt die müde Hand die Sense sinken, oder hält den Pflug ein, seine getreuen Gehülfen, seine Knechte und seine Stiere, werden ihrer Arbeit entlassen, er legt die Werkzeuge auf seine Schultern und wandelt mit langsamen Schritten zu seiner Hütte hin, aus welcher er nicht ohne Vergnügen von Ferne den Rauch in die Dämmerung emporwallen sieht. Am Eingange lallen ihm seine Kinder ihre Freude entgegen, oder der Knabe bringt ihm froh hüpfend eine gefangene Schwalbe, die der Vater gutherzig wieder fliegen lassen heißt; betrübt verliert er seinen angenehmen Raub, unterdessen tröstet er sich wieder bei der Abendmahlzeit, wohin er den Alten unter den häuslichen Erzählungen der Mutter begleitet.

Die Schatten senken sich aus den Wolken herab, lagern sich in den Ebenen und besteigen die Berge. Das Feld ist verlassen, nur einige Hirten, die sich zu muntern Liedern zusammen setzen, lassen sich noch aus der Ferne hören. Bei ihrem Liede steigt der Mond dort hinter dem dunkeln Wald hervor, alle Blätter spielen, so weit sein Licht schleicht, in einem sanften Schimmer, und der weiße Wiederschein zittert auf dem lauschenden Strom. In den Gebüschen, auf der Weide herrscht die Stille, der ausgespannte Stier ruhet und das Lamm schläft unbesorgt. Nichts regt sich mehr, als etwa das hohle Geräusch der Aare, die keine Ruhe kennt, oder ein kleines rieselndes Gewässer, und der Springbrunnen im Garten, oder das Lispeln der Bäume, oder Chloens Stimme, die, den Abend zu verschönern, ein Lied von Hagedorn oder Gleim zum Klavier singt, und über ihre süßen Melodien die einschlagende Nachtigall eifersüchtig macht. Der blasse Schimmer des Mondes, der in dem blauen Gewölbe über uns zu schimmern scheint, wird durch den Aufgang der Sterne erhöht, die hin und wieder zu glimmen anfangen, bis endlich der ganze Himmel von unzählbaren, bis in die Unendlichkeit angezündeten Lichtern funkelt. Welches Schauspiel! Stille Bewunderung faßt den Geist des nachdenkenden Weisen und süße Empfindungen durchströmen seine Seele, wenn er dem Schlaf einige Stunden entwendet, um die Schönheiten der Mitternacht und ihre flammenden Wunder am Himmel zu betrachten. Die Lichter streuen ihren Schimmer über das Feld, werfen über die eine Seite

jenes Berges eine sanfte Erleuchtung, und lassen die andere anmuthiger im Schatten liegen. Oft verschwindet der Fürst der Nacht unter den Verhüllungen vorüberwandelnder Wolken, dann trauert die weite Landschaft, dann schwimmen Hügel und Thäler in der allgemeinen Finsterniß unter einander. Bald aber tritt er mit erhöhter Heiterkeit hinter den zurückwallenden Vorhängen wieder hervor, und Alles lächelt von Neuem unter seinem versilbernden Schimmer. Dort glimmet noch durch die fernen Gebüsche eine Lampe, die vielleicht die späten Nachtwachen eines Weisen erhellt, der die Natur betrachtet, und dem Glück des Landlebens nachdenkt. Gelinde durchfließt der Thau die Luft, und die Nachtviole duftet lieblicher, verlorne Seufzer der müden Philomele regen sich noch im nahen Gebüsch, und erwecken eine zärtliche Wehmuth. Wie bald legt sich der Sturm der Leidenschaften in der Seele, da die ganze Natur schweigt, da selbst der Athem der Luft stille ist! Wie ruhig schließt sich das ganze Herz in sich selbst, und fängt an, sich in geheime Unterredungen mit sich einzulassen, bis der Schlummer sich auf's Auge senkt und holde Träume die immer wache Phantasie entzücken.

63. Der Abendstern.

(Von Jost.)

Sei mir gegrüßt, lieblicher Abendstern. Ja er ist hinabgerollt, der stolze Sonnenwagen, leichte Wölkchen folgten ihm nach und nun strahlst du wie ein bescheidenes Verdienst, immer heller je dunkler der Abend wird, am reinen Himmelsraume!

Vor deinem stillen Zauber öffnen sich die Blüthenkelche der Gesträuche, daß sie ihre Wohlgerüche ausstreuen, aus deinem sanften Strahle trinken die müden Gräser und Blumen Erquickung, daß sie flüstern und scherzen in traulichem Abendgespräch und sich im Thaue baden.

Du lockst die Käfer und die Abendfalter, daß sie hervorkommen aus ihren Grüften, daß sie schwirren um die Blüthenlauben und trunken werden von ihren Wohlgerüchen.

Du öffnest auch des Menschen Brust, daß die geheimen Gedanken, die Sorgen und Wünsche, die Hoffnungen und Sehnsuchten hervorgehen und ihn in Träumen umschwirren. Aber dein milder Schein besänftigt sie, daß Schmerz und Sehnsucht sanfter werden und Hoffnung und Verlangen in stilleren Wellen dahinfließen.

Wie du widerschimmerst im stillen Wasser, als wolltest du deinen Himmelsfrieden auch der Erde bringen! Ja immer stiller wird's umher, immer mehr deiner Brüder treten neben dir am Himmel hervor. Du aber gehst leisen Trittes deine Bahn, die Müden nicht zu wecken, die bei dem Silberscheine deines nächtlichen Lämpchens entschlummert sind. Gieß auch in meine Seele den Frieden deines Lichtes und deiner Milde, lieblicher Abendstern!

64. Der Rhein.

(Von G. B. Mendelsohn.)

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein. Nicht auf seine Größe, viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Wasserfülle, an kolossaler Ausdehnung ihres Gebiets; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwicklung; nicht einer sieht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint. In dem erhabensten und herrlichsten zentralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rhein ihre vollen tobenden Gewässer zusenden. Wo sie aus dem Gebirge hervortreten, da beruhigen und läutern sich diese ungestümen Alpensöhne in etwa fünfzehn der größten und schönsten Seen, unergründlichen, smaragdnen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umkränzt; einer fast wie das Meer, unabsehbar. Krystallhelle Fluthen entströmen diesen Seen in raschem, doch schon ruhigerem Lauf. Bald in einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin, durch lachende Fluren, an stattlichen Schlössern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lang aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strom, bis er die weite, schrankenlose Ebene betritt, und nun dem Schooße des Meeres zueilt, ihm mächtige Wasserspenden zu bringen, und sich dafür in seinem Gebiet ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten; an seinen Mündungen zimmert ein eben so freies, dabei reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden-Häuser, welche die fernsten Länder und Meere beschiffen und einst beherrscht haben.

Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, freie, gebildete Landschaften führte? Haben andere weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, immer volle, sich fast gleich bleibende Fluthen, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer von einander scheiden, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüberreichte. Mächtig und Ehrfurcht gebietend erscheint er, als ein bewegter Wasserspiegel, in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wäßrige Oede, mit nebligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittlern Europas. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien und das südliche Deutschland. Seine oceanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebene des alten Sachsenlandes ein, und führt zu den brittischen Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittlern Rheins, einem bergummauerten Centralgebiet, führen natürliche Wasser-

straßen durch lange enge Felsenthore zu reichen herrlichen Landschaften, tief in das innerste Deutschland und Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Rhein auf der rechten Seite, verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selber aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Beziehungen aller Orte zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden.

65. Der Eisgang.

(Von Jost.)

Monate lang hatte tiefer Schnee den Boden bedeckt und starrer Frost die Wasser erstarrt gehalten. Da brauste es in den Wipfeln der hohen kahlen Bäume, den lauen Thauwind ankündigend, der in einer Nacht über das Land kam. Wolken jagten am Himmel dahin und in Strömen schoß der schmelzende Schnee dahin in hundert Bächlein.

Aber noch stand das Eis, das den an der Stadt vorüberfließenden Strom als festen Boden bedeckte, unbeweglich, wenngleich schon trübes Wasser sich über demselben sammelte und an der Festigkeit seiner Rinde nagte.

Endlich ließ sich ein vielfaches Knirren und Knacken über demselben vernehmen; Menschen standen an den Ufern, mit Spannung den Aufbruch der Eisdecke zu erwarten und manche Vorkehrungen wurden getroffen für bedrohliche Zufälle der Ueberschwemmung und der Stockung des Eises.

Da mit einem Male erscholl — und es waren nur wenige Momente — ein mehrmaliges donnerähnliches Krachen, es sprang das Eis in tausend Sprüngen und in wenig Augenblicken setzte es sich in langsame aber zunehmende Strömung.

Jetzt wächst der Strom vor sichtlichem Auge, er steigt von Minute zu Minute, immer breiter wird seine Fläche, immer stürmischer seine Fluth. Bald hat er die höchsten Ränder seines Uferbettes erreicht und strömt daher mit immer jäherer Gewalt. In seinen trüben Fluthen wälzt er die gewaltigsten Blöcke von Eis, die mit donnerndem Krachen an den scharfen Stirnen der steinernen Brückenbogen und den Eispfeilern zerschellen oder sich übereinanderthürmen, bis sie von einem gewaltigern erschüttert und in die allgemeine Fluth mit fortgestoßen werden.

Jetzt tritt der Strom aus seinen Ufern. Sieh, wie rasch die Ueberschwemmung sich ausbreitet! Schon stehen die Höfe der niederen Stadt und dort die Felder unter Wasser und von den Uferweiden ragen nur noch die Spitzen hervor; die Brückenbogen sind erfüllt und schon schäumt und tost es an dem Brückengeländer empor. Immer wilder, immer grenzenloser ergießt sich, verbreitet sich die Fluth. Alles ein weiter See, so weit das Auge blickt!

Was klingt so schaurig durch das entsetzliche Tosen? Ach, die Sturmglocke ist's, die aus dem Dorf da unten erschallt. Gott stehe den Armen bei in dieser großen Noth! Ja wahrhaftig, die Gefahr wird groß! Die Uferhäuser sind verlassen, der Mühle geht das Wasser bis an's Dach und die Mühlräder starren kläglich nur mit ihrem obern Theile noch daraus hervor. Alles flüchtet und rettet, das Vieh wird aus den Ställen getrieben, und selbst unter den Dächern bergen sich die Bedrohten, in ihrer Angst um Hülfe schreiend.

Und sieh, das sind nicht Eismassen nur, die das Wasser mit sich wälzt! Ganze Büsche und Baumstämme, die es vom Ufer fortgerissen; doch nein, das sind Bretter und Balken, die Trümmer von zerstörten Wohnungen! Und hier — kommt da nicht eine Mulde und anderes Hausgeräth geschwommen? Ach, hier ein Schwein, dort sogar ein Schaf! Gott verhüte, daß der verderbliche Strom nicht auch Menschenleben gekostet hat!

Ein zu dem raschen Thauwetter hinzukommender warmer Regen vermehrte noch die Schnelle des Schneeschmelzens, leider aber auch der Ueberschwemmung.

Schon strömte es über die Brückengeländer hinweg und das Schlimmste war noch für sie zu fürchten. Das Schauerliche des Schauspiels litt keine Neugierigen mehr, nur von höher gelegenen Theilen der Stadt konnte es noch beobachtet werden. Eine beklagenswerthe Nachricht nach der andern durchlief die Stadt, der ganze untere Theil derselben war bis in die zweiten Stockwerke unter Wasser, und noch Schlimmeres stand zu erwarten. Und immer mehr strömt der Regen herab; immer düstrer ist der Himmel, immer höher steigt die Fluth und schon kommt die Nacht herbei, die die Wassernoth noch schrecklicher macht.

Gott, was soll aus den Dörfern werden, aus denen noch immer mehr die Sturmglocken schallen! Was wird aus der Stadt noch werden, wenn der Strom noch weiter steigt?

Eine bange, schreckensvolle Nacht verging, und als der Morgen wieder kam — da sah man weithin noch die zum strömenden Meere verwandelte Gegend. Aber schon wurden der Eisschollen weniger und kleinere, und auch der Balken, Bäume und des Geräthes, das er mit sich führte, erblickte man weniger. Fürchterlich brausend zwar schoß er noch immer; aber — Gottlob! er sank, und sank so schnell, als er gestiegen war. Die Gefahr war vorüber, der Himmel hellte sich auf und nach wenig Tagen war er wieder, obgleich noch immer mit hochgehender Fluth, doch in seine Ufer zurückgetreten, weithin das Bild der Zerstörung und des Schadens zurücklassend, den seine Wuth angerichtet hatte.

66. Schilderung einer Feuersbrunst.

(Von Ritsert.)

Welch eine Menschenmenge regt sich dort in den Straßen! Was bedeutet der Schrecken, die Bestürzung Aller, welche man deutlich auf ihren Gesichtern lesen kann? —

Ihre Blicke sind alle nach einem Ziele gerichtet. „Was gibt es? Was ist geschehen? O, antwortet mir Keiner auf meine Frage, will mich Niemand von der peinigenden Angst befreien?! — „Feuer! Feuer!“ rufen viele Stimmen mit einem Tone, der mir in die Seele dringt, und dumpf tönt das Schreckenswort: Feuer! nach. O Gott, ist mein erster Gedanke, wen mag dieses Unglück getroffen haben? — Es kann einer meiner Bekannten und Freunde sein, die jetzt um Hülfe und Rettung flehen, indem sie ihr Haus, ja ihre ganze Habe den grausamen Flammen überlassen müssen! — Dieser Gedanke beflügelt meine Schritte; ich will nicht nur sehen, nein, den Unglücklichen beistehen und retten, so viel in meinen Kräften steht. — Es ist das Haus eines armen redlichen Bürgers, der es sich sauer werden ließ, seine acht Personen starke Familie zu ernähren. Eine schwarze Rauchwolke steigt in Form einer Säule in die Höhe; endlich bricht die helle Flamme hervor, die um so größer und größer wird, je weniger bis jetzt zur Erstickung derselben gethan werden konnte. Jetzt kommt eine Spritze; doch ach! in einer so engen Straße kann sie die Flammen nicht erreichen und muß daher erst von der andern Seite des Hauses aufgestellt werden. Es ist ein fürchterlicher Kampf zwischen Feuer und Wasser, aber ersteres scheint immer die Oberhand zu erhalten. Jetzt stürzt schon das obere Stockwerk ein, und da noch nichts gelöscht ist, so muß man immer befürchten, daß das Nebengebäude auch in Brand gerathen wird, weßhalb von diesem alle Ziegel abgedeckt werden. Wie die Feuerbrände umherfliegen, wie sie, Alles verheerend, oft mitten in das Gedränge der Menschen fallen, und mehrere beschädigen! Dort ist die Frau des Abgebrannten mit ihren Kindern versammelt. Sie überzählt die Theuren, und ach! es fehlt ein kleines, sechsjähriges Mädchen. Gleich einer Wahnsinnigen stürzt sich die Mutter in die Flammen, um ihr Kind zu retten. Alles staunt die Heldenmüthige an und fürchtet für ihr Leben.

Plötzlich stürzt unter dem Geschrei der Menschen das Haus zusammen, und die Unglückliche ist mit ihrem Kinde ein Raub der Flammen.

O Gott! ist das ein Beweis deiner Güte und Liebe zu den Menschen, daß du diesen armen Mann mit seinen mutterlosen Kindern so in's Unglück stürzest? Solche Gedanken stiegen in mir auf; — doch Verzeihung, o Vater! flehte ich; verzeihe mir auch diese aus Uebereilung gesprochenen Worte, die bald dem Gedanken weichen: Du lenkest Alles zum Besten, Du wählest zur Erreichung Deiner Zwecke immer die besten Mittel; Du prüfest und besserst den Menschen oft durch Unglück und bist uns immer mit Deiner Hülfe nahe.

Die Gefahr war vorüber, das Feuer, ohne das nächststehende Gebäude in Brand zu stecken, gelöscht worden, und nur die Balken glimmten noch. Das dumpfe Geläute der Glocken ließ nach, die Fahne, die auf dem Thurme wehte, wurde heruntergenommen, und allmählig verlor sich der Zulauf von Menschen. Auch ich kehrte zurück in mein Haus und hielt noch eine Zeit lang meine Gedanken über jenes schreckliche Schauspiel wach.

67. Das Erndtefest.

(Von Ritsert.)

Schon rauschen neben dem Wege gold'ne Aehren mit ihren fruchtschweren Häuptern, schon sind emsige Schnitter und Schnitterinnen beschäftigt; schon blinken klingende Sensen im Sonnenglanze; bald ist der letzte Reichthum des Jahres in die Speicher gebracht; bald stehen Felder und Wiesen öd und leer. — Schwer beladene Kornwagen schwanken in das nahe Dorf; fröhliche Landleute begleiten singend dieselben, sich schon im Voraus auf das morgende Erndtefest freuend. Noch heute sammeln sie die schönsten blauen Kornblumen und knospende Feldrosen, um sich morgen mit duftigen Kränzen schmücken zu können. Aus den vollsten Aehren winden sie einen goldschimmernden Kranz, um ihn am folgenden Tage dem wackern Gutsbesitzer zu überreichen.

Eine rosig glänzende Abendröthe malet den westlichen Himmel mit Purpurglut und verkündet einen herrlichen Tag. Die fröhlichen Landleute eilen freudig zur Ruhe, und schon am frühen Morgen ist Alt und Jung beschäftigt, sich in die Festkleider zu werfen. Die jungen Landmädchen schmücken sich mit lieblichen Kränzen und Sträußen von würzigem Geruche. — Jetzt ertönt das Kirchengeläute, das heute mit feierlichem Klange die Herzen Aller rührt und zum Danke gegen Gott erhebt. Schnitter und Schnitterinnen reihen sich paarweise an einander und ziehen langsam in das freundliche Gotteshaus. Frische Blumengewinde umschließen die fröhlichen Paare, bunte Bänder und Tücher flattern in der säuselnden Morgenluft. Bald schließt sich die Pforte der schön geschmückten Kirche; bald herrscht in der jubelnden Schaar tiefes Stillschweigen. Der würdige Pfarrer rührt mit trefflicher Rede die Herzen Aller; in den Augen der Greise wie der Kinder zittert eine Dankesthräne, und fromm und andächtig blicken sie auf zu dem, der das Jahr mit seinem Gute gekrönt, der ihnen wieder auf eine lange Zeit das Leben gefristet hat, der sie mit reichem Segen überschüttet. Frohe Danklieder durchschallen den Tempel, und stille Gebete steigen aus ihm auf zu dem Herrn, der mit Wohlgefallen auf die unschuldvollen Frommen hinblickt.

Der Gottesdienst ist beendet; das junge Landvolk eilt nun in derselben Ordnung, wie es das Gotteshaus betrat, dem Hause des Gutsherrn zu. Dieser steht mit seiner wirthlichen Gattin und den beiden blühenden Töchtern vor der Thüre und empfängt den Zug mit ehrwürdig freundlichem Gesichte, ihn mit kräftigem Händedruck herzlich begrüßend. Seine Gattin führt die jungen Paare in das geräumige Haus, wo dieselben einen großen Halbkreis um die würdige Familie bilden. Das jüngste unter den Mädchen tritt schüchtern hervor, den goldenen Aehrenkranz haltend, geht bis zur Mitte des Kreises, verneigt sich ehrerbietig, beginnt eine kurze Anrede an das freundliche Ehepaar und überreicht seinen Kranz dem Gutsherrn, der in biedern Worten seinen herzlichen Dank ausspricht. Nun treten sie in die freundliche Stube, die festlich mit glänzend weißem Sande und bunten Blumen bestreut ist. Eine wohl besetzte Tafel lacht ihnen entgegen; Alle nehmen ihre

Plätze ein, und nach einem kurzen Gebete des Gutsbesitzers beginnt das mäßige Mahl. Nach demselben eilen sie alle in den geräumigen Saal, wo ihnen eine frohe Musik entgegenrauscht. Mit leicht hüpfenden Füßen durcheilen nun die muntern Jünglinge und Mädchen den Saal, und auch die Töchter des Hauses durchschweben an der kräftigen Hand junger Dörfler die bunten Reihen. Lange noch ist das fröhliche Völkchen beisammen; doch ehe der dämmernde Morgen heranbricht und die nahen Bergspitzen sich röthen, hat sich, nach dem Beispiele seiner Herrschaft, ein Jeder zur Ruhe begeben, um für das folgende Tagesgeschäft nicht untüchtig zu sein.

68. Der Jäger.

(Von Falkmann.)

Kaum beginnt der Oktobertag zu dämmern, so wird es in der Försterei lebendig; die Läden gehen auf, dem Schornsteine entquillt eine dicke Rauchsäule, und aus der rasselnd geöffneten Hausthüre springen bellend ein paar Hühnerhunde hervor. Bald ist das Frühstück drinnen verzehrt und der Förster tritt mit seinen Burschen, im kurzen Jagdkleide, die blanken Gewehre nebst der Weidtasche um die Schultern, aus der Wohnung. Sie schreiten rüstig durch den dicken Morgennebel, der sich in Tropfen an ihre Haare und Kleider hängt. Erst geht es zu den Dohnen im Unterholze, das jene nach Osten offene Höhe deckt. Man findet reichliche Beute in ihnen, und ein Knecht trägt einen Korb voll Krammetsvögel nach Hause. Jetzt beginnt in der angrenzenden Feldmarch ein Treiben. Jener mit Haselstauden und Schlehdorn bewachsene Hügel wird umstellt. Laut ertönt durch die herbstlich rauhe Luft das Geschrei und das Klappern der aufgebotenen, treibenden Landleute, vermischt mit dem Kläffen der Hunde und ihrer Führer kunstverständigem Zurufe. Aufgeschreckt aus ihrem Lager, stürzen verschiedene Hasen hervor. Schüsse fallen, Hunde springen hinzu, und das erlegte Wild belastet bald, ausgeweidet, die Taschen der Jäger. Nachdem nun noch zwei andere Dickichte abgesucht worden sind, sammelt sich Alles neben einer alten Eiche, um unter dem heiter gewordenen Himmel ein Mahl von Butterbrod nebst Wurst und Schinken, gewürzt mit einem Schluck gebrannten Wassers, zu verzehren. Man unterhält sich dabei von den Vorfällen des Morgens, lobt den einen Schuß, tadelt den andern, und auch Tiras und Waldmann, die schnellsten und geschicktesten unter den Hunden, erhalten ihren gebührenden Ruhm. Dann steht der geschäftige Förster auf, sendet einen Theil seiner Begleiter mit den geschossenen Hasen nach Hause und verfügt sich mit den andern wieder in den Wald, um kürzlich errichtete Klafter zu besehen, und neue Bäume mit dem Waldhammer zu diesem Zwecke anzuschlagen. Einige Köhler erscheinen und zahlen für das empfangene Holz; Arme aus der Gegend erhalten auf ihre Bitte Erlaubniß, Reisig aufzusuchen oder dürres

Laub nach Hause zu tragen. So vergeht der Nachmittag, und bald ist es Zeit, den Rückweg anzutreten. Nachdem der Jäger erst einen Trunk aus der Hubertusquelle unter jenem mit Rothtannen bewachsenen Felsen gethan, und in der Nähe desselben der Fährte eines Ebers nachgespürt hat, erschallt das Horn und ruft zum Abzuge. Unterwegs rauscht plötzlich auf einem Kartoffelfelde ein Volk Rebhühner empor — es knallt, und sechs Stück vermehren die Beute des Weidmanns.

Fruchtlos bleibt indessen sein Lauern auf Schnepfen dort in den Erlenbüschen auf dem Moore. Ist der Nebel am Abend nicht stark genug wiedergekehrt, oder hat sonst eine Störung stattgefunden, man bekommt keinen dieser Vögel zum Schusse. Doch zufrieden mit dem Ertrage des Tages, führt der Förster seine Leute nun nach Hause. Als sie wieder an der Thür des einsamen Waldhauses stehen, verhüllt schon dichtes Dunkel die Erde, aber gastlich leuchten die hellen Fensterchen. Bald sitzt, nach eingenommener Abendmahlzeit, der Förster am wärmenden Ofen und hört behaglich dem Winde zu, der in den Wipfeln der Ulmen saußt, und dem Geschrei der in ihnen horstenden Eulen.

69. Der Geizhals.

(Von Ritsert.)

Siehst Du ihn daher schleichen, den hagern Mann, von blaßgelber Farbe, mit gerunzelter Stirne und umsichtigem Auge? Das ist Harpax, der Nimmersatte, der reiche Geldvermehrer, der selbst zum Sklaven seines Reichthums herabgesunken ist. Wie er da einhergeht, hemmen seine Schritte unsichtbare Ketten, aus Gold zwar geschmiedet, aber lästiger als aus Eisen. Warum schleicht sein Tritt so langsam dahin? Denkt er über wichtige Geschäfte nach? Reifen ihm Entschlüsse zum Wohle seiner Mitmenschen? Keineswegs. Ihn quält eine stete Besorgniß, eine Angst, daß ihm sein todter Gefangener nicht entfliehe! Blick' ihn doch nur an, wie die Furchen seine Stirn durchziehen, wie des Alters Last ihn zu drücken scheint, während Andere noch lustig aufblühen in seinen Jahren! Was ist es denn, das vor der Zeit sein Haupt kahl gemacht, das alle Kraft ihm raubt, das ihm das Leben zur Bürde werden läßt? Sorgt er für sein verarmtes Hauswesen? Sucht er vergebens Unterhalt? Fast sollte man dieß schließen aus dem elenden Gewande, aus welchem jede Faser des Gewebes einzeln hervorschimmert, und auf dem keine Spur der wolligen Oberfläche vorhanden ist; aus der hohlen Wange und der hagern Gestalt, die der dürftigsten Nahrung zu entbehren scheint. Wahrlich, er könnte sein Haus beglücken und Tausende sättigen und kleiden, und zöge noch immer scheelsüchtige Augen an, so mächtig hat das Glück seinen künftigen Erben ausgestattet. Oder füllt Gram sein Herz? Hat er eines seiner Lieben verloren? Ist ihm ein hoher Gedanke mißlungen? Fand er sich an seiner Ehre gekränkt? Welche Vermuthungen! Nie kann

Gram in das eherne Herz bringen, das nur schlägt, wenn Geldstücke darin klingen, das wie eine Sparbüchse aufhört zu leben, sobald sie leer ist. Da findet nicht Liebe, nicht Freundschaft eine Seite anzuschlagen; nicht der Ehre mächtiges Streben mit seinen Freuden und Leiden wird daran erwärmt. Eine eisige Kälte stößt allen Sinn für Edles und Schönes und Erhabenes zurück. Bring' ihm den frohen Bericht von der Ehre seines Sohnes: er erschrickt, wo andere Väter in Freude schwelgen, und berechnet gleich: „Kostet er jetzt wohl noch mehr?" Ein alter Freund kommt an. Fliegt er nicht entzückt ihm an den Hals? Ach nein, er seufzt über das Gastrecht. Zeig' ihm ein kostbares Gemälde, ihn kümmert nicht, was es darstelle, wie es ausgeführt sei, wer der Urheber — wohl aber, was durch dessen An- und Verkauf zu verdienen sei. Ihm gilt gleich viel, wer das Land regiere, und wie es regiert werde; er seufzt nur über den Beitrag, den er zu leisten hat, denn er kostet ihn mehr, als Andere; er gibt ja einen Theil seines Lebens dahin. Willst Du ihn leben sehen, so suche ihn nicht in der Mitte der Gesellschaft, die ihm nur so viel werth ist, als sie an sich trägt; nicht in den Sälen der Kunst, die er verachtet; nicht in dem Kreise der Weisen, die das Beste des Staates erwägen, welches ihm als leerer Tand erscheint; — dort suche ihn auf seiner Kammer, wo er einsam in den Kasten blickt; und wenn Freude auch nur einen Strahl in seine Brust werfen kann, so geschieht es nur hier, wo er in seinem Elemente schwimmt. Störe ihn nicht in seiner Wonne, denn wenn er nur die Nähe eines Mitwissers ahnet, so ist er des Todes.

70. Die Mühle.

(Von Falkmann.)

Wie schön windet sich dieser klare Bach durch das dichte, von Blumen durchduftete, von Nachtigallen belebte Gebüsch! Ich will seinen anmuthigen Krümmungen folgen, neugierig, zu sehen, wohin sie den Wanderer führen werden. — Aber welches Geräusch schallt in mein Ohr! Hat ein Wasserfall den ebenen Lauf meines Baches unterbrochen und den stillen, plätschernden zu diesem Brausen genöthigt, das ich immer stärker vernehme? Nein! ich sehe es, die Menschen haben den Sohn des Berges zur Dienstbarkeit gezwungen, er muß ihnen eine Mühle treiben und ihnen ihr Korn zum Brode mahlen. Seht, hier schließen ihn statt der blumigen Ufer schon schnurgerade Mauern ein. Durch jene hölzernen Kasten ziehend, besucht er seine Mitgefangenen, die Fische. Dort aber hemmt eine Querwand von Balken und Brettern seinen Lauf, und nur durch einzelne von seinem Beherrscher, dem Müller, geöffnete Stellen darf er hinabspringen auf die Schaufeln des unten stehenden gewaltigen Rades, um es herumzudrehen durch sein Gewicht und durch seinen Fall. Seht! die durchsichtig-grüne Fluth ist in einen sprudelnden Silberstrom verwandelt, der, alles umher benetzend und bestäubend, sich zwischen den

alter-schwarzen, moosbedeckten Speichen der neuen Freiheit zudrängt, die ihm dort unten in der sonnigen Au winkt. Aber welche Bewegung, welches Getöse erregt der Sprung des Baches hier in diesem Gebäude! Ich trete hinein und sehe, daß das rastlos kreisende Rad seine gewaltige Welle durch die Grundmauer des Hauses streckt und in dessen unterm Geschoß vermittelst der hölzernen Zacken eines kleinen Rades eine dicke Eisenstange, die sich in der Decke verliert, in Schwung setzt.

Ich steige in das obere Stockwerk und nun zittert der Boden unter mir von dem Kreislaufe eines mächtigen, in diesem runden Kasten verborgenen Steines. Ich sehe die bräunlich-gelbe Körnerfluth aus einem andern, schwebenden Kasten, dessen beweglicher Boden durch einen vom schwingenden Steine geschüttelten Stab in steter Bewegung gehalten wird, immer neu zufließen. Dort ist ein drittes Behältniß, das der schüttelnde Beutel mit milchweißem Mehle füllt, während aus seinem Ende die gröbere Kleie strömt. Wie rasselt es, wie klopft es überall! Wie stäubt ein feiner Mehlstaub im ganzen Hause umher und pudert dem Müller und seinen Gesellen Gesicht und Kleider! Horch, da erschallt ein Glöcklein! Der Lehrbursch springt zu und gießt neues Korn in jenes hangende Gefäß. Zu gleicher Zeit öffnet der Geselle die Klappe des Mehlkastens und füllt jener erwartende Diener den Sack mit dem zarten Marke des Weizens. Vor der Thüre langen eben zwei Esel mit neuem Vorrath von Getreide an, und die Mahlgäste, denen sie gehören, treten grüßend in die Mühle.

71. Predigt der Pflanzen.

(Von Butschky.)

Die Blumen, Kräuter und alle Erdgewächse treten mit anbrechendem Frühling gleichsam aus ihrer Schlafkammer; sie haben ein neues Kleid angelegt und reden durch ihren lieblichen Geruch, ihre unterschiedliche Gestalt und ihre bunte Farbe mit uns, sprechend in ihrer stummen Sprache: „O ihr ungläubigen Menschenkinder, seht uns an, alle, die ihr Gottes Wort nicht glauben wollt! sehet uns, seine Werke an! Wir waren todt und sind nun lebendig geworden; wir haben unsern alten Leib in der Erde verwesen lassen und sind neue Geschöpfe geworden. So lernt nun von uns den alten Menschen aus- und den neuen anziehen; erneuert euch in euerm Schöpfer, welcher euer Ursprung ist und nach welchem ihr ursprünglich gebildet gewesen! Während ihr aber hier auf Erden wallet, sorget nicht für euern Leib, sondern lasset euern Gott, der uns so herrlich geziert, und alle Jahre mit neuem Schmucke ankleidet, heget, nähret und mehret, auch für euch sorgen. Sehet, wir geben euch alle unsere Kräfte, welche wir euch und nicht uns zu dienen empfangen haben; und alle Blättlein sind gleich den Zungen, welche Gottes Milde, Güte, unendliche Allmacht und gnädige Fürsorge verkünden."

Ich höre diesen Feldpredigern zu, ich glaube ihren stummen Worten, und trete alle meine Sorgen mit Füßen. So gehe ich nun fröhlicher meinen Weg, weil ich der väterlichen Fürsorge meines Gottes versichert bin, und verlange getrost zu sterben, weil ich nicht zweifle, mein Leib werde verklärt auferstehen, und das Verwesliche werde auch in mir anziehen das Unverwesliche.

72. Gedanken bei einer Quelle.

(Von Butters.)

Wer nur immer gesunde Sinne hat, der fühlt dieselben auf eine erfreuliche Weise in der Nähe einer Quelle in Anspruch genommen. Dieser saftgrüne Rand fasset das klarste Wasser ein, in dem ich abwechselnd die Farben und Gestalten des Bodens durchscheinen und mein, oder der nahen Weide, oder des Himmels Bild abgespiegelt erblicke. Ich schöpfe aus dem einladenden Brunnen und fühle mich durch die milde Kraft des Trankes erfrischt und gestärkt. Ich lagere mich und lausche dem räthselhaften Geflüster der sich fortdrängenden Wellen. Wo kommen sie her, diese Wellen? Wie fanden sie den Weg durch diesen Berg? Wie mochten sie sich in dem nackten, dürren Gestein sammeln und welche Kraft treibt sie in die Höhe? — so muß ich fragen, indem ich an dieser geheimnißvollen Werkstätte der Natur stehe. Wohlthätige Götter, friedliche Nymphen sind es, so antworten auf meine Fragen die Alten, welche einst an den ihnen heiligen Quellen diesen Göttern spendeten und opferten. Sie thaten das in dem tiefen Gefühle, welch' großes Wunder eine Quelle sei, und gewiß, wunderbar sind Gottes Werke. Du kleine Quelle, welch' große Wohlthat bist du für deine ganze Umgebung! Das frische Gras, die stolzen Bäume um dich zeugen davon; die Biene und der Schmetterling umschweben dich; der durstige Schnitter sucht dich in der Mittagshitze, die Thiere des Waldes am stillen Abend. Du leihest deine Kraft dem Müller dort unten im Thale und deine Fülle seiner Hausfrau und ihren Nachbarinnen zu ihren häuslichen Bedürfnissen. Wie dein Schöpfer gibst du ohne Rückhalt und ohne es aufzurücken. Wie viele auch kommen mögen, sie erschöpfen dich nicht, eben so wie deines Schöpfers Güte und Vermögen unergründlich ist, und wer auch kommen mag, du machst keinen Unterschied beim Geben. Wie dein Schöpfer die Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte, so tränkest du die giftige Schlange nicht minder, wie die arglose Taube.

73. Gedanken und Empfindungen bei dem Untergang der Sonne.

(Von Schröder.)

Es will Abend werden. Die gesättigten Heerden kehren zu ihrem Obdache zurück, und die Landleute verlassen schon hie und da ihre Arbeit; des Tages laute Geschäftigkeit ermattet; längere Schatten durchstreifen das Thal. Nicht mehr entsendet die Sonne feurigen Brand auf die schmachtenden Gefilde; denn sie steigt abwärts und eilet den westlichen Bergen zu. Wie schön strahlet noch ihr Bild! schöner sogar, als in den sengenden Stunden des Mittags. Rein und in mildem Glanze schimmernd prangt das herrliche Gestirn des Tages, ein Bild der fleckenlosesten Unschuld. Rein auch, so rein als du, hehre Sonne, soll mein Herz sein, ein Spiegel, den kein Hauch mit verdunkelndem Nebel umzieht, den kein Flecken verunstaltet. So will es der Gott, der mich und die Sonne erschuf, und allen seinen Menschen durch sein Wort verkündigte: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, ich euer Gott! Darum, so oft ich dich, scheidende Sonne, erblicke, mahne mich dein reinglänzendes Bild an meines Gottes Gebot, damit ich mich frage: ist mein Herz lauter und rein geblieben an diesem Tage? hat nicht der Hauch der Sünde, der bösen Lust es befleckt? habe ich mir nicht eine unerlaubte That vorzuwerfen? Und wenn ich mir dann sagen muß, daß ich mich verirrt habe, bethört durch der Leidenschaften und Begierden unheilige Triebe und daß der Spiegel meiner Seele nicht mehr in ungetrübtem Glanze strahlt; dann werde mir dein Anblick, du reinglänzendes Gestirn, eine ernste Mahnung zur Reue! Dann laß mich alle Kraft aufbieten, um wieder die Herrschaft über jede unlautere Neigung zu gewinnen und mich rein zu waschen von dem Flecken der Sünde, der an mir haftet. O wie glücklich ist doch der, welcher nie sich selbst verlor! Mit welch' einem seligen Gefühle kann er dir sich nahen, o herrliche Natur, du Heiligthum des guten Gottes, der Alles so herrlich erschuf, um seine Menschenkinder zu erfreuen! Aber nur dann können sie sich so recht deiner erhabenen Natur, du Meisterwerk des Ewigen, freuen, wenn sie rein sind und fromm; denn in deiner Mitte weht ja der Odem des ewigen, des reinen Geistes, der dich bildete; in dir fühlen wir seine heilige Nähe.

Tiefer schon ist sie gesunken, die leuchtende Sonne. Ihr scheidender Blick ist der Blick der segnenden Liebe. Wie vielen Millionen von Geschöpfen, Pflanzen und Blumen gaben ihre Strahlen heute allein das Leben! wie vielen gaben sie es gestern, die sie heute ausbildeten, denen sie Gedeihen und Wachsthum verliehen! Alles auf der Erde schaut zu ihr, wie zu einer liebenden Mutter empor; das Gras der Wiesen, der Blumen würziger Kelch, der grüne Schmuck des Baumes wendet nach ihr sich hin, die Leben und Wärme verbreitet. Mit scheidendem Auge wirft sie noch einen Liebesblick auf ihre Kinder, und es spiegelt sich ihr Bild in jedem Tropfen des Abendthaues. Diese Millionen Thauperlen, ich möchte sie die Thränen der Wehmuth und des Dankes nennen, welche ihrer Kinder Augen der scheidenden Mutter nachweinen. So folgt dem Edlen, der während

seines Lebenslaufs seiner Brüder Freund war, ihren Kummer in mitleidigem Herzen trug und nach Kräften zu lindern strebte, wenn er von der Erde scheidet, der Segensruf der Traurigen, die er getröstet, der Unglücklichen, denen er geholfen, und voll Wehmuth klagt es einer dem andern: der Edle, der Gute ist nicht mehr, der allen seinen von Noth gedrückten Brüdern ein helfender Freund war! Ach, vergebens sind unsere Thränen, unsere Gebete für seine Erhaltung gewesen! Fürwahr, wem solcher Nahruhm folgt, hat größere Ehre erlangt als der Held, dessen Namen prunkende Mausoleen feiern und dessen Siege mit dem Herzblute von Tausenden und der Verheerung ganzer Länder erkauft waren. Ach! sein Ruhm kostet zu viel, da für ihn das Lebensglück so vieler Unschuldigen zum Opfer fiel, welche das eiserne Rad seines Siegeswagens zermalmte. Darum will ich um den friedlichen Lorbeer, den schönen, ringen. Meinen Brüdern zu nützen, wo ich kann, ihr geistiges und leibliches Wohl treulich zu fördern, dieß sei die Aufgabe meines Lebens, damit auch mich einst bei meinem Scheiden ihr Andenken segne und auf mein Grab eine Thräne ihres Dankes fließe.

Wandle muthig die betretene Bahn! laß dich nicht irren der Thoren und der Neider Geschwätz! du wirst die Hindernisse, die sich deinem Streben entgegenstellen, besiegen, wenn du Ausdauer besitzest und dein Herz nicht wanken wird. Wehe dem unmännlichen Schwächlinge, welcher feig sich zurückzieht und nachläßt, so bald ihm nicht Alles so leicht und so schnell von Statten geht, als er es erwartet hatte! Heil aber dem, welcher mit kühnem Muthe den Stürmen selbst Trotz bietet, welche das Schicksal über seinem Haupte zusammenzieht oder die Ränkesucht boshafter Menschen rings um ihn aufthürmet! Laß sie über ihn hereinbrechen, er bebt vor ihnen nicht; sie entladen sich vergebens über sein Haupt, da er wie ein Fels im Meere fest steht, den die Wogen nicht erschüttern. Die Stürme verrauschen am Himmel des Lebens und ruhig gleitet wieder sein Nachen auf dem geebneten Spiegel der Wellen dahin; der kühne Schiffer landet im sichern Hafen und das Ziel der Fahrt ist erreicht. Und welches Sterblichen Leben wäre wohl frei von Stürmen und unangefochten von der Mißgunst und dem Neide? wen hinderten nicht oft in seinem Bemühen und Streben böswillige Widersacher? Hat aber der Redliche nur fest sein Ziel im Auge, so erreicht er es dennoch. — Siehe, wie jetzt die Sonne westliche Wolken umziehen! Aber bald wird sie wieder in voller Klarheit hinter ihnen hervortreten. Auch als sie die Mittagshöhe ihrer Bahn erreicht hatte, lagerten sich schwarze Wolken um sie, thürmten sich zu einem furchtbaren Ungewitter auf und verfinsterten das glänzende Angesicht des Tagesgestirns; aber siegreich kämpfte sie sich durch und leuchtete dann um so schöner am Firmamente. So sei dir die scheidende Sonne ein Bild siegreicher Beharrlichkeit; es ermuntere dich zur Ausdauer in dem, was du weise begonnen hast. Ein Blick auf sie zeige dir, daß es für den Beharrlichen kein Hinderniß gibt, dem er weichen müßte, und das im Stande wäre, seine Kraft zu brechen, seinen Muth zu lähmen.

Jetzt ist sie ganz hinabgesunken und hinter den westlichen Bergen verschwunden, die goldene Sonne, und die aufsteigenden Nebel wehen ihre Schleier dichter; die Lebenspulse der Natur scheinen langsamer zu schlagen; stiller und immer stiller wirds in Hain und

Flur; denn des Waldes Sänger suchen ihre Ruhestätten in dem schattigen Grün der Gebüsche und Bäume, und das Insekt selbst verbirgt sich in seinem Geklüfte; kaum noch summt hier und da trägen Fluges ein schwirrender Käfer durch die Luft. Bald wird auch der letzte Schimmer der von der scheidenden Sonne lichtgestreiften Wolken verschwunden sein, dann hüllt die Nacht die Erde in ihren weiten braunen Mantel. Aber auch die Nacht wird wieder nach kurzer Dauer verschwinden, und die Sonne, welche jetzt im Westen hinuntersank, erhebt sich triumphirend im Osten, um von Neuem Leben, Glück und Freude zu verbreiten. Darum sollst du mir, o Sonne, auch das Bild der fröhlichen Hoffnung sein. So werde auch ich, nach vollbrachter Arbeit der Lebenstage, wenn ich gekämpft und mich abgemüht habe und des Lebens satt geworden bin, hinabsteigen in das Grab, um auszuruhen von dem geschäftigen Treiben und den Wirren des Lebens; aber nach kurzem Schlummer werde ich wieder erwachen zu einem neuen, einem schönern Tage, um ein herrliches Dasein zu beginnen. Triumphirend werde auch ich einst auferstehen, wenn ich hier auf Erden einen guten Kampf gekämpft habe, und des Ueberwinders Krone wird mein Haupt umstrahlen.

74. Einsamkeit. (Aus einem Briefe.)

(Von Kornmann.)

Sei mir gesegnet, ruhiger Abend! heilige Stille, du Freundin ernster Gedanken! — Glänzend und majestätisch stand noch einige Augenblicke die Sonne am glühenden Horizont. Nun ist sie mit einem Male verschwunden, und mit ihr der goldene Widerschein und der Purpur an den emporragenden Felsen. So verschwindet der Glanz, so verschwinden die Freuden dieses Lebens. Augenblicklich sind sie dahin; sie verschwinden, indem sie glänzen. In der feierlichen Stille erhebt sich nun der volle Mond an der schweigenden Morgenseite empor und bescheint mit seinem entlehnten Lichte tausend Thränen, von denen die große Welt nichts wissen will. Nun so sei mir willkommen, stiller Abend! Dir seien die Stunden des Nachdenkens gewidmet, des Nachdenkens über Wahrheit und Tugend! „Einer jeden Sache", sagt ein weiser Mann, „ist ihre Zeit bestimmt, und alle Geschäfte unter dem Himmel haben ihren Augenblick." Nur ist es zu bedauern, daß das rege Verlangen des menschlichen Geistes, zu wissen, oder in die Zukunft zu sehen, sich gemeiniglich auf die Erde beschränkt. Ich habe aber gefunden, daß die bedeutendsten Augenblicke diejenigen waren, da ich am Ende des Tages, mir selbst überlassen, die großen und kleinen Erfahrungen überdachte, mit denen mich der hingelebte Tag gesegnet oder entrüstet hat; oder wenn ich zu dem gestirnten Himmel empor sah und überlegte, was Anaximander zu den Sternen deutend sagte: „Dort ist mein Vaterland!"

In solchen Augenblicken erheben sich Geist und Herz über alle Lehren und Leiden der Zeit hoch empor.

Da schweigt nun Alles um mich her, und in dieser beredsamen Stille breitet die Phantasie ihre gesammelten Schätze aus, und tausend Gestalten erheben sich in schnellem Fluge ohne da zu sein. Dennoch führen sie mich durch die Regionen des Himmels und der Erde, von einem Pole zum andern, von einer Aussicht in die andere, von der Vorwelt in die Zukunft, von dem Natürlichen bis in das Uebernatürliche, von Städten und Palästen bis zum armen Strohdach, von undankbaren Arbeiten bis zum Troste glücklich überstandener Leiden, von dem Bewußtsein einer guten Handlung bis zum Throne des Vergelters, von den Pflichten meines Standes zu glücklichen Aussichten, von den Werken der Liebe zu ihrer Krone, von der Zeit bis in die Ewigkeit.

O! es gibt gewisse wichtige Momente für den Menschen, und diese sind die Momente eines ruhigen Blickes aus der Welt in sich selbst hinein, und von da aus in das große Jenseits. Da sieht und hört er Vieles. Eine einsame Stunde kann große Dinge eröffnen. Soll das wichtigste Gefühl einer ewigen Zukunft keinen Augenblick haben? Thürme bis in die Wolken bauen und den Himmel vergessen, ist der äußerste Grad der Kurzsichtigkeit.

Oft habe ich dem Gedanken nachgehangen, wie es doch komme, daß jene großen Geister der alten und neuen Zeit, welche es sich herausgenommen, Gott auf seinem Thron zu bestürmen oder die Grundpfeiler der Religion zu erschüttern, dennoch wieder solche Aeußerungen und Maximen aufstellten, welche durch einen glücklichen Widerspruch nur dazu dienten, sich selbst zu widerlegen, und daß sie zu anderer Zeit von göttlichen Dingen wie Begeisterte sprachen, so daß man ihre Behauptungen selbst zur Vertheidigung der Religion gebrauchen konnte. Und es kam mir vor, als liege der Grund einzig in dem glücklichen Augenblicke stiller, ruhiger Besinnung, wo der Mensch von keiner Leidenschaft getrieben, entfernt von der Reibung der stürmischen Welt und der gesellschaftlichen Einwirkung, in stiller Einsamkeit die Sprache seines Gewissens hört. Wohl dem, dachte ich, der diese Stimme vernimmt, und das — tolle! lege! (nimm und lies!) nicht versäumt, wenn der Strahl der leuchtenden Vorsehung wie ein Blitz in seine Seele fährt! Mit dankerfülltem Herzen bekenne ich die Dienste, welche mir manche einsame Abendstunde geleistet hat, wenn ich, dem stillen Selbstgefühle überlassen, meine Gedanken, meine Handlungen und meine Erfahrung mit dem großen Zwecke des Menschen verglich, und als wahrer Freund meiner selbst — nicht alle Menschen sind sich selbst die besten Freunde — in mein Herz zurückkehrte, oder wenn ich die gesammelten Früchte des Tages durchsah. Die erste Residenz des Geistes ist die Einsamkeit. Ohne ihr Mitwirken bleiben Lektüre und Erfahrung unverdaut. Nur in ihrem Schooße haben sich edle Denker gebildet, und nur in ihrem Schooße ist ihnen ein schöneres Licht aufgegangen, das sie vermochte, ihre eigenen Werke zu widerrufen, nachdem sie die nur zu sehr verfeinerten Seifenblasen der irdischen Weisheit gesehen und in ihrem Wesen erkannt hatten. Nur in ihrem Schooße hört der Mensch jene durchdringende Sprache, welcher er sich so gerne entzieht. — Freund! verkenne den Werth der seligen Momente nicht, wo du in ruhiger Bestimmung über das

Wichtigste deines Daseins nachdenken kannst! Am großen Tage der Vergeltung, wo die Verdienste streng gewogen werden, hat die Entschuldigung kein Gewicht: „Ich habe nicht Zeit gehabt, an die Ewigkeit zu denken!"

75. Naturstimmen.

(Von Bechstein.)

Tausend Stimmen hat die Natur, aber nur eine Sprache in allen Ländern, über allen Meeren, unter allen Zonen nur eine Sprache, — eine Sprache, die zum Himmel erhebt, eine Sprache, welche die Seele entzückt. Ihr Ausdruck ist sanft, leise, aber auch stark und erhaben, ihre Töne sind Harmonie, ihr Klang heißt Wohllaut. Glücklich ist, wer ihr lauscht, und sie ist leicht verständlich! — Die Sprache der Natur ist biegsam und melodisch, ihr Gesetz heißt Bewegung, das Todte spricht nicht, ihr Wort ist das Leben. — Die Luft, dieses unsichtbare, gestaltlose Element, ist wie Gottes Hauch, wie Odem der Allmacht.

Lasset uns lauschen den heiligen Stimmen der Natur, vielleicht, daß sie uns Geheimnisse offenbaren, vielleicht, daß sie Beruhigung tönen in unsere Seelen und den Geist zur Erhebung beflügeln. — Labend umweht uns die Morgenluft. Ein sanftes Wehen und Rauschen zieht durch die Bäume, die blühenden Gräser flüstern, Halme neigen sich zu Halmen, Blätter zu Blättern; welch' wunderbares süßes Wehen! Das ist das Morgengebet der Schöpfung. Die Blätter glänzen, auf den Blättern und Blumen funkelt Thauglanz und Alles schwankt und schimmert, flüstert und rauscht fort und fort; es ist eine Frühlingshymne. Wir ahnen nur ihren Sinn und wagen ihn nicht zu deuten. Aber wenn im Herbst die Wälder dumpfer brausen, und stärker sich die Wipfel beugen, und pfeifend der Sturm über die Gefilde saust und um die Wohnungen der Menschen heult, das ist das Schlaflied der Natur, das sie der Erde singt, und die Erde ist dann wie ein Kind und huscht zaghaft unter die weiße Decke.

Melodisch murmelt die Quelle des Hains, die Ruhe sitzt neben ihr und lauscht dem Gesange der Wellen. Ihr Lied tönt von Freude und Friede, und die Vögel auf den Zweigen singen es nach in ihrer Sprache. Die Waldbäche rollen geschwätzig über die Steine, von Ort zu Ort erzählt die Welle der Welle, was sie gesehen, welche Ufer, welche Blumen, und was sie gefunden, mit sich geführt und wieder verloren hat. Es klingt wie Kindergeplauder, wie Gelispel der Unschuld. Aber der tiefe Fluß nimmt die geschwätzigen Bäche auf, da müssen sie schweigen lernen. Er gleitet hin in stolzer Ruhe, ernst und schweigend, und die Ufer spiegeln sich in ihm und der Himmel. Der Strom geht einen gewaltigern Gang; wie ein Kriegsheld eilt er dem Meere zu, weithin durch die Nacht schallt das Rauschen seiner Wogen, und ist er vollends angeschwollen von den Gewässern, die ihm die Schneeberge gesendet, da ist sein Rauschen ein Kampflied, ein

Schlachtgesang, und Verheerung gießt er aus über die Länder, und mit Donnerliedern begrüßt ihn der Ocean. An die Felsenküsten schlagen schallend und schäumend die Wasserberge, und die Ufer zittern von dem Schwall.

Ocean, deine Wogen singen Grablieder denen, die in deinem tiefen Schooße unter den ewig bewegten, grünen Fluthenhügeln schlafen! Sie haben schon viele Tausende eingesungen. Aber auch wenn spiegelklar das Meer ist, wenn kein Lüftchen es bewegt, wird doch über der ruhigen, stillen Fluth ein wunderbares Brausen vernommen. Keiner sieht, wo es entsteht; es ist der Geist Gottes, der über den Wassern weht.

In der Schweiz und in Tyrol und in andern hohen Gebirgen umtönt das Ohr des Wanderers ein liebliches geisterhaftes Flüstern; es ist nicht der Wald, von dem es kommt, es ist nicht der Bach, der plaudernd an ihm vorübergeht, nicht die Luft ist's, die ihn umfächelt, es ist das Geräusch der Wasserfälle in der Gegend umher. Das lispelt süß und lieblich und heimathlich, als wolle es ihn ewig fesseln. Darum regt sich in der Brust der freien Söhne der Berge das Heimweh. Ach! das ist gar eine sehnsuchtsvolle Naturstimme, ein lockendes Rufen, dem nicht zu widerstehen ist, und manches Herz ist schon gebrochen, weil es dem Rufe nicht folgen konnte. Aber vor dem Donner der schäumenden Wasserfälle zittert das Land, und ihr gewaltiges Brausen predigt mit starker Stimme von Gottes mächtiger Hand, welche die Welt bewegt, hält und trägt.

Eine grauenvolle Weissagung tönt über weißen Wolken bang und fürchterlich; still ist die Luft und drückt schwül, es ist, als wolle das Leben aufhören zu athmen; aber jetzt rauscht es heller in den Lüften, und der Sturm macht sich auf und fegt wirbelnd über das zagende Land, und nun prasselt es nieder, auf die warme Wange des Sommers drückt sich ein kalter Eiskuß; die Blätter flattern im Winde, die Blumen knicken, vernichtet liegt die Ernte. — Und aus der Wolke zuckt die schnelle Feuerschlange; sie hatte lange geschlummert, und sie beißt den Wolkenlöwen wach, daß sein Gebrüll die Festen des Himmels erschüttert; aber unten flackert schon die Lohe empor und wächst zum Riesen und will hinauf, der Dampf will Wolke sein.

Im Feuer ruhen gar gewaltige Stimmen und gar schreckliche, aber zu beschreiben sind sie nicht; eher noch ist der trauliche, heimliche Gesang der Flamme im Ofen zu schildern. Der Gesang spricht, wenn die Natur draußen stürmt und die Lüfte schaurige Melodien heulen, gar gemüthlich an unser Herz und regt es zum stillen Frohsinn auf.

Aber ob die Natur auch ihre Stimme vernehmen läßt aus Luft und Feuer, aus Erde und Wasser, Viele bleiben immerdar taub für ihren Schreckens- wie für ihren Liebesruf, ja den letztern verstehen sie am wenigsten.

Glücklich, wer der Sprache der Natur lauschet, glücklich, wer sie versteht, und sie ist leicht verständlich, sie spricht nur Einen großen Gedanken aus: „Es ist ein Gott!"

76. Der Gefangene, als ihm die Freiheit angekündigt wurde.

(Von Jost.)

O Freudenblitz, du trafst in's Mark! Ist's wahr, ist's Traum? Und hör' ich nicht die Worte süße Balsamtropfen noch in's Ohr mir träufeln? Und tönt ihr Echo nicht aus jeder Fiber meiner Seele wieder: Du bist frei? Frei! Wort der Unendlichkeit! Und nicht mehr schließt die Thüre sich mit dumpfen Schlägen hinter mir zu! O Luft, o Licht — wie schlürft die arme, matte, ausgelechzte Seele euch in langen, großen Zügen ein und wird nicht satt und satt. Die Last, die Riesenlast, die auf dem Herzen lag, sie ist hinweg, sie rollt von mir hinab bis in der Erde Tiefen.

O Gotteshauch der Freude! Wie dehnt sich das Gewölb und fliegt wie Sommerwolken auseinander zu reinem, blauem Duft! Und sanft geschwungne Brücken tragen mich wie unsichtbare Genien hinüber, und drüben ist's so heilig, und so friedevoll!

Gefangener Mann, ein armer Mann! Wie war das Herz erstarrt vom Winterfroste bis in das Innerste, und kaum noch schlich ein schmales, sieches Brünnlein — die Hoffnung an dem Bodengrund dahin. Du hast sie aufgesprengt, o großer Gott, die harten Fesseln; wie schmelzen sie vor deinem Gnadenhauch dahin und hoch schon schwellen meines Lebens Fluthen wieder!

Du hast mich, Welt, du blühende Natur! Wie will ich schwelgen in deinen Rosen, deinen Bäumen! Wie will ich schwärmen und die Wollust schmecken, zu schweifen, wo ich will, und keine Schranke, keine Zeit zu messen und zu denken!

Und ach, euch soll ich wiedersehen, die mir auf Erden alles sind! Ach eure Kummerthränen, sie drangen wie ein verstohlner Sonnenstreif in's nachtesdunkle Herz! O Vaterhaus, o Inbegriff des Süßen, das die Sprache nicht mehr nennt, — ich soll dich wiedersehen, so bald, so nah'!

Leb wohl, du öde Zelle, ich verlasse dich mit wehmuthsvollem Grauen! Mögest du nie wieder ein Opfer der Wahrheit in deinen Wänden bergen! Leb' wohl, du hartes Lager, auf dem der bittern Nächte ich so viel verseufzt! Leb' wohl, du alte Hofeslinde, die du mir deine herbstlichen Blätter an's Eisengitter gejagt! Ich Glücklicher, daß ich euch nimmer sehe!

Und du, erbarmungsreicher Gott, der du der Menschen Herz gelenkt zu meinem Heil, — verzeih', daß nicht die erste Regung meiner Brust ganz Dank sei, der dir allein gehört! Du schaust mein Herz, du hast es bluten sehn, du weißt auch, wie ich dir vertraut! Ach, daß mein ganzes Leben zu einem großen Dankgebet nur würde!

Ja, durch des Menschen, durch der Welt Geschick geht ordnend deine weise Vaterhand! Wie unergründlich zwar, doch sichtbarlich! Durch Leiden führest du den Menschen zu nie empfundnen Freuden und verklärest ihn; durch Kampf führest du die Welt zur Wahrheit und zur Freiheit hin. Nur die Thoren kennen dich nicht und die Stolzen!

Nur du hältst uns, tröstest uns, läuterst uns. In dir allein ist Glaube, Hoffnung, Liebe. In dir allein weht uns die Erde mit süßem, warmem Freudenhauche an; unsere Hoffnung steht auf dir wie die Morgenröthe auf den Bergen.

So nimm mich wieder, Welt, mit deinen Leiden, deinen Freuden! An deine Brust werfe ich mich mit neuem Lebensmuth. Fließt hin, ihr Thränen der Wehmuth und ihr Freudenthränen!

D. Abhandlungen.

77. Sechs Sprüchwörter.

(Von Hebel.)

1. „Rom ist nicht in einem Tag erbaut worden.“

Damit entschuldigen sich viele fahrläßige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und vollenden mögen, und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet, und nicht abgelassen, bis es fertig war, und der Hahn auf dem Kirchthurme stand. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so.

2. „Frisch gewagt, ist halb gewonnen.“

Daraus folgt: „frisch gewagt ist auch halb verloren.“ Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: Wagen gewinnt, wagen verliert.“ Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein muthiges A gesagt hat, ein besonnenes B und sein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst, und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren.“ Hannibal

3. „Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“

Mancher, der nicht an dieses Sprüchwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen. „Manches glänzt nicht und ist doch Gold“, und

wer das nicht glaubt, und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohl bestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Geld verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht, und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist gerade da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simmri (Sester) Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelein zum Vorschein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede: das Dukatenmaaß sei kleiner, als das Fruchtmaaß.

4. „Einmal ist Keinmal."

Dies ist das erlogenste und schlechteste unter allen Sprüchwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens Einmal und daran läßt sich nicht abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Leben lang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen; Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen, und wenn der Dieb erhascht und gehängt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist Zehnmal und Hundert- und Tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprüchwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht.

5. „Ende gut, alles gut."

Ist nicht so zu verstehen: wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich dreihundertvierundsechszig Tage lang bengelhaft auf, und am einunddreißigsten Dezember werde manierlich. Sondern es gibt Leute, die manierlich sein können bis an's Ende, und wenn's nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die Andern denken's auch. Für diese ist das Sprüchwort. Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder bös sind, kann erst das Ende lehren. Z. B. du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Straße gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund — oder du bist in der Lehre, und meinst manchmal, der Lehrer sei wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher; oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brod nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert. Dann lehrt das gute Ende, daß alles gut war.

6. „Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt."

Z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: guten Morgen! Wenn sich Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließet: gute Nacht. Wenn du eine Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm

dich in Acht, junges Kind, oder altes Kind, und kehre lieber wieder um. Wenn du am schönen Maitag im Blüthenduft und Lerchensang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: Sei willkommen in meinem Schloßgarten! Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen, und naß in den Augen, und denkst, ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: Merkst du, wer bei dir ist? Oder du gehst an einem offenen Grab vorbei, und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformirt bist, und sagt: Gelobt sei Jesus Christ! Also grüßt Gott Manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

78. Morgenstund hat Gold im Mund.

(Von Ritsert.)

Dieses Sprüchwort soll bedeuten; die Morgenstunde ist für den Arbeiter die beste Zeit und bringt Segen. Die Morgenstunde wird hier personifizirt, d. h. als eine Person dargestellt, die als solche auch einen Mund hat, und die einem Jeden, der sie liebt und mit ihr umgeht, Gold schenken kann. Gold bezeichnet hier aber etwas sehr Kostbares und Wünschenswerthes überhaupt, da die meisten Menschen stets nach diesem edlen Metalle streben und es sich sehnlich wünschen. Wenn du — dies sagt das Sprüchwort — etwas vor dich bringen willst, so stehe früh auf! Die Wahrheit dieses Sprüchwortes ist sehr einleuchtend. Wenn man gut geschlafen hat, so ist man des Morgens am geschicktesten und tüchtigsten zur Arbeit, und Alles, was man nur vornimmt, geht alsdann am besten von der Hand, wenigstens weit besser, als später am Tage, wo die Kräfte schon wieder im Abnehmen sind, und manche Zerstreuungen uns von der Arbeit ablenken. Wer sich nur gewöhnt recht früh aufzustehen, dem wird auf diese Art der Morgen lang; ihm bleibt viel Zeit zum Arbeiten, und er kann daher schon mehr als der Langschläfer, der diese Zeit in träger Unthätigkeit zubringt, vor sich bringen und schon mehr Geld oder Gold verdienen. Bildlich ist aber, wie schon oben bemerkt wurde, hier Gold nicht gerade als solches zu verstehen, sondern überhaupt als ein kostbarer Gegenstand menschlicher Wünsche; daher sagt das Sprüchwort auch: Wenn du es in einer edlen Wissenschaft, Kunst oder Geschicklichkeit weit bringen willst, so stehe frühe auf, verlasse frühzeitig das Bett, um dafür thätig zu sein, und du wirst dein Ziel erreichen.

fange frühe, schon in der Jugend zu lernen an!

79. Man soll auf ebenem Wege keinen Hügel suchen.

(Von Ritsert.)

Darin steckt mehr als eine gute Lehre für Junge und Alte, Vornehme und Gemeine. — Gleich vorn herein sieht das Sprüchwort aus, als sei es ein Bruder von dem: „Wo nichts ist, hat der Kaiser selbst sein Recht verloren", und das könnte auch damit gemeint sein, aber es steckt mehr dahinter. — Es ruft uns zu: „Seid zufrieden." Wandelt auf dem ebenen Weg der Zufriedenheit durch das Leben, sucht keine Goldhügel; denn ihr findet doch keine!" Wenn Einer sein erträgliches Auskommen hat und auf einmal anfängt, sein Einkommen der Lotterie zuzuwenden, so ist das Glück des Gewinnes der von ihm gesuchte Hügel, den er nicht findet, wohl aber Vertiefungen und Risse, über die er stolpert. — Ferner ruft uns das Sprüchwort zu; „Seid einträchtig!" Es gibt Leute, die immer und überall Händel suchen, die ohne Zank und Streit nicht leben können. Die brechen die Gelegenheit zum Streit vom Zaune ab; sie suchen auf ebenem Wege Hügel. — Deßgleichen sagt das Sprüchwort: „Laß' das Heimweh nicht in dir aufkommen, wenn deine Verhältnisse dich an einen Ort binden, wo dir ein wenig unbehaglich zu Muth ist, sonst fühlst du ein doppeltes Mißvergnügen; schicke dich in Zeiten, Ort und Menschen, oder lerne es, dich überall in diese drei zu schicken! Dann wird dir das „Wo es mir wohl geht, ist mein Vaterland", einleuchten. Wenn du in Leipzig spazieren gehst, so suche auf ebenem Wege keinen Hügel, sehne dich nicht nach dem Thüringer Wald; denke nicht: wie ist es dort so schön! Wenn du in Berlin bist, mußt du die sächsische Schweiz nicht suchen; auf der Lüneburger Heide nicht die Tyroler Alpen. — Endlich sagt das Sprüchwort: Seid thätig!" Erwartet nicht, daß euch die gebratenen Tauben in den Mund fliegen sollen. Erwartet nichts vom Ungefähr und Zufall: das Ausserordentliche ereignet sich nur selten; darum eben ist es ausserordentlich. Als Don Quixote mit den Windmühlen focht, suchte er auf ebenen Wegen Hügel. Denkt immer, daß wir Hügel und Berge genug finden auf dem Lebenswege, die wir nicht suchen und nicht mögen, und doch übersteigen müssen. So viel vom ebenen Weg' und Hügel.

80. Hopfen und Malz verlieren.

(Von Seger.)

Von jeher haben die Menschen, selbst die rohesten Völker, ein anderes Getränk, statt des ihnen von Natur in hinreichender Menge angewiesenen Wassers, sich zu bereiten gesucht. Ihre Versuche dabei knüpfen sie an die in ihrem Lande vorgefundenen Mittel;

im Süden kelterte man die Trauben zu Wein, der alte Preuße bereitete sich aus Honig und Wasser den köstlichen Meth, der Asiate läßt seine Pferdemilch zum geschätzten Kumiß gähren, aus der Frucht der Obstbäume verschaffte man sich den weinartigen Cider. Alle diese Getränke sollen außer ihrer Kraft den Durst zu löschen, noch eine andere als die, den Wohlgeschmack zu reizen, besitzen, nämlich diese, den Geist anzuregen und zu berauschen, daher haben sie den Namen geistige Getränke erhalten. Auch der alte Bewohner Germaniens war in der Kunst, ein wohlschmeckendes und berauschendes Getränk zu bereiten, nicht unerfahren. Durch Quellen in heißem Wasser und durch Dörren der aufgeweichten Körner verwandelte er seine Gerste in süßes Malz, brauete dieselbe über dem Feuer und wußte den Wohlgeschmack seines Gerstensaftes durch Hinzusetzung von Hopfen zu erhöhen. Von jenen Zeiten an, als die Römer Deutschland kennen lernten, bis auf den heutigen Tag, ist dieser Gerstensaft das Lieblingsgetränk der Deutschen geblieben. Wenn der Verfertiger aber die gehörige Sorgfalt nicht anwendet, dann mißräth das Gebräu, der Geist, die berauschende Kraft des Getränkes verflüchtiget, und die Kosten, welche die Anschaffung des Hopfens und Malzes verursachten, sind verloren, es ist kein geistiges Getränk.

Diesem Ausdrucke haben die Menschen allmählig eine bildliche Bedeutung gegeben. Hatte Jemand seine Mühe an die Entwicklung einer geistigen Kraft gewendet, mit Sorgfalt den Funken des Geistes im Anderen zu entzünden sich bestrebt, dabei keine Arbeit gescheut und war dennoch der Geist nicht entwickelt, das Feuer der Seelenkraft nicht entzündet worden, — dann sprach er im Unmuthe, es ist Hopfen und Malz verloren, d. h. alle Sorgfalt, Kosten, Zeit sind vergeblich angewendet, der Mensch ist keiner geistigen Erhebung fähig.

81. Kein Blatt vor's Maul nehmen.

(Von Seger.)

Es wird von den alten Deutschen erzählt, daß sie, um ihrer Stimme in der Schlacht einen stärkeren und fürchterlichen Ton zu geben, ihre Schilder sich vor den Mund gehalten haben, und ein kleiner Versuch, mit vorgelegter Hand zu rufen, wird es bestätigen, daß die Kraft der Stimme nach der Seite, wohin der Ruf erschallen soll, verstärkt werde. Aber auch undeutlicher wird der Ton der Stimme, besonders die Rede, wenn man sich etwas, und wäre es auch nur ein Blatt Papier, oder ein Baumblatt vor den Mund hält. Daher siehet man nicht selten Schüler, die einen Verweis von ihren Lehrern erhalten, und andere Menschen, die sich in ähnlichem Falle zu ihren Vorgesetzten befinden, ein Blatt vor den Mund nehmen, um den unteren Theil ihres Gesichtes zu verbergen. Der Grund davon kann zweifacher Art sein. Entweder sie lächeln zu dem Verweise, und um diese Bewegung des Mundes zu verheimlichen, verdecken sie denselben, oder sie gehen in

ihrer Nichtachtung des Verweises so weit, daß sie demselben sogar widersprechen. Da sie es aber doch nicht wagen, die Worte ihres Widerspruches deutlich auszusprechen, so murmeln sie dieselben wenigstens unter dem vorgehaltenen Blatte hin; so daß der Verweisende sie eben sowohl für eine Entschuldigung, als auch für einen Widerspruch aufnehmen kann, oder in der That gar nicht vernimmt; sie selbst jedoch ihrem Aerger über die tadelnde Behandlung des Vorgesetzten, wenn auch ihnen selbst nur verständlich, Luft gemacht haben. Wer aber sein Lächeln oder seine Widerrede bei einer harten Begegnung des Anderen gar nicht verbirgt oder verschweigt, sondern sich ohne Rücksicht äußert, der nimmt kein Blatt vors Maul. Statt Maul hört man auch wohl, wenn in der edleren Sprache die Redensart gebraucht werden soll, das Wort „Mund" anwenden; aber das Wort Maul will zugleich die böse, oft beleidigende, sich selbst schadende Gewohnheit einer unschicklichen, bisweilen gröblichen Widerrede andeuten.

Diese sinnliche Bedeutung der Redensart ist nach und nach erweitert, und überhaupt von einem Menschen gebräuchlich, der seine Zunge nicht zügelt, sondern geradezu von Jedermann, ohne Unterschied der Person, seine Herzensmeinung, oft zum eigenen Schaden, ohne Hehl ausspricht. Man pflegt nicht gern mit einem solchen Menschen umzugehen, weil er nicht leicht freundschaftliche Verhältnisse von amtlichen unterscheidet, und was bei jenen angenehm sein kann, bei diesen lästig macht.

82. Gute Bäume tragen zeitig.

(Von Butters.)

Man sagt wohl: vox populi vox dei, und hat schon viel Mißbrauch mit diesem Worte getrieben. Es hat aber auch seine Wahrheit, und wenn wir Sprüchwörter als eine vox populi annehmen müssen, so haben wir gleich ein Zeugniß für diese Wahrheit, denn: ein Sprüchwort, ein wahr Wort. So auch unseres. Es beruft sich auf eine Thatsache in der Natur: gute Bäume tragen zeitig — und macht damit eine Anwendung auf den Menschen: gutgeartete Menschen bewähren sich schon frühzeitig als solche, ihre schönen Eigenschaften kommen frühzeitig andern zu gute, sowie umgekehrt schlimmgeartete frühzeitig durch schrankenloses ungeordnetes Wesen ihre Umgebung stören, ärgern und verwunden, oder so wie nach dem Sprüchworte sich frühzeitig spitzt, was ein Dorn werden will. Der Vergleich eines Menschen mit einem Baume, auf dem unser Sprüchwort beruht, ist eine sehr geläufige Metapher. Beide sind von Haus Wildlinge, und müssen veredelt werden; beide bedürfen vieler Pflege; beide wachsen allmählig zu ihrer vollen Ausbildung heran; beide haben vielerlei Anfechtungen; beide kommen auf sehr verschiedenen Boden zu stehen; beide bringen sehr verschiedene Früchte; beide haben unter sich gute und schlechte, fruchtbare und unfruchtbare.

Wenn nun ein biblisches Wort behauptet, daß ein guter Baum nur gute Früchte trägt, ein guter Mensch nur Gutes thut, sagt und denkt, so ist unser Sprüchwort eine Erweiterung des Bibelwortes; es behauptet, daß er nicht nur lediglich gute Früchte, daß er sie auch bald bringe. So heißt es von dem zwölfjährigen Jesus: er war seinen Aeltern unterthan und nahm zu, wie an Alter so an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen, — eine Schilderung, die uns zugleich angibt, worin die Früchte jugendlicher Tüchtigkeit bestehen, nämlich in dem freudigen Gehorsam gegen göttliche und menschliche Gesetze. Und wenn in dem Musterbilde des menschlichen Geschlechtes diejenigen Eigenschaften hervorgehoben sind, welche Allen zukommen sollen, so ist der Knabe Alexander ein Beispiel, wie auch diejenige Tüchtigkeit, die für gewisse Lebenskreise befähigt, sich frühzeitig offenbart. Er spricht mit den persischen Gesandten über Land und Leute, Mittel und Wege, er zähmt das wilde Roß Bucephalus, was den Bereitern seines Vaters nicht gelungen war; er verschmäht die Genüsse des Körpers und die Ehren, die er mit Sophisten und Klopffechtern theilen müßte, und versteht in seinem sechszehnten Jahre, der Stellvertreter seines Vaters zu sein. Natürlich! Tugend und Tüchtigkeit sind von Gott gegebene Lebenskräfte, wie sollten sie irgendwo ihr Dasein verläugnen? und was sollte sie hindern auch in jungen Naturen zu wirken, wenn der Wille des jungen Menschen sich ihrem Antriebe hingibt?

Möchte auch in uns so früh und so stark das Gefühl unseres Berufes als Bürger unseres Vaterlandes und als Bürger des Himmelreiches leben, wie in den beiden genannten Beispielen.

83. Worträthsel.

(Beispiel der Erklärung.)

(Von Ritsert.)

Räthsel. Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen? Doch ziert's des größten Kaisers Hand. Es ist gemacht, um zu verletzen; am nächsten ist's dem Schwert verwandt. Kein Blut vergießt's, und macht doch tausend Wunden; Niemand beraubt's und macht doch reich. Es hat den Erdkreis überwunden; es macht das Leben sanft und gleich. Die größten Reiche hat's gegründet; die ält'sten Städte hat's erbaut; doch niemals hat es Krieg entzündet; und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

Erklärung. Dieß ist der Pflug, den Viele als ein ganz gewöhnliches Werkzeug wenig beachten, der aber von dem Kaiser von China — dem bevölkertsten und nächst Rußland auch seinem Umfange nach größten Reiche des Erdbodens — jährlich an einem bestimmten Tage zur Hand genommen und geführt wird. Um nämlich den Feldbau in hohen Ehren zu halten, wird in China jedes Jahr ein großes Fest gefeiert, bei

welchem der Kaiser mit eigenen Händen ein Stück Feld umpflügt; dasselbe thun auch die Prinzen und höchsten Beamten des Reichs. — Offenbar ist der Pflug gemacht, um zu verletzen, um nämlich den Boden aufzureißen und zu durchwühlen, und die Pflugschaar hat ihrer scharfen, meist metallenen Schneide wegen nicht geringe Aehnlichkeit mit einem Schwerte. Der Pflug vergießt übrigens, trotz dem, daß er so viele tausend Wunden reißt, kein Blut, und ohne irgend Jemanden seines Eigenthums zu berauben, bereichert er den fleißigen und verständigen Landmann, der seine Felder mit demselben bearbeitet.

Der Ackerbau, welcher ausser vielen andern Erfindungen insbesondere auch die Erfindung des Pfluges veranlaßte, gewöhnte die Menschen, die früher von der Jagd, vom Fischfange oder von ihren Heerden lebten und deßhalb unstät und wild von einem Orte zum andern zogen, an feste Wohnsitze und an eine ruhige, friedliche Beschäftigung; er zähmte und milderte die Wildheit und Rohheit und wurde die Grundlage eines geordneten und geregelten Lebens, besserer und sanfterer (milderer) Sitten, und der Bildung des Menschen überhaupt. In dieser Beziehung heißt es in dem Räthsel, der Pflug habe den Erdkreis überwunden und das Leben sanft und gleich gemacht. Eben darum, weil der Pflug (Ackerbau) festere Wohnungen nöthig machte und die leichten, beweglichen Zelte der Nomaden verdrängte, ist er auch der Gründer von Dörfern, Städten und Reichen; er gesellte den Menschen zum Menschen und stiftete zunächst kleinere Menschenvereine, aus welchen nach und nach größere Verbindungen und Staaten erwuchsen, in welchen sich Viele zur Förderung gemeinsamer Zwecke vereinten. So lange die Menschen ein umherschweifendes Leben führten, war die Gründung von Städten und Staaten unmöglich. So viele Staaten und Reiche der Pflug aber auch gestiftet hat, so ist dieses doch nie durch grausame, blutige Kriege geschehen; der Pflug ist keine Waffe zum verheerenden menschenmordenden Kampfe, sondern ein Werkzeug des beglückenden Friedens, und fördert die Wohlfahrt des Volkes, welches den Ackerbau fleißig betreibt. Wie wichtig und segensreich ist also die Erfindung des Pfluges! Mit Recht sagt darum der Dichter (Schiller): „Heil dem Volke, das ihm vertraut!“

84. Bedeutsamkeit der Berge.

(Von Joh. Emanuel Veith.)

Wenn dem Menschenherzen ein inniger und mächtiger Zug zu jenen Berghöhen eingepflanzt ist, welche als Zinnen und Thürme der Erde über die dichtere Atmosphäre hinaus zum großen Weltraume streben, wenn ferner auch Derjenige, der über alle Welten wachet, solche Höhen erwählt hat, um den Werken seiner Offenbarungen zum geschichtlichen Schauplatze zu dienen, so wird sich nothwendig die Frage uns aufdringen, worin der Grund dieses Vorzuges zu finden sei, der den höhern Orten der Erde vor den Niederungen ver-

liehen ist. Und die Antwort wird sowohl aus den Gesetzen der Natur selbst, als aus der auf ihrem Boden wurzelnden Menschengeschichte, und endlich aus der Auffassung jener höheren und geistigen Würde hervorgehen, welche das Wesen des Menschen und seine Bestimmung bezeichnet.

Soll demnach die Bedeutsamkeit der Berge zuerst aus rein natürlichem Gesichtspunkte erkannt werden, so tragen und befestigen die Urgebirge, als Säulen der Erde, auf ihrem Felsengrunde und Rücken alles andere Gestein und Geschiebe, sammt dem fruchtbaren Lande und seinem Pflanzenwuchse, und heben als Zeugen der uralten Vorzeit ihre Riesenhäupter über die Wolkenregion, von wo sie ernst herabschauen zu den wandelbaren Menschen, von welchen im Wechsel der Zeiten so viele tausendmal Tausende an ihnen vorüberzogen. In ihrem Schooße, in den Werkstätten der alten Tiefe, ist die Werkstätte der Metalle; an ihrem Fuße breiten Saatfelder und Weingärten sich aus, ihre mittleren Höhen sind von dem blumigen Teppiche der Wiesen, vom Schatten der Wälder bedeckt; an den Säumen der Gipfel grünet, von ewigem Schnee und Eise bekränzt, die Frühlingsflur der Alpen. Zwischen ihren Geklüften entspringen aus Gletschern und aus den Niederschlägen der Atmosphäre die lebendigen Quellen, die, in zahlreichen Gießbächen hinabeilend, zu Strömen sich versammeln, um den fernen Ebenen den Segen von oben zu bringen und das Festland mit dem Meere zu verbinden. Eine reine und heitere Luft verbreitet sich auf ihren Höhen, welche dem Erdenbewohner freieres Athmen und regeres Leben gewährt. Wenn daher Gewölke und Nebelschleier über die Niederungen sich lagern, ragen ihre Gipfel heiter über das Nebelmeer. Wenn die Gefilde der Tiefe schon in nächtliches Dunkel gehüllt sind, leuchten diese Gipfel noch im Gruße der Abendsonne, und wenn unten kaum die Dämmerung erst begonnen, sind sie vergoldet schon vom nahenden Morgenroth. Hat unten die Sonnenglut im hohen Sommer die Fluren schon versengt, so öffnen oben erst im milden Frühlinge die Blüthen ihre Kelche. Wird unten zwischen Mauern und Zäunen, Hohlwegen und Gestrüppen der Blick beschränkt und oft von kleinlichen Gegenständen eingeengt, so eröffnet sich oben ein freier, oft unermeßlicher Anblick über ferne Länderstrecken und Meere hin. Und wenn hinwiederum in weiten Ebenen, das Auge suchend umherirrt und an öden Feldern sich müdet, so breitet sich eine Reihe von Bergen wie eine große Gartenmauer vor uns aus, die unsere Gedanken anregt, jenseits neue Landschaften, neue Menschen und neue Begebnisse zu suchen, dem alten Spruche gemäß, daß drüben über den Bergen auch noch Leute wohnen.

Sind aber die Gebirgszüge der Erde jene Werkstätte der Natur, in deren Tiefen die Metalle, auf deren Höhen die lebendigen Quellen sich bilden; sind sie ferner die ursprüngliche Heimath der Wälder und einer großen Fülle von Gewächsen und Thieren: so waren sie gleicher Maßen auch die uranfänglichen Wohnorte der Völker, die von da aus allmählig über die Ebenen sich verbreiteten. Ja, selbst jene dem Geographen unbekannte Heimath des ersten Menschenpaares, in der Schrift der Garten Eden genannt, worin der Mensch vor dem verhängnißvollen Momente seiner freithätigen Entscheidung und Selbstbestimmung eine Zeit lang in der ihm anerschaffenen Unschuld und Glückseligkeit gelebt, scheint nach dem Zeugnisse der Schrift sowohl als aller Völkersagen die Höhe eines Urgebirges gewesen zu sein.

Vier große Weltströme nahmen von Eden ihren Ursprung, und der Seher Ezechiel redet vom Paradies unter dem Namen des heiligen Berges. —

Es hat demnach die Sehnsucht nach oben, oder nach den Höhen der Berge, welche in jeder Menschenbrust zu wohnen pflegt, auch einen geschichtlichen aus der Urzeit des Menschengeschlechts herüberwirkenden Grund: das Verlangen des gesunkenen, aus der Höhe seines ursprünglichen, großartigen Standes in eine öde Welt hinaus und hinab verwiesenen Menschen nach jener Fülle der geistigen Freiheit, des Lichtes und des Friedens, deren er verlustig wurde, als er durch eigene freie Wahl und selbstsüchtige Willensentscheidung in jene Erniedrigung und innere Entzweiung fiel, die sein gegenwärtiges Leben verdüstert.

Und so liegt denn auch drittens in der wesentlichen Bestimmung des Menschen selbst die Ursache unsers sehnsuchtsvollen Aufblickes nach oben. Aufrecht, gleich dem Leibe, soll auch der Geist des Menschen sein, und in Aufrichtigkeit des Willens und der Gesinnung seine Richtung zu Gott bewahren. Unten, unter unseren Füßen ist nichts als starres, ödes Gestein, und die verborgenen Wasserwirbel und die Feuerschlünde und Finsterniße der Tiefe, aus denen uns kein Trost sondern unheimlicher Schauer anwehet. Und wandeln wir auch über grüne Triften und zwischen blühenden Bäumen, die mit ihren vielbelaubten Aesten und Zweigen hoch in die Lüfte emporstreben, und hüpfet und schwirret auch eine munter geschäftige Thierwelt um uns her, so führen diese Geschöpfe doch alle nur ein schlafendes oder träumerisches Leben, das rein im Kreise der Naturwelt seine Entwicklung und Vollendung findet, aus der allgemeinen Natur auftaucht, und wieder in sie zurückkehrt, und im steten Werden, Wachsen, Vergehen und Verwesen seine Richtung nach unten bezeuget. Gleichwie aber im großen Weltraume von oben herab jene Gestirne und schimmernden Gürtel uns leuchten, welche gleich einem aus Lichtäther erbauten Gewölbe unser Planeten-System umfangen, und wie von oben herab die Kräfte wirken, die Hellung, Wärme und organisches Leben auf der Oberfläche der Erde erwecken, so kommt aus anderen selbst über die Räume des Aethers erhabenen, unsichtbaren Höhen geistiges Licht und Leben zu uns herab, gesendet von Dem, von welchem die Psalmen singen: „Wunderbar erleuchtest du von den ewigen Bergen.“

Und wo insbesondere hat diese göttliche Hülfe sich kundgegeben? wo hat die göttliche Liebe auf ganz vorzügliche und eigenthümliche Weise der gesammten Menschheit zum Heile sich geoffenbaret? Auf jenen heiligen Bergen, welche sie erwählte, um rettend, lehrend, mahnend, erziehend, erleuchtend in die Menschengeschichte einzuwirken; auf jenen ehrwürdigen Höhen, wie sie, vom Ararat bis zum Oelberge hinab, bezeichnet sind in den Geschichtsbüchern der heiligen Schrift. Kommen sie zwar ihrer physischen Erhebung nach in keine Vergleichung mit den riesenhaften Gebirgsrücken von Tibet und Nordindien, oder mit den vulkanischen Säulen der Cordilleren, so ist doch alle geistige Erhabenheit und Würde des Menschen in den großen Ereignissen begründet, denen sie zur Stätte gedient, und in den lichten Erkenntnissen, die dort sich erschlossen.

Und wenn wir so fröhlich bereit sind, die Gipfel der Berge zu ersteigen, um der reineren Lüfte, der freieren Fernsicht, der krystallklaren Quellen zu genießen, so wehet auf diesen Bergen eine bessere Luft, als unten in der Alltagswelt, in den Schornstein- und Fabrikdünsten des gemeinen Geschäfts- und Genußlebens; es ist hell und heiter auf jenen

Gipfeln, welche die ewige Wahrheitssonne beleuchtet, während die Nacht über den Tiefen liegt; die Quellen der Wahrheit und des Heiles sprudeln aus dem Felsgrund hervor, und eine herzerhebende unermeßliche Fernsicht leitet das Auge nicht bloß über die Zeiten und Räume dieser Erde hin, sondern vermittelt ihm manchen Ausblick in die Regionen, die jenseits sich aufthun.

85. Der Mensch und das Thier.

(Von Ritsert.)

Die Thiere haben zwar viele Eigenschaften mit dem Menschen gemein, sind aber in den wichtigsten Beziehungen wesentlich von demselben verschieden.

Die Thiere, sowie die Menschen, leben und sind anfänglich jung, klein und schwach. Nach und nach werden sie älter, größer und stärker und zuletzt wieder schwach und hinfällig, bis sie sterben. Beide, Menschen und Thiere, sterben aber auch nicht selten schon vor Erreichung des eigentlichen, in ihrer Natur begründeten Lebenszieles. Auch hinsichtlich der künstlichen Einrichtung des Körpers — der Gliedmassen, der Sinne, der zur Ernährung bestimmten Theile 2c. — gleichen die Thiere dem Menschen. Ja in manchen körperlichen Beschaffenheiten wird der Mensch von Thieren übertroffen, indem viele derselben weit schärfer sehen, hören, riechen, fühlen 2c. und gar manche auch ihm an Körperkraft überlegen sind. Die Thiere haben auch in der Jugend die zärtliche Pflege nicht nöthig, welche der Mensch bedarf, der in seiner Kindheit das hülfloseste Geschöpf ist, und sich auch weit später, als alle anderen lebenden Wesen entwickelt. Die Thiere bedürfen ferner der künstlichen Bedeckung nicht, welche der Mensch zum Schutze gegen die Witterung nicht leicht entbehren kann, u. dgl. m. — Indessen zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß der Mensch vor allen Geschöpfen der Erde unendlich viele und wichtige Vorzüge besitzt und auf der höchsten Stufe der Erdschöpfung steht. Zu den äußeren Kennzeichen, durch welche sich derselbe vor allen Thieren unterscheidet, gehört vorzüglich sein aufrechter Gang, so daß er sein Haupt frei zu dem Himmel erheben und immerfort, im Gehen, wie im Stehen, nach oben aufblicken kann, und der freie Gebrauch zweier vollkommenen Hände, vermittelst deren er zahllose künstliche Arbeiten verfertigen und zahllose Verrichtungen aller Art vornehmen kann. Auch die breiten Fußsohlen, die schöne Form des Hauptes, die edle Bildung des Gesichtes, der schöne wechselseitige Einklang der Sinneswerkzeuge 2c. sind Eigenthümlichkeiten, welche dem menschlichen Geschlechte allein zukommen. — Der Aufenthalt des Menschen ist gewissermaßen unbeschränkt: wir erblicken ihn in dem höchsten Norden, wo Eis und Schneefelder uns entgegenstarren, und im Süden, wo versengende Hitze glüht; er lebt in tiefen Abgründen und in unterirdischen Wohnungen, aber auch auf hohen Gebirgen bis zur Schneelinie. Kein Thier kann dagegen, gleich dem Menschen, in allen

Himmelsstrichen der Erde ausdauern. Die meisten Thiere werden krank oder sterben, wenn sie aus heißen Ländern in kalte, oder umgekehrt, wenn sie aus kalten Gegenden in heiße gebracht werden. Nur der Hund folgt dem Menschen als treuer Begleiter; aber er wird heimtückisch und verliert seine Stimme, wenn er in ein Klima gebracht wird, das seiner Natur nicht angemessen ist. Außerdem ist dem Menschen auch die Freiheit in der Wahl der Nahrungsmittel eigenthümlich. Er weiß nämlich die meisten Erzeugnisse des Pflanzen- und des Thierreichs und Manches aus dem Mineralreiche in Nahrungsmittel für sich zu verwandeln. — Noch mehr aber als alle diese und andere (hier nicht erwähnten) körperlichen Vorzüge erheben den Menschen seine Geistesfähigkeiten über die gesammte Thierwelt. Zwar kommen einige — niedere — Thätigkeiten der Seele auch dem Thiere zu; allein der Mensch besitzt alle Kräfte der Seele, die Kraft zu denken, zu fühlen und zu wollen in weit höherer Vollkommenheit; nur seinem Geschlechte ward die Vernunft, die Richtung auf das Uebersinnliche und Göttliche, das Streben nach Vollkommenheit und die kunstreiche Sprache, vermöge welcher er seine Gedanken und Gefühle Anderen mittheilen kann, als ausschließliches Erbe zugetheilt. Der Mensch allein kann des Schöpfers Größe und Herrlichkeit in der Schöpfung erkennen, kann Gott lieben, kann durch Gestaltung seines Lebens nach den göttlichen Gesetzen dem Urbild aller Vollkommenheit immer näher kommen; sein Geist kennt keine Schranken, er schwingt sich über Zeit und Tod hinaus, er ist unsterblich.

So äußert sich also das höchste und schönste Leben auf der Erde in dem Menschen. Er ist das vornehmste und edelste Wesen der irdischen Schöpfung; ist nach Geist und Körper Herr derselben und kann zufolge der ihm innewohnenden Lebenskraft die Kräfte der Natur seinem Willen — bis zu einem hohen Grade — dienstbar machen; seine übersinnliche, mit den herrlichsten Anlagen ausgerüstete, aufwärtsstrebende, einer unendlichen Vervollkommnung fähige Seele, — sein für die Ewigkeit geschaffener Geist erhebt ihn zum Bürger der unermeßlichen Geisterwelt.

86. Benennung der Pflanzen. (Brief.)

(Von Falkmann.)

Du glaubst es nicht, daß es möglich sei, jede, auch die kleinste Pflanze, nöthigenfalls zu kennen und zu benennen? Wenn Du das Nachstehende hübsch aufmerksam gelesen haben wirst, so wirst Du, hoff' ich, Dich von einer solchen Möglichkeit vollkommen überzeugen. Du weißt, wir bewunderten neulich unsern Vetter, den Apotheker zu Rheinthal, daß er im Stande sei, unter einer solchen Menge von Flaschen, Krügen, Schubladen u. dgl. sogleich das Rechte zu finden und das Gebrauchte schön wieder an seine Stelle zu setzen, und er sagte uns, daß dies allein durch strenge Ordnung möglich wäre. Auf ähnliche

Art verhält sich's mit den Pflanzen. Alle, die man kennt, sind in gewisse bestimmte Klassen, Ordnungen, Geschlechter, Arten u. s. w., oder in Systeme (Fachwerke) gebracht worden, welche sich in besondern Büchern vollständig aufgezählt finden. Aber, höre ich Dich fragen, woran weiß man denn, daß eine Pflanze zu der oder der Klasse gehört? Muß man da nicht eine jede ausführlich beschreiben, und ist dies ohne ein Werk von zwanzig dicken Bänden möglich? Muß auch nicht der, welcher eine Pflanze da suchen will, ihre ganze Beschreibung erst durchlesen? Nein, Freund! Man hat sich kürzer geholfen. Allerdings hat man eigene Namen für die kleinsten Theile der Pflanzen festgesetzt, so daß eine besondere botanische Kunstsprache entstanden ist, vermittelst deren man nun eine Pflanze auf das genaueste beschreiben kann. Aber aus diesen Theilen hat man wieder gewisse einzelne herausgewählt und ist unter sich eins geworden, daß diese zur Bestimmung der Klassen, Ordnungen u. s. w. dienen sollen. Man braucht also, wenn man eine Pflanze findet, nur nach diesen Theilen zu sehen, um sogleich zu wissen, wohin sie gehört. Erblickt der Botaniker z. B. eine Tulpe, so zeigen ihm die sechs Staubfäden in der Blume, daß sie in die sechste Klasse, der eine Staubweg, daß sie in die erste Ordnung derselben gehört. An den sechs Blättern der Blumenkrone und der glockenförmigen Gestalt dieser letztern sieht er, daß sie dem Geschlechte Tulipa beizuzählen, und ihr einblüthiger, glatter Stengel, der aufrechte Stand der Blüthe, die stumpfen, glatten Blumenblätter nebst den ei- und lanzettförmigen grünen Blättern, machen ihn gewiß, daß sie zu derjenigen Art von Tulipa zu rechnen sei, die man Gesneriana heißt. Diese letztern zwei Bestimmungen bilden dann auch ihren sogenannten System-Namen: Tulipa Gesneriana.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß Jemand, der auf diese Art Pflanzen erkennen will, nicht allein ein Buch, worin das System enthalten ist, besitzen, und die Kunstausdrücke sowohl kennen, als auch — was besonders schwer ist — gehörig anzuwenden wissen muß, sondern daß er auch eine vollständige Pflanze mit Blüthe, und oft auch mit Saamen, vor Augen haben muß. Auch macht hier, wie überall, nur Uebung den Meister.

Solltest Du nun, lieber Heinrich! durch diesen flüchtigen Blick in die Pflanzenkunde Lust erhalten haben, Dich mehr mit diesem interessanten Zweige des menschlichen Wissens zu beschäftigen, so würde Niemand sich darüber mehr freuen und Dir eifriger darin seine kleinen Dienste anbieten, als Dein ꝛc. ꝛc.

87. Das Leben unter dem Bilde einer Blume und eines Stromes.

(Von Friedrich Ritsert.)

So alt beinahe, wie das Menschengeschlecht, ist die Darstellung des Lebens unter dem Bilde einer Blume. So wie die Blume mit ihren zarten Wurzeln an der Erde

fest hält, von dieser Saft und Nahrung, und vom Himmel Licht und Thau empfängt; wie die Blume geheimnißvoll im Schooße der Erde einem Saamenkern entsprießt, sich entfaltet, blüht und reift, welkt und stirbt, — so ist's mit dem Menschenleben. Um das Grab der Blume erstehen ihre Kinder, pflanzen Leben um Leben fort, glänzen im Morgenthau, zittern im Wehen des Windes und erliegen vielleicht im Wettersturme. Doch ihr Dasein ist nicht spurlos verschwunden; manch lebendiges Wesen fand süße Nahrung und Zuflucht in dem blühenden und duftenden Kelche — ihre Bestimmung ist hienieden erreicht — sie hat Glück genossen, Glück gegeben. — Möchte dein Leben der Blume gleichen.

Doch die Vergänglichkeit des bei all seinen Leiden so süßen Lebens prägt sich dem Menschen allzu tief ein, als daß er nicht neben der Blume ein anderes, die Flucht der Jahre malendes Bild festhalten sollte. Ein Sterblicher stand am Ufer eines Stromes. Wellen auf Wellen rauschten vor ihm dahin, jede bemerklich, jede sich hebend, aber von einer mächtigeren wieder verschlungen, gleiten alle ihrem mütterlichen Schooße, dem Meere, zu; denn der Heimath eilt Alles zu. Woher das Leben kommt, dahin eilt es wieder zurück, wird von neuem geboren und von dem Urgeiste zu neuen Wirkungen verwendet. „O, ich tadle, ewige Weisheit, die Flucht der Welle nicht,“ sprach der Sterbliche; „hier erkenne ich des Lebens Werth und Bild.“

Stunden und Tage, Monden und Jahre fließen hin in's Meer der Ewigkeit, woher der Geist sein Dasein genommen, um zu wirken und zu schaffen. Die Eile des Lebens soll ihn mahnen, zu wirken, zu genießen, und keine Minute von der Zeit, dem Stoffe, woraus das Leben gewebt ist, verfließen lassen. Das Leben ist ein Strom, segle weiter, — du läufst dann glücklich in den Hafen der Ruhe.

88. Der aufmerksame Blick auf die Natur befördert eine heilige Kenntniß unserer selbst.

(Von Ritsert.)

O, wie schön ist es hier in dem kühlenden Schatten der Bäume, am sanft sich schlängelnden Bache! Festlich hat sich die ganze Natur mit dem jungen Blüthenkranze geschmückt, und Alles, Alles, jauchzt dir, o Schöpfer, Dank und Freude entgegen. Sollte nicht auch ich mit einstimmen in den Lobgesang der muntern Vögel, sollte ich nicht meinen schwachen Dank Dir stammeln, der Du mich fähig machest, Deine unendliche Güte und Weisheit aus der Natur zu erkennen und zu bewundern? — Ja, ich will Dich kindlich preisen, Du freundliches Wesen, durch das ich Glück und Freude, ja alles Gute empfieng. Tief beschämt blick ich auf mich zurück, wenn ich meine unbedeutende Kraft mit der unendlichen Schöpferkraft der Natur vergleiche; ich fühle mich viel zu schwach und gering, Dich würdig zu feiern; aber Du, gütiges Wesen, blickst in's Innere des Menschen, Du

kennst ja das Herz, das Dir gern danken möchte und durch jeden Blick in Deine schöne Natur auf's Neue seine Schwäche empfindet.

Lieblich duftet hier, halb im Rasen versteckt, das bescheidene Veilchen; ihm ist es genug, auch unbemerkt durch seine balsamischen Düfte Freude zu verbreiten. O, gliche doch diesem Bilde der Mensch! — Die Natur ist doppelt schön durch seine Anspruchlosigkeit; aber der Mensch, eingebildet und stolz auf seine doch nur so ärmliche Pracht, will glänzen und Bewunderung erregen durch zufällige, oft so vergängliche Vorzüge; und was ist und bleibt all sein Glanz gegen die Einfachheit und Schönheit der Natur? — Nichts, als ein Schimmer, der so schnell, wie er entstand, auch wieder vergeht, und keine bleibenden Spuren der Erinnerung zurückläßt. Die Kunst des Menschen ist nur dürftig, Alles, was er hervorbringt und bildet, ahmt er der Natur nach; sie war seine erste Lehrerin, und nie wird er sie an Vollkommenheit erreichen. Ist doch sein irdisches Leben nur kurz und sehr vergänglich; aber in der Natur herrscht ewiger Reiz beim Wechsel. Ach, wie sehr demüthigen uns diese Gedanken vor Dir, mein Vater, der Du Dich durch Deine wundervolle Natur so herrlich offenbarest! Wie klein und unbedeutend sind doch wir Menschen gegen die ganze schöne Natur! — Und doch wie groß und bedeutend erscheint mir der Mensch in anderer Hinsicht! Ja, Dank sei Dir, inniger Dank, Allvater, daß Du den Menschen mit Vernunft nach Deinem Bilde erschufest, und ihn dadurch zum vorzüglichsten Geschöpfe der Erde erhobest. Schon wenn wir die Sinneswerkzeuge des Menschen betrachten, fühlen wir uns zur Bewunderung Deiner Weisheit und Güte gedrungen, aber ohne Vernunft hätte auch die vollkommenste Bildung des Körpers unbedeutenden Werth. Der vernünftige Mensch fühlt mit dem innigsten Danke gegen Dich seine Würde und erhebt sich an Geist und Körper über alles Sinnliche. Er erkennt in sich einen ausgezeichneten Günstling der Natur; denn duftet nicht für ihn die liebliche Rose? prangen nicht für ihn Wiesen und Felder im herrlichsten Schmucke? — Die ganze Natur steht ihm zu Gebote; er kann sie nach Wunsch benutzen, sobald er nur seinen ihm dazu verliehenen Verstand gehörig anwendet. Sollten wir nun noch klagen und mit unserm Schicksale unzufrieden sein können? Wir, die allein denkenden Bewunderer der Natur, welche Du mit so herrlichen Anlagen, mit Vernunft begabt hast; die wir uns mit unserm Geiste zu Dir, o Gott, erheben können und einst, nach vollendetem Erdenlaufe, uns alle als Bürger einer schönern, höhern Welt bei Dir wieder vereinigen?! — Nein, in lauten, frohen Dank wollen wir einstimmen, daß eine so gütige Vorsehung uns leitet; und wohl uns, wenn unser unsterblicher Geist sich einst zu Dir aufschwingt, und wir dann mit Freudigkeit und Ruhe auf unser Erdenleben zurückblicken können!

89. Der Rheinstrom, ein Bild des menschlichen Lebens.

(Von Gockel.)

Reich an Bildern des Lebens ist die Natur. Der Thautropfe, den die Morgensonne trinkt, wie der Sonnenball, der täglich seinen Kreislauf vollendet, die Eiche, die Jahrtausende trotzt, wie das fallende Blatt, das der Herbstwind verweht, der sprudelnde Quell, der silberhell durch die Wiesen sich schlängelt, wie der reißende Strom, der in raschem Lauf dem Weltmeere zustürzt — Alles erinnert uns an die Wandelbarkeit unseres Erdenlebens.

So stand ich oft sinnend an den Ufern des vaterländischen Rheins, und wenn seine grünen Wogen vor meinem Auge vorüberschwammen, da gedachte ich der schwindenden Tage meines eigenen Lebens. Auch er, der Vater Rhein, erscheint nicht immer in dieser Majestät des rauschenden Stromes, mit dieser Spiegelfläche seiner Gewässer, in dieser männlichen Würde. Mit jugendlichem Ungestüm dringt er aus Helvetiens Felsenthälern, und als veralteter Greis versinkt er in den Sand der Nordsee.

So erschien mir der Rheinstrom ein treues Bild des menschlichen Lebens. — Gerne verweile ich bei diesem Bilde und begleite den theuren Strom von seiner verborgenen Wiege bis zu seinem fernen Ziele.

Mit jugendlichem Muthe tritt er aus Helvetiens Gauen — in männlicher Stärke wogt er hier an den Grenzen Deutschlands — mit sinkender Lebenskraft wandelt er langsam durch Niederlands Ebenen seinem Grabe zu.

Am Abhange des Gotthardsberges, aus den verborgenen Tiefen des Thomasee's sprudelt die Quelle silberhell hervor, gleichsam die hohe Bestimmung nicht ahnend, zu der ihr Gewässer die weite, wechselvolle Bahn führen wird. In muthwilligem Lauf stürzt der erstarkte Bach die schroffen Felsen hinab. Krystallhell durchläuft er die grünenden Auen in munterer Heiterkeit, wie der spielende Knabe, der des Lebens Ernst und Bitterkeit noch nicht erfahren hat. Noch werden seine Wogen nicht gezwungen, die gewichtigen Räder der Mühle zu schwingen, noch nicht wird sein Rücken mit Lasten beschwert und sein Lauf durch hemmende Dämme beengt, denn noch unbestimmt ist seines Laufes Bahn. Von den Freuden der Jugend stürzt er in die Tiefen des suevischen Meeres; doch hier soll er sein Ziel noch nicht finden; mit des Jünglings Stärke bricht er sich die Bahn durch die blaue Fläche. Ungestüm hüpft er über des Rheinfalls Felsen in jugendlichem Uebermuth, bis zu den Wolken aufschäumend. Doch dieß sollte seine letzte Jugendfreude sein. Allmählig wird sein Lauf ruhiger; Augusta's ehrwürdige Mauern mahnen ihn zum Ernste, und erinnern ihn, daß er an der Pforte des Mannesalters angelangt sei.

Einen andern Weg schlägt er ein. Mit festem Sinn und treu, wie dem Schweizer gebührt, bewacht er Germaniens Grenze.

In der Hoheit allemanischer Größe durchströmt er des Thales fruchtbare Gefilde. Nicht mehr windet sich der männliche Strom durch felsige Thäler, niedriger, einförmiger

werden seine Ufer, ruhiger sein Lauf. Ungewohnte Arbeiten werden ihm aufgelegt, mit unermüdlicher Thätigkeit schwingt er zahllose Räder und bringt die Erzeugnisse des gesegneten Alsatiens zur alten deutschen Stadt, die Treulosigkeit zum gallischen Bollwerk umgewandelt. Bei Straßburg's unerschütterlichen Mauern mahnt ihn der ehrwürdige Dom an seine Bestimmung, Germaniens Hüter zu sein. Mit deutscher Treue erfüllt er sein hohes Amt. Doch immer ernster, immer verworrener wird nun sein Weg. Nur mit männlicher Ausdauer kann er seinem Ziele näher kommen, denn durch verschlungene Wege windet sich zürnend sein rascher Schritt und führt ihn an Mannheim's freundlichen Wohnungen hin, wo ihn der kräftige Nekar begrüßt, und seinen Wogen neue Stärke verleiht. Um seines Stromes Kraft zu fördern, bahnt ihm der Menschen hilfreiche Hand neue Pfade. Des Kaufmanns Güter trägt er in sicherm Lauf an den bestimmten Ort, und Tausende von Menschen, die Gewinnsucht treibt, oder die, „der Stadt Gefängniß entflohen", Erholung und Heiterkeit suchen, führt er in eiligem Fluge zu seinen herrlichen Gauen oder in des emsigen Niederlands volkbelebte Städte. Doch dahin ist seiner Spiegelfläche ruhiges Wogen; wie der Sturm der Leidenschaft des Menschen Antlitz durchfurcht, so wühlen des Dampfboots tosende Räder mit übermenschlicher Kraft seine ruhige Tiefe auf. Treu erfüllt er dennoch seine Pflichten, und bald kehrt die Ruhe in seine Züge zurück. Dort, wo der Main die deutsche Festung begrüßt — die nicht abermals dem neidischen Nachbar ihre Thore öffnen möge! — wendet er, gleichsam auf des nun ihm vereinten Freundes Rath, plötzlich seinen Lauf und kämpft mit doppelter Gewalt gegen des Felsenthors hemmende Klippen. Vergebens reißt ihn die wirbelnde Strömung hinab, vergebens stemmt sich der Felsen entgegen, schnell rafft er sich auf und verdoppelt seine Schritte, um in raschem Lauf die unbenützte Stunde wieder zu gewinnen. Nicht unbelohnt bleibt aber sein unermüdlicher Eifer; durch des Rheingau's Weinberge stürmend, zeigen sich ihm überall geschäftige Hände; hülfreich spendet er sein erquickendes Wasser der süßen Rebe, und mit seinem Namen rühmt die Welt den köstlichen Labetrunk, den die Sonne an seinen grünen Hügeln bereitet. Traurig blicken von der Berge Gipfel des Rheingau's alte Burgen herab; sie beneiden den labenden Strom um seine heitere Miene, und stehen als warnende Zeichen bestraften Uebermuths jetzt unter dem reichen Segen der Natur, um den sie einst freventlich die armen Bewohner betrogen.

Doch immer ernster wird jetzt des Stromes Weg. An den sieben Bergen begrüßt er noch den freundlichen Musensitz, majestätisch wälzt er sich vorüber an der altehrwürdigen Colonia und willig reicht er dem emsigen Arbeiter des Niederrheins die Hand, um Gedeihen dem fleißigen Gewerbe und Nahrung den volkreichen Städten zu verleihen.

So hat er männlich und wohlthätig gewirkt, so lange seine Kraft noch vereint, so lange noch ungeschwächt seiner Glieder Stärke war. In immer gleichem Laufe rückt er so seinem Alter näher. In Bataviens Ebenen erscheint er mit sinkenden Kräften. Stärkere Söhne trennen sich von dem alternden Vater. Mit der fränkischen Freundin vereint sich der eine, und unter den Masten des reichen Rotterdam sehen sie sich wieder, um sich

mit den Wogen des nordischen Meeres zu mischen; auch jüngere Söhne suchen sich einen eigenen Pfad und ein eigenes Grab. Verlassen wandelt der ermattete Vater vorüber an der berühmten Musenstadt. Das ist nicht mehr der klare, muntere Fluß, wie er an Allemaniens Fluren vorüberströmte, nicht mehr der majestätische Strom, wie er durch romantische Thäler des Rheingau's wogte. Still und langsam ist sein Lauf, es sinken seine Kräfte, immer enger wird sein Bett, immer flacher seine Ufer. Erschöpft, kraft- und schmucklos versiegt er endlich im Sande der Nordsee.

Dies ist des herrlichen Stromes Ende, dies das ernste Bild des Menschenlebens, wie es sich in seinen Wogen spiegelt. So wird nach unserer Jugend heiterem Spiele, nach unseres männlichen Waltens mühevoller Arbeit, nach unseres Alters Schwachheit und Einsamkeit auch uns einst der Tod in seine Arme schließen. Wohl uns, wenn wir dann auf ein reiches Tagwerk zurückblicken können, wenn nicht einst mit unserm Versinken in's Grab unser Name der Vergessenheit anheimfällt und wenn — bleiben wir auch dem großen Schauplatze menschlicher Thätigkeit fremd — unser Andenken im Herzen edler Menschen fortlebt.

Unseres vaterländischen Stromes Ruhm geht durch alle Länder; zum Rhein hin zieht es mit Allgewalt den lebenssatten Britten, wie den heitern Gallier. Wo ist die Erde schöner, als am Rhein? Welches Land bringt köstlichere Gaben, nährt kräftigere Menschen? — Laßt uns unserer Ahnen würdig den deutschen Strom muthig schützen gegen den feindlichen Andrang, laßt uns unseres rheinischen Vaterlandes werth sein, und wie unser herrlicher Strom thätig und nützlich, männlich und weise unsern Lauf rühmlich vollenden.

90. Worin liegen die Vorzüge des Landlebens vor dem Stadtleben und umgekehrt des Stadtlebens vor dem Landleben?

(Mit ausgeführtem Eingange und Schlusse.)

(Von Jost.)

Einleitung.

Schon seit Horazens Zeiten ist das Stadtleben vor dem Landleben von fast allen Dichtern in Schatten gestellt worden. Eben so sehen wir die Städter auf das Häufigste, so oft es nur Zeit und Umstände erlauben, auf das Land eilen, und dort Erholung und Genuß suchen, so daß man wohl auf den Gedanken kommen muß, der größte Theil der Menschen räume dem Landleben die höchsten Vorzüge ein und wohne nur in der Stadt, weil es eben die Verhältnisse nicht anders mit sich bringen und gestatten.

Indeß hört man auf dem Lande selbst so vielerlei Klagen über Beschwerden und Entbehrungen; man kann nicht umhin, so manches, was man daselbst wahrnimmt, gar nicht einladend, und die ländliche Bevölkerung im Ganzen an Bildung, Gewandtheit und

vielen andern geistigen Eigenschaften und Erwerbnissen gegen die städtische gar oft im Rückstande zu finden. Man sieht ferner die erstere, so oft es angeht, zu ihrem Vergnügen nach der Stadt eilen, und endlich das ganze Landleben in einer gewissen Abhängigkeit von dem städtischen.

Diese einander geradezu widersprechenden Erscheinungen und Wahrnehmungen geben daher wohl von vorn herein kund, wie das Landleben und das Stadtleben eben so gut große Vorzüge als große Nachtheile in sich tragen muß, und sie fordern uns von selbst auf, diese gegen einander abzuwägen.

Abhandlung.

I. Vorzüge des Landlebens.

1. Materielle. Lebensbedürfnisse einfacher, wohlfeiler und besser.
2. Leibliche. Lebensart und Genüsse einfacher, Aufenthalt und Arbeit in freier Luft stärkend und gesundheiterhaltend.
3. Sittliche. Näherer Umgang mit der Natur und Genuß derselben zu allen Tageszeiten; einfachere, natürlichere Sitten, größere Biederkeit, Ungezwungenheit, und Traulichkeit im gesellschaftlichen Leben. Sittliche Verderbniß der großen Städte ist unbekannter. Mehr Glaube und Gottesfurcht.

II. Nachtheile des Landlebens.

1. Materielle. Alle feinen Genüsse sind auf dem Lande entweder gar nicht oder nur mit größern Kosten zu beschaffen; eben so verhält sich's mit Kleidung, Mobilien und andern häuslichen und wirthschaftlichen Bedürfnissen. Deßgleichen kann auf dem Lande und durch dasselbe nicht solcher Reichthum erworben werden, wie in den Städten durch Handel, Kunst, andere Lebensberufe und Lebensthätigkeiten.
2. Leibliche. Auf dem Lande steht man entfernter von den Mitteln, die Schönheit des Körpers zu erhalten und zu fördern, Leib und Leben ist mehr gefährdet durch Entferntsein von Aerzten und Apothekern, sowie durch größere Unsicherheit.
3. Gesellschaftliche. Das gesellschaftliche Leben ist sehr beschränkt, einfach und unausgebildet.
4. Sittliche. Auch das sittliche Leben steht auf einer niedrigern Stufe der Ausbildung. Derbheit, Rohheit, Tücke, Neid sind vorherrschende sittliche Mängel. Eben so herrscht oft Schlaffheit.
5. Geistige.
   a. Aesthetische. Von allen höhern Kunstgenüssen, Konzerten, Theatern u. dgl. ist man auf dem Lande ausgeschlossen.
   b. Intellektuelle und wissenschaftliche. Man entbehrt aller intellektuellen und wissenschaftlichen Anregung und aller Mittel zur Förderung derselben; hierdurch aber zugleich des Mittels, sich zu höhern Lebensberufen auszubilden und tüchtig zu machen.

III. Vorzüge des Stadtlebens.

1. Materielle. Alle Bedürfnisse und Genüsse des Lebens können leichter verschafft und befriedigt werden. Es gibt mehr Quellen des Erwerbs und zwar solche, die zu den größten Reichthümern führen.
2. Leibliche. In der Stadt findet man erleichterte Mittel sich leiblich zu bilden und zu schmücken, seine Gesundheit zu erhalten und dergleichen. Man denke an Tanz- und Turnunterricht, an Bäder, an Kranken- und Verpflegungshäuser; ärztliche Hülfe ist bei der Hand. Auch das leibliche Leben genießt einer größern Sicherheit, z. B. bei Feuersbrünsten, in Kriegen und andern ausserordentlichen Zufällen.
3. Gesellschaftliche. Das gesellschaftliche Leben ist ein ausserordentlich reiches, mannichfaltiges, ausgebildetes und höheres. Menschen der verschiedensten Stände, Beschäftigungen, Bildungsgrade und Charaktere treffen bei den verschiedensten Gelegenheiten zusammen, sowohl in Privat- als in öffentlichen Gesellschaften, in Gasthäusern, Theatern, Konzerten, auf Spaziergängen, auf Bällen u. dgl. Auch insofern die Gesellschaft in den Städten die gebildetern und fähigeren Menschen umfaßt, ist das gesellschaftliche Leben ein erhöhteres.
4. Sittliche. Aus denselben Gründen wie das gesellschaftliche, ist auch das sittliche Leben in den Städten ein viel erregteres und lebendigeres, überhaupt aber ein höheres, ausgebildeteres und feineres. Durch die Städte werden die größeren und auf höhere Zwecke gerichteten Menschenverbindungen vermittelt.
5. Geistige.
   a. Aesthetische. Kunstgenüsse sind fast ausschließlich den Städten eigen. Anschauungen der schönen Bau- und Gartenkunst, Bildhauerkunst; Gemäldegallerien, Konzerte, Theater u. dgl. Bildung des Geschmackes kann daher nur in Städten und zwar hauptsächlich nur in größern und Residenzstädten erreicht werden; Akademien.
   b. Intellektuelle. Das ganze Leben in den Städten hat einen intelligentern Grund und Boden. Man denke an die verschiedensten Arten von Unterrichts- und Erziehungsanstalten, an Real- und Gewerbsschulen, Gymnasien, Universitäten, gelehrte Gesellschaften, an Buchhandlungen, Leseinstitute und viele andere derartige Einrichtungen, an den Umgang mit den gelehrtesten, geistreichsten und ausgezeichnetsten Männern der verschiedensten Fächer, an Vorlesungen und vieles der Art.

IV. Nachtheile des Stadtlebens.

1. Materielle. Die Lebensbedürfnisse sind vielfacher und das Leben in den Städten ist kostspieliger und theurer, sowohl was Wohnung, Kleidung, als was Nahrung und sonstige Erfordernisse des Lebens betrifft.
2. Leibliche. Das Leben in den Städten ist ungesunder, theils wegen der engern und oft lichtlosen Wohnungen, theils wegen der künstlichern Genüsse und Lebensart,

theils wegen des Mangels an Beschäftigung und Bewegung in freier Luft, theils wegen der dichter zusammengedrängten Bevölkerung, was auch Epidemien oft sehr gefährlich macht. Auch kommen aus denselben und verschiedenen andern Ursachen häufiger körperliche Verletzungen vor, z. B. durch Kutschen, beim Bauen, in Fabriken u. dgl.

3. Sittliche. In den Städten herrscht größere Verweichlichung, größere Verführung zu sinnlichen Genüssen, Arbeitslosigkeit und Zerstreuung. Entfernung von den einfacheren, keuscheren Sitten, Verschwendung, Pracht, Ueppigkeit aller Art, übermäßiges Haschen nach Gewinn und Gut, nach Ehren und andern zeitlichen Vorzügen, daher das Laster in den verschiedensten Gestalten und das weiteste Abirren von dem gesunden, sittlichen und frommen Leben.

Schlußübergang und Schluß.

Summiren wir diese verschiedenen Aufstellungen, so ergibt sich zunächst wohl dies, daß dem Landleben wie dem Stadtleben eigenthümliche Vorzüge und Nachtheile innewohnen. Es ergibt sich aber ferner, daß während offenbar die sittlichen Nachtheile des Stadtlebens dem Landleben gegenüber weit vorwiegen, umgekehrt die geistigen Vortheile, die das Stadtleben bietet, unendlich große und unberechenbare sind.

Es ergibt sich endlich aber auch, wenn man die Sache von einem höhern Standpunkt aus betrachtet, daß die Erreichung der höhern Zwecke des Menschenlebens ohne das Stadtleben wohl schwerlich gedacht werden kann.

Was aber den bloßen Genuß betrifft, so möchten diejenigen wohl am glücklichsten gepriesen werden können, die das Stadtleben mit dem Landleben zu verbinden im Stande sind, wie dies die Großen und Reichen der Erde vermögen. Wir aber unsres bescheidneren Theils möchten wenigstens nie von den Vortheilen des städtischen Lebens ganz ausgeschlossen bleiben, noch das wenigstens zeitweise Verlangen nach dem Landleben ganz ungestillt wissen.

91. Ermahnungen eines ältern Bruders an einen jüngern, der als Handwerksgeselle auf die Wanderschaft gehen will.

(Von Barthelt.)

Ich bin älter als du; auch ich bin gewandert und habe die Welt gesehen, ich kenne die Gefahren, in die ein junger Mensch, der bisher blos das väterliche Haus kannte und liebevoll geleitet wurde, so leicht geräth, wenn er nun ohne Freund, Führer und Rathgeber ist. Du hast mir bisher Vertrauen geschenkt, nimm freundlich auf, was ich in den letzten Tagen für Dich niedergeschrieben habe:

Verliere den Zweck Deiner Wanderschaft nie aus dem Auge. Der Hauptzweck derselben ist, Dich in dem zu vervollkommnen, was Dich einst nähren und Dir ein angenehmes Leben sichern soll. Zu diesem Ende suche die Orte auf, wo Du für Dein Fach am meisten lernen und am meisten Neues sehen kannst. Weile nicht zu lange an einem und demselben Orte.

Erwirb Dir durch Treue, Fleiß und gesittete Aufführung das Vertrauen und die Liebe Deines Meisters. — Er wird dann weniger zurückhaltend in seiner Kunst sein, Dich wie ein Glied seiner Familie ansehen und vielleicht, wenn Du zu Deiner weitern Bildung ihn verlässest, Dich anders wohin empfehlen.

Wo Sonntagsschulen sind für Handwerker, besuche sie. Du wirst immer etwas Neues sehen, hören, lernen. Setze Deine Ausgaben in ein richtiges Verhältniß mit Deinen Einnahmen; denke auf einen Nothpfennig, sei sparsam, liebe Ordnung und Reinlichkeit. — Den Schmutzigen und Zerlumpten nimmt kein ordentlicher Wirth und redlicher Meister in Arbeit. Sei vorsichtig in Deinen Aeußerungen über öffentliche Angelegenheiten.

Sei vorsichtig in Deinem Umgange. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten und rauben das Vertrauen Anderer zu uns. Sei redlich gegen Jeden, erwarte aber nicht, daß es Alle gegen Dich seien. — Ein gewisses Mißtrauen wird Dich schützen, daß Du nicht die Beute verschlagener Gauner werdest. Sei zwar fröhlich mit den Fröhlichen, wo aber wilde Gelage gefeiert werden sollen, da zieh Dich zurück, und kannst Du es nicht ganz vermeiden, um nicht für einen Sonderling zu gelten, so sei mäßig im Genusse. Mische Dich nicht in Händel und Streitigkeiten. Vermeide das Spiel des Gewinnstes wegen. Sei nicht empfindlich und nimm nicht jedes Scherzwort übel auf.

Sprich von Deinen Mitgesellen hinter ihrem Rücken nichts Böses. Sage ihnen lieber freundlich und offen, was Du gern anders wünschtest. Sie werden dies lieber von Dir selbst hören, als durch Andere. Sei höflich gegen Jedermann, selbst gegen Personen, die Du auch nicht gerade lieben und achten kannst. Zwischen Höflichkeit und Vertraulichkeit ist ein Unterschied. Denke oft an Gott, bete fleißig zu ihm, dies wird Deinem Herzen die sicherste Schutzwehr gegen alle Versuchungen zum Bösen sein. Unterlaß auch nicht in der Fremde, das Gotteshaus zu besuchen. Schreibe fleißig in das väterliche Haus. — Das alles weckt und erhält gute Vorsätze und hilft sie ausführen.

Richtest Du Dein Leben in der Fremde so ein, so können Deine Eltern und Geschwister die Hoffnung hegen, Du werdest einst als tüchtig in Deinem Fache und gesund an Leib und Seele zurückkehren.

92. Achtung für das Alter und die Vorfahren.

(Nach Silvio Pellico.)

geb. 1789 + 1854.-

Ehre das Bild deiner Eltern und deiner Ahnen in allen bejahrten Menschen! Das Alter ist jedem wohlgearteten Gemüthe ehrwürdig. Im alten Sparta gab es ein Gesetz, wonach die Jünglinge bei Ankunft eines Greises aufstehen, wenn er sprach schweigen, und wenn er ihnen auf der Straße begegnete, aus dem Wege gehen mußten. Alexander der Große, um welchen die größten Glücksgüter sich vereinigten, ihn stolz zu machen, wußte dennoch im Angesichte des Alters sich zu demüthigen. Einst als ihn auf seiner Siegesbahn Frost und Schnee aufhielt, ließ er ein Feuer anzünden, und setzte sich auf seinen königlichen Sessel, um sich zu wärmen. Da erblickte er unter seinen Kriegern einen vom Alter niedergebeugten Mann, der vor Kälte zitterte. Sogleich sprang er zu ihm, nahm den Greis bei der Hand und setzte ihn auf seinen eigenen Stuhl. — „Es gibt keinen bösen Menschen", sagt Parini, T „wenn es nicht ein solcher ist, der gegen das Alter und das Unglück unehrerbietig ist." Eines Tages zürnte er einem Jünglinge, den man wegen eines schweren Vergehens bei ihm angeklagt hatte. Zufällig begegnete er ihm auf der Straße, als derselbe gerade einen Greis führte und um Hülfe gegen einige Buben rief, die ihn deshalb verspotteten und verfolgten. Parini eilte auf den Jüngling zu, nahm ihn in seine Arme und sprach: „Vor einem Augenblicke noch hielt ich dich für verdorben; jetzt aber da ich Zeuge deiner Achtung für das Alter bin, glaube ich wieder, daß du zu vielen Tugenden fähig sein wirst." Es ist in der Ehrfurcht des Alters so viel sittliche Schönheit enthalten, daß selbst diejenigen, welche sie unterlassen haben, gezwungen sind, Andern, von denen sie geübt wird, den vollsten Beifall zu geben. Ein Greis aus Athen suchte bei den olympischen Spielen einen Platz, aber alle Reihen waren besetzt. Nachdem er von seinen Landsleuten von einem Orte zum andern geschoben und von vielen gar noch ausgelacht worden war, kam er an die Reihen, wo die Spartaner saßen. Diese, ihrer vaterländischen Sitte getreu, standen sogleich auf und ließen ihn zwischen sich Platz nehmen. Da brachen die Athener in ein lautes Beifallgeschrei aus, und der Greis sagte: „Die Athener wissen, was sich schickt; aber die Spartaner führen es aus."

Nicht minder wie dem Alter sind wir auch den Vorfahren und ihren Einrichtungen Ehrfurcht und Schonung schuldig. Wenn wir auch in manchem Uebel der Gegenwart nur die Folgen der Leidenschaften und Irrthümer vergangener Zeiten erblicken, so wissen wir doch nie, welche Nothwendigkeit oder unverschuldete Täuschung damals die Veranlassung gewesen, noch auch, ob nicht das, was wir verwerfen, für jene Zeit gerade das Angemessenste war. „Es ist schwer", sagte der alte Cato, „Menschen, die in einem künftigen Jahrhundert leben werden, dasjenige begreiflich zu machen, was zur Rechtfertigung unseres Lebens gehört."

T geb. 1729, Professor der schönen Lit. in Mailand, + 1799. Dichter, Lyriker, Satyriker.

93. Vaterlandsliebe.

(Bone nach Silvio Pellico.)

Alle Gefühle, welche die Menschen miteinander verbinden und sie zur Tugend hinleiten, sind edel. Zu solchen Gefühlen gehört auch die Vaterlandsliebe. Wohl pflegt mancher mit seinen allgemein menschlichen Gefühlen zu prunken, um die Liebe zum Vaterlande herabzusetzen; er spricht: „Mein Vaterland ist die Welt; der Winkel, wo ich geboren bin, hat kein Recht auf meine Vorliebe, denn er kann sich nicht höher stellen, als so viele andere Länder, in denen man eben so gut oder besser lebt; die Liebe zum Vaterlande ist nichts als eine Art Eigenliebe, die sich vieler Menschen bemächtigt hat, um ihnen das Recht zu geben, die übrige Menschheit zu hassen.“ So hat mancher gesprochen, aber laß du dich nicht zum Spielwerk solcher niedrigen Weisheit machen, deren wahres Wesen darin besteht, alles, was den Menschen erhebt und zur Tugend anspornt, herabzusetzen und Thorheit oder Täuschung zu nennen. Allerdings können wir von der ganzen Welt sagen, daß sie unser Vaterland sei, und die Religion gebietet uns, daß wir alle Menschen ohne Unterschied des Landes und Standes, als unsere Brüder erkennen und lieben sollen, weil wir alle Kinder eines und desselben Vaters sind und werden sollen; allein diese Wahrheit, obgleich sie an der Spitze aller menschlichen Gesellschaft steht, hebt darum andere, engere gesellige Verhältnisse nicht auf, und die Religion will eben so wenig die Liebe zum Vaterlande, als die Liebe zwischen Eltern und Kindern, zwischen Freunden und Verwandten aus der Welt schaffen. Denn auch das ist eine Thatsache, daß sich die Menschheit in Völker abtheilt, und geheiligt ist diese Thatsache von Gott selber dadurch, daß er sich im alten Bunde ein besonderes Volk gründete, bei dem er seine Verheißungen niederlegte. Jedes Volk ist ein Ganzes von Menschen, welche durch Gesetze und Sitten, gleiche Sprache, Abstammung, Ruhm, Drangsale, Hoffnung, und wenn nicht durch alle diese Elemente, doch durch einen großen Theil derselben zu einer besondern Anhänglichkeit unter sich vereinigt sind. Diese Gemeinschaft und Gleichheit der Interessen unter den Gliedern eines Volkes, einen gemeinsamen Egoismus zu nennen, wäre gerade so viel, als wenn einer die Liebe zwischen Eltern und Kindern eine Verschwörung gegen die übrige Menschheit nennen wollte. Die Vaterlandsliebe ist stets eine edle Empfindung, sie mag sich auf ein großes oder kleines Land beziehen. Es gibt kein Volk, das nicht seine eigenthümlichen, ruhmvollen Erinnerungen hätte; Fürsten, welche ihm ein verhältnißmäßiges, mehr oder weniger bedeutendes Ansehen gaben; gute Einrichtungen; wichtige Städte; diesen oder jenen hervorstehenden Charakterzug; Männer, welche durch ihren Muth, ihre Weisheit, in Wissenschaften und Künsten berühmt geworden. Es hat also seine guten Gründe, für die Provinz, für die Stadt, das Dorf, worin man geboren ist, eine gewisse Vorliebe zu hegen. Aber man hüte sich, daß man die Vaterlandsliebe, sowohl in ihren größeren als engeren Kreisen, nicht mit dem eitlen Stolze, in diesem oder jenem Lande geboren zu sein, verwechsle und sie nicht in einen daraus hervorgehenden Haß gegen andere Völker und Nationen setze.

Eine solche rohe und gehässige Vaterlandsliebe ist, statt eine Tugend zu sein, ein Fehler und das Zeichen einer kleinen Seele. Denn wenn auch die Liebe zur Heimath vortrefflich ist, so darf sie doch nie die Liebe zur Menschheit verdrängen und jenes Band auflösen, welches alle Völker zu Einem Volke in Gott verbindet.

94. Dem Leben lernen.

(Von J. G. v. Herder.)

Was heißt dem Leben lernen? Offenbar was nützlich im Leben ist, was angewandt werden kann, wodurch wir besser leben lernen. Da aber das Leben so Vieles und Mancherlei bedarf, da der Anwendungen und Nutzbarkeiten so viele und gewiß nicht alle unmittelbar sind, indem eine Kenntniß auf die andere bauen, der andern forthelfen muß, so wäre es sehr thöricht, bei Allem, was ich lerne, zu fragen: wozu kann ich's anwenden? was wird's mir bringen oder helfen? Thor, übersiehst du dein Leben, und weißt du alle Umstände vorher, in die du kommen kannst? Weißt du, was in jedem Geschäfte, in jeder Minute brauchbar oder entbehrlich sei? Wenn du Geld sammelst, fragst du, oder weißt du bestimmt voraus, wozu du es anwenden; wenn du eine Sprache lernst, weißt du, mit wem du die Sprache sprechen werdest? Also führt der Ausdruck: dem Leben lernen" darauf zurück, daß man sich selbst in allen seinen Anlagen und Fähigkeiten, in Seelen- und Geisteskräften zu dem bilde, was Leben heißt; an sich, so weit es die Gelegenheit Zeit und Umstände verstatten, nichts roh, nichts ungebildet lasse, sondern dahin arbeite, daß man ein ganz gesunder Mensch für's Leben und für eine uns angemessene Wirksamkeit im Leben werde. Hiedurch bekommt also jeder seine eigene Lektion zu lernen, die für ihn und keinen Andern gehört. Wie Einer seine Seelenkräfte, seine Organe, seine Umstände, seine Lebenszwecke, seine Kräfte und das Maß derselben selbst am besten kennt und durch Erfahrung erprobt, so lerne er für sich und für keinen Anderen, für sein Leben.

Ausgeschlossen wird hiedurch in unserem Lernen nicht nur alles völlig Unnütze, sondern auch alles uns Fremde, was nicht zu uns gehört. Kindisch ist's sich mit fremden Flecken und Lappen auszuschmücken, wenn man ein eigenes ganzes Kleid, das unserem Körper gerecht ist, sich selbst schaffen kann und soll. Wahnsinnig ist's, sich seine Augen ausstechen oder abstumpfen, um durch ein fremdes Glas sehen zu lernen. Vielmehr übe und bilde alle deine Seelen- und Leibeskräfte, und zwar in gutem Verhältniß aus, so lernst du dem Leben.

Wie dies geschehe, muß jedem sein eigenes Herz und der Rath eines verständigen Lehrers sagen, unter dessen Leitung er sich bildet. Wer vor lauter Fleiß in der Schule dumm wird, wer sich blödsinnig, schwermüthig, schwach, krank studiert, wer Seelenkräfte bildet und den Körper vernachläßigt, gleich als ob er ein bloßer reiner Geist wäre, wer

eine Seelenkraft, z. B. die Einbildungskraft, das Gedächtniß ohne die andern, den Verstand, die Ueberlegung pflegt, wer für den Kopf studiert, ohne an das Herz zu denken, und ein Anderer, der immer nur in Empfindungen schwimmen will, ohne sich mit kalter Kühnheit richtiger Begriffe zu befleißigen, wer mit Allem tändelt und eine ernste, anhaltende Mühe wie die Hölle flieht: alle diese lernen nicht für's Leben; denn im Leben muß der ganze, ungetheilte Mensch, der gesunde Mensch mit allen seinen Kräften und Gliedern, er muß mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und That, nicht etwa nur im Spiel, sondern auch im höchsten Ernst, nicht nur wohlgefällig, sondern auch mächtig wirken; wer dies nicht kann, wer sich hiezu nicht früher geübt hat, der hat nicht für's Leben gelernt. Und o, wen straft hier sein Gewissen nicht! Wie Manches lernten wir, an dem wir wohl hätten vorübergehen können, und gaben ihm eine Zeit, die wir dem Nothwendigeren, weil es uns nicht angenehm war, entzogen! Wie Manches versäumten wir, was doch das Leben nothwendig fordert, und durch dessen Entbehrung wir nachher beständige Stümper in der Kunst des Lebens, wie in unserem Geschäft bleiben. Erwache, Jugend, und lerne für's Leben! Die Zeit, für welche du erwachsest und dich bereitest, braucht gewiß lebensgelehrte Männer, d. i. Männer, die leben gelernt haben, Männer von richtigen Sinnen, von gesundem Augenmaß, von fester Hand in allerlei Künsten, von gesundem Ohr, recht zu hören und zu fassen, was gesagt wird, und darauf recht zu antworten, also auch von einem gesunden Ausdruck, Bekanntschaft mit Dingen der Natur, mit dem Zustande der Welt, mit ihren Bedürfnissen uud Geschäften, wodurch ein richtiger Verstand, eine reine tüchtige Ueberlegung gebildet wird.

Endlich, da das Leben nicht nur neue Kenntnisse und Gedanken, sondern auch Willen, Triebe, That braucht, und in diesem vor allem das Leben besteht, so wendet sich der Spruch: nicht der Schule, sondern dem Leben zu lernen, vorzüglich auf Bildung des Herzens und des Charakters. Was hälfe es, tausend Kenntnisse und keinen Willen, keinen Geschmack, keine Lust und keinen Trieb zu leben, ehrbar und rechtschaffen zu leben, haben? Im Willen leben wir; das Herz muß uns verdammen oder trösten, stärken oder niederschlagen, lohnen oder strafen! Nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf Charakter und Triebe, auf die menschliche Brust ist die Wirksamkeit und der Werth, das Glück oder Unglück unseres Lebens gebaut. Dem Leben lernen heißt also seinen Neigungen eine gute Richtung geben, seine Grundsätze reinigen, befestigen, stärken, seine Vorsätze läutern und tapfer begründen, nicht mit dem Kopf allein, sondern auch mit dem Herzen lernen; gegen Eltern, Freunde, Lehrer, Mitschüler, Bekannte, Fremde sich Sitten erwerben, anständige, frohe Sitten, die liebenswerth machen vor Gott und den Menschen.

Dem Leben lernen heißt, die Stunden des Tages wohl eintheilen, sich Ordnung im Geschäft geben und sie mit strenger Munterkeit erhalten, den Ergötzlichkeiten, dem Schlaf, der Trägheit nicht mehr Zeit einräumen, als ihr gebührt; sich Vorschriften machen, wodurch man seine Schwäche überwindet, seine eigenthümliche Schwäche, die Niemand besser als wir selbst kennen, die zu überwinden uns am schwersten wird, und die die Eigenliebe so gern in Schutz nimmt, bestehe diese, worin sie wolle; sei es Hang zu Stolz, zu thörichter Einbildung von sich selbst, an der so viele junge Leute unseres Zeitalters krank liegen,

mithin zu Geringschätzung und Verachtung Anderer, oder Neigung zu Haß, zu Zorn, zu Menschenfeindschaft, oder zu Verzagtheit, zu Kleinmuth, am meisten zu Ueppigkeit, zu Wollust, Trägheit, zu Tändelei. Durch alle diese Neigungen, wenn sie überhand nehmen, verliert, vertändelt, entnervt, vergällt der Jüngling sein Leben, und schafft sich keine andere Aussicht, als sich und Andern zur Last zu werden, das Leben selbst als eine Bürde zu tragen, oder zu vergeuden und zu verlieren. Von allen diesen Feindinnen hinweg, Ihr Jünglinge! — lernt leben, gesund, würdig und glücklich leben!

95. Die Verleumdung.

(Nach Franz v. Sales.)

Die Verleumdung ist eine Art Mord. Denn dreifach ist unser Leben: das geistige Leben, das in der Gnade Gottes besteht; das körperliche, das durch die Seele gehalten wird, und das bürgerliche, das in Ehre und gutem Ruf seinen Bestand hat. Der Verleumder begeht durch einen einzigen Stich seiner Zunge gewöhnlich drei Mordthaten auf ein Mal. Er tödtet geistiger Weise seine eigene Seele, raubt demjenigen, den er verleumdet, das bürgerliche Leben, und verwundet tödtlich auch die Seele desjenigen, der ihm angehört. „Denn", wie ein weiser Mann spricht, „sowohl der Verleumder als der Anhörer desselben haben den Teufel bei sich; dem einen sitzt er auf der Zunge, dem andern im Ohre". Oder wie David sagt: „Die Verleumder haben ihre Zungen gespitzt, wie eine Natter." Die Nattern haben aber eine Gabelzunge mit zwei Spitzen, und mit einer ähnlichen Zunge durchsticht und vergiftet der Verleumder in einem Male sowohl den guten Namen desjenigen, von dem er spricht, als auch das Herz desjenigen, der ihn anhört, und es kommt nicht ihm zu gut, wenn das Herz des Anhörers mit einem edlen Gegengift bewaffnet ist. Jene nun, welche ihren Verleumdungen erst ehrenvolle Vorreden halten, oder allerlei Artigkeiten von Lob und Liebe dazwischen bringen, sind die schlauesten und giftigsten Verleumder von allen. Sie sagen z. B.: „Ich habe ihn wirklich recht lieb"; oder: „er ist sonst ein rechtschaffener und gebildeter Mann — aber was wahr ist, ist wahr: in diesem Punkte u. s. w."

Wer mit dem Bogen schießen will, zieht, so stark er kann, den Pfeil an sich, aber nur deßhalb, damit er mit größerer Gewalt abschnelle. Ebenso scheinen auch jene den Pfeil der Verleumdung an sich zu ziehen, um desto sicherer das Herz der Zuhörer zu treffen, und desto tiefer in dasselbe einzudringen. Noch grausamer, wenn auch nicht so boshaft, ist diejenige Verleumdung, welche scherzweise hervorgebracht wird. Der Schierling ist an und für sich kein schnelles Gift; er wirkt vielmehr ziemlich langsam und kann durch Gegenmittel gehemmt werden; wird er aber mit Wein vermischt, so ist jedes Mittel vergeblich. Eben so bleibt auch die Verleumdung um so fester im Herzen der Anhörer sitzen,

wenn sie durch ein witziges oder Lachen erregendes Wort gewürzt wird. Sie ist dann recht eigentlich wie Natterngift, das anfänglich uns einen angenehmen Kitzel erregt, dadurch aber das Herz und die Eingeweide erweitert, und sich dann desto tiefer einsaugt.

96. Von der Schmeichelei.

(Von Gottfried Seume.)

geb. 1763 † 1810.

Schmeichelei ist, wenn man Jemand erdichtete oder übertriebene Vorzüge beilegt, ihn geflissentlich angenehm davon unterhält, in der Absicht, daraus seinen Vortheil zu ziehen. Die Schmeichelei sei grob oder fein, der ehrliche Mann ist niemals ihr Freund. Wenn wir dem Reichen ganz deutlich schmeicheln wegen seiner Geldkasten, dem Vornehmen mit seiner Geburt, dem Gelehrten mit seiner Gelehrsamkeit, so ist die Schmeichelei ziemlich grob, und es gehört ein dicker Eigendünkel dazu, an dergleichen Schmeicheleien Gefallen zu haben. Aber man schmeichelt auch wohl mit vieler Feinheit allen diesen wegen ihres Verstandes, ihrer Güte, ihrer Großmuth, um sich von ihnen zu nähren. Diejenigen, welche sich durch Schmeichelei blenden und betrügen lassen, sind schwache, eitle Leute, und diejenigen, welche sich der Schmeichelei bedienen, um ihre eigennützigen Absichten zu erreichen, sind Kriecher oder listige Spitzköpfe. Solche Menschen suchen die schwache Seite Anderer ausfindig zu machen, ihre Leidenschaften und herrschenden Neigungen auszuspüren, um sodann ihre Maßregeln darnach zu nehmen. Jeder ehrliebende Mensch schämt sich, nur den Schein eines Schmeichlers zu haben und von der blinden Thorheit Anderer Vortheil zu ziehen. Schon die Ausdrücke, welche wir gewöhnlich von solchen Menschen brauchen, zeigen die Verachtung an, welche wir gegen sie fühlen. Er ist ein Kriecher, ein Achselträger, ein Schmarotzer, ein Speichellecker, heißt es von solchen Menschen, die auf diese Weise leben. Kann Etwas verächtlicher sein, als diese Namen, die sie mit Recht bekommen? Niemand wird sie um den Gewinn beneiden, den sie auf eine so niedrige Art erhaschen; oder wer sie darum beneidet, der zeigt schon selbst eine so niedrige Seele und ist in Gefahr, bald ihr Geselle zu werden. Er hat sich sein Gut erheuchelt und erschmeichelt, sagt man wohl von einem Menschen, der als ein solcher Kriecher zu dem Seinigen gekommen ist, und wir geben dadurch zu erkennen, daß ein solches Erwerbsmittel durchaus die Verachtung eines Rechtschaffenen verdient. Der Schmeichler findet Alles schön und gut an dem Manne, dem er schmeicheln will, und von dem er Vortheil hofft. Jede Tugend, welche derselbe besitzt, wird von ihm hervorgezogen und ungewöhnlich erhoben und gelobt; jeder Fehler und sogar jedes Laster, das er an sich hat, geschickt in gute Eigenschaften verwandelt! Bei dem Schmeichler heißt der Eitle ehrliebend, der Stolze ansehnlich und ernsthaft und stattlich, der Schwelger und Wüstling fröhlich und heiter, der Geizige wirthlich und sparsam, der Harte und Grausame

gerecht. Alles bekommt in dem Munde des Schmeichlers eine schöne Seite, die er künstlich aufzufinden und vorzustellen weiß. Der Schmeichler ist immer der Meinung seines Gönners, oder er widerspricht ihm nur, um ihm sodann durch seinen Beifall desto mehr Ehre zu verschaffen. Mit listiger Geschmeidigkeit weiß er überall sich nothwendig zu machen, erträgt die unwürdigste Begegnung mit Geduld, nur um seine Absichten zu erreichen.

Mit der Schmeichelei muß aber nicht verwechselt werden die löbliche Eigenschaft der freundlichen Dienstfertigkeit; Gefälligkeit und gutwillige Beflissenheit, Andern angenehm zu werden, ihnen zu dienen, uns ihre gute Meinung und Zuneigung zu erwerben, auf eine Weise, die nicht mit Pflicht, Anstand und Ehrbarkeit streitet; Bereitwilligkeit und Beförderung ihrer unschuldigen, billigen Wünsche, — das Alles sind Dinge, die den rechtschaffenen Charakter zieren und ihm sogar obliegen, wenn er sie leisten kann, ohne der Wahrheit zu schaden, ohne seine Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit zu beleidigen und ohne seine übrigen wichtigeren Pflichten zu versäumen. Mancher wird als ein Schmeichler angeklagt, der vielleicht nur höflich und gefällig ist, und wird von Andern beneidet, welche nicht selbst diese Gaben besitzen, oder nicht die Gelegenheit haben, sich die nämlichen Vorzüge zu erwerben. Der Gefällige, der Dienstfertige, der Freundliche ist Alles, was er ist, aus Pflicht und reiner Neigung, ohne absichtliche Erwartung irgend eines Vortheiles, und er sucht nie deßwegen an Jemanden das Gute zu vergrößern oder das Schlimme gut zu heißen. Dem Schmeichler ist es gleich, auf welche Weise er seine Absicht erreicht, und seine Absicht ist nicht löblich. Ihm ist es nicht um Wahrheit zu thun und als ehrlicher Mann zu handeln, sondern nur auf alle Fälle angenehm zu werden und zu bleiben, und dadurch bei jeder Gelegenheit seinen Eigennutz zu befördern.

97. Der Menschen grausamster Feind ist der Mensch.

(Von J. G. Fichte.)

geb. 1762 + 1814.

Es ist nicht die Natur, es ist die Freiheit selbst, welche die meisten und die fürchterlichsten Unordnungen unter unserm Geschlechte verursacht; des Menschen grausamster Feind ist der Mensch. Noch durchirren gesetzlose Horden von Wilden ungeheure Wüsteneien; sie begegnen sich in der Wüste, und werden einander zur festlichen Speise; oder wo die Cultur die wilden Haufen endlich unter das Gesetz zu Völkern vereinigte, greifen die Völker einander an mit der Macht, die ihnen die Vereinigung gab und das Gesetz. Den Mühseligkeiten und dem Mangel trotzend, durchziehen die Heere friedlich Wald und Feld; sie erblicken einander, und der Anblick von Ihresgleichen ist des Mordes Loosung. Mit dem Höchsten, was der menschliche Verstand ersonnen, ausgerüstet, durchschneiden die Kriegsflotten den Ozean; durch Sturm und Wellen hindurch drängen sich Menschen, um

auf der einsamen, unwirthbaren Fläche Menschen zu suchen; sie finden sie und trotzen der Wuth der Elemente, um mit eigener Hand sie zu vertilgen. Im Innern der Staaten selbst, wo die Menschen zur Gleichheit unter dem Gesetze vereinigt zu sein scheinen, ist es großentheils noch immer Gewalt und List, was unter dem ehrwürdigen Namen des Gesetzes herrscht; hier wird der Krieg um so schändlicher geführt, weil er sich nicht als Krieg ankündigt und dem Befehdeten sogar den Vorsatz raubt, sich gegen ungerechte Gewalt zu vertheidigen. Kleinere Verbindungen freuen sich laut der Unwissenheit, der Thorheit, des Lasters und des Elends, in welche die größern Haufen ihrer Mitbrüder versunken sind, machen es sich laut zum angelegensten Zwecke, sie darin zu erhalten und sie tiefer hineinzustürzen, damit sie dieselben ewig zu Sklaven behalten, und jeden zu verderben, der es wagen sollte, sie zu erleuchten und zu verbessern. Noch kann überall kein Vorsatz irgend einer Verbesserung gefaßt werden, der nicht ein Heer der mannichfaltigsten selbstsüchtigen Zwecke aus ihrer Ruhe aufregte und zum Kriege reizte, der nicht die verschiedensten und einander widersprechendsten Denkarten zum einmüthigen Kampfe gegen sich verbände. Das Gute ist immer das Schwächere, denn es ist einfach und kann nur um seiner selbst willen geliebt werden; das Böse lockt jeden Einzelnen mit der Versprechung, die für ihn die verführendste ist, und die Verkehrten, unter sich selbst im ewigen Kampfe, schließen Waffenstillstand, sobald das Gute sich blicken läßt, um diesem mit der vereinigten Kraft ihres Verderbens entgegen zu gehen. Jedoch kaum bedarf es ihres Widerstandes, denn noch immer bekämpfen aus Mißverstand und Irrthum, aus Mißtrauen, aus geheimer Eigenliebe die Guten einander selbst, — oft um so heftiger, je ernstlicher jeder von seiner Seite, was er für's Beste erkennt, durchzusetzen strebt, und reiben eine Kraft, die vereinigt kaum dem Bösen die Waage halten würde, im Streite gegen einander selbst auf. Da tadelt einer den andern, daß er mit stürmischer Ungeduld Alles übereile und nicht erwarten könne, bis der gute Erfolg gehörig vorbereitet sei, während der andere diesen beschuldigt, daß er aus Zaghaftigkeit und Feigheit nichts ausführen, gegen seine bessere Ueberzeugung alles lassen wolle, wie es ist, und daß für ihn die Stunde des Handelns wohl nie anbrechen werde, und nur der Allwissende könnte sagen, ob einer und welcher von beiden in diesem Streite Recht habe. Da hält fast jeder das Geschäft, dessen Nothwendigkeit ihm gerade am meisten einleuchtet, und zu dessen Ausführung er sich die meiste Fertigkeit erworben, für das wichtigste und angelegenste, für den Punkt, von welchem alle andere Verbesserung ausgehen müsse, fordert alle Guten auf, ihre Kräfte mit ihm zu vereinigen und sie ihm für die Ausführung seines Zweckes zu unterordnen, und er hält es für Verrath an der guten Sache, wenn sie sich dessen weigern; indeß die andern von ihrer Seite dieselben Ansprüche an ihn machen und ihn desselben Verrathes beschuldigen, wenn er sich weigert.

So scheinen alle guten Vorsätze unter den Menschen in leere Bestrebungen zu verschwinden, die keine Spur ihres Daseins hinter sich lassen; indessen Alles so gut oder so schlecht geht, als es ohne diese Bestrebungen durch den blinden Natur-Mechanismus gehen kann.

98. Bedingungen des Wohlstandes.

(Von Friedrich List.)

Ueberall und zu jeder Zeit sind Intelligenz, Moralität und Thätigkeit der Bürger mit dem Wohlstand der Nation in gleichem Verhältniß gestanden, haben die Reichthümer mit diesen Eigenschaften zu- oder abgenommen; allein nirgends haben Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, Erfindungs- und Unternehmungsgeist der Individuen Bedeutendes zu Stande gebracht, wo sie nicht durch die bürgerliche Freiheit, die öffentlichen Institutionen und Gesetze, durch die Staatsadministration und durch die äußere Politik, vor allem aber durch die Einheit und Macht der Nation unterstützt gewesen sind.

Ueberall zeigt uns die Geschichte eine mächtige Wechselwirkung zwischen den gesellschaftlichen und individuellen Kräften und Zuständen. In den italienischen und hansischen Städten, in Holland und England, in Frankreich und Amerika sehen wir die produktiven Kräfte und folglich die Reichthümer der Individuen im Verhältniß der Freiheit und der Vervollkommnung der politischen und der gesellschaftlichen Institutionen zunehmen, und diese hinwiederum aus dem Wachsthum der materiellen Reichthümer und der produktiven Kräfte der Individuen für ihre weitere Vervollkommnung Nahrung schöpfen.

Der eigentliche Aufschwung der englischen Industrie und Macht datirt sich erst von der Zeit der eigentlichen Begründung der englischen Nationalfreiheit, und die Industrie und Macht der Venetianer, der Hansen, der Spanier und Portugiesen geräth zugleich mit ihrer Freiheit in Verfall. Wie fleißig, sparsam, erfinderisch und intelligent die Individuen sein mochten, sie vermochten nicht, den Mangel freier Institutionen zu ergänzen. Die Geschichte lehrt also, daß die Individuen den größten Theil ihrer produktiven Kraft aus den gesellschaftlichen Institutionen und Zuständen schöpfen.

Der Einfluß der Freiheit, der Intelligenz und Aufklärung auf die Macht und folglich auf die produktive Kraft und den Reichthum der Nation stellt sich nirgends so klar heraus, als in der Schifffahrt. Unter allen Gewerbszweigen erfordert die Schifffahrt am meisten Energie, persönlichen Muth, Unternehmungsgeist und Ausdauer — Eigenschaften, die offenbar nur in der Luft der Freiheit gedeihen können. Bei keinem Gewerbszweig haben Unwissenheit, Aberglauben und Vorurtheil, Indolenz, Feigheit, Verweichlichung und Schwäche so verderbliche Folgen; nirgends ist das Gefühl persönlicher Selbstständigkeit so unerläßlich. Daher weist auch die Geschichte kein einziges Beispiel auf, daß ein versklavtes Volk sich in der Schifffahrt hervorgethan hätte. Die Hindus, die Chinesen und Japanesen haben von jeher nur Kanal-, Fluß- und Küstenschifffahrt betrieben. Im alten Egypten war die Seeschifffahrt verabscheut, wahrscheinlich weil Priester und Herrscher fürchteten, den Geist der Freiheit und Independenz dadurch zu nähren. Die freiesten und aufgeklärtesten Staaten Griechenlands sind auch die mächtigsten zur See; mit der Freiheit hört ihre Seemacht auf, und wie viel auch die Geschichte von den Landsiegen der Könige von Macedonien zu erzählen weiß, sie schweigt von ihren Siegen zur See. Wann

sind die Römer seemächtig und wann hört man nichts mehr von ihren Flotten? Wann gibt Italien Gesetze auf dem Mittelmeer, und seit wann ist die eigene Küstenfahrt der Italiener in die Hände der Fremden gerathen? Ueber die spanischen Flotten hatte die Inquisition längst das Urtheil gesprochen, ehe es von den Flotten Englands und Hollands vollzogen ward. Mit dem Aufkommen der kaufmännischen Oligarchien in den Hansestädten nahmen Macht und Unternehmungsgeist Abschied von der Hansa. Von den spanischen Niederlassungen erringen nur die seefahrenden ihre Freiheit, die der Inquisition unterworfenen müssen sich sogar ihre Flüsse sperren lassen. Die englische Flotte, Siegerin im Kanal über die holländische, nahm nur Besitz von der Seeherrschaft, die der Geist der Freiheit ihr längst zuerkannt hatte, und doch hat Holland noch einen großen Theil seiner Navigation bis auf unsere Tage erhalten, während die der Spanier und Portugiesen fast zernichtet ist.

Vergeblich sind die Bestrebungen einzelner großen Administratoren, unter den despotischen Königen Frankreichs eine Flotte zu schaffen, sie geht immer wieder zu Grunde. Wie aber sehen wir in unsern Tagen die französische Schifffahrt und Seemacht erstarken? Kaum ist die Independenz der Vereinigten Staaten von Nordamerika geboren, und schon kämpfen sie mit Ruhm gegen die Riesenflotten der Mutternation. Wie aber steht es mit der Schifffahrt von Mittel- und Südamerika? So lange nicht ihre Flaggen in allen Meeren wehen, ist auf die Wirksamkeit ihrer republikanischen Formen wenig zu halten. Seht dagegen Texas — kaum zum Leben erwacht, verlangt es schon seinen Theil am Reiche Neptuns.

Die Schifffahrt ist aber nur ein Theil der industriellen Kraft der Nation, ein Theil, der nur gedeihen und zu großer Bedeutung erwachsen kann im Ganzen und durch das Ganze. Ueberall und zu jeder Zeit sehen wir Schifffahrt, innern und auswärtigen Handel, ja die Agrikultur selbst nur da blühen, wo die Manufakturen zu großer Blüthe gelangt sind. Wenn aber die Freiheit schon Grundbedingung des Gedeihens der Schifffahrt ist, um wie viel mehr muß sie Grundbedingung des Gedeihens der ganzen Manufakturkraft, des Wachsthums der ganzen Nationalproduktivkraft sein? Die Geschichte kennt kein reiches, kein handel- und gewerbtreibendes Volk, das nicht auch ein freies gewesen wäre.

Ueberall sind erst mit den Manufakturen innere Transportverbesserungen, verbesserte Flußschifffahrt, Kanäle, verbesserte Straßen, Dampfschifffahrt und Eisenbahnen, die Grundbedingungen des verbesserten Ackerbaues und der Civilisation, aufgekommen.

Die Geschichte lehrt, daß Künste und Gewerbe von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gewandert sind. Verfolgt und unterdrückt in der Heimath, flüchteten sie nach Städten und Ländern, die ihnen Freiheit, Schutz und Unterstützung gewährten. So wanderten sie aus Griechenland und Asien nach Italien, von da nach Deutschland, Flandern und Brabant, von da nach Holland und England.

Ueberall war es der Unverstand und die Despotie, wodurch sie verjagt wurden, der Geist der Freiheit, welcher sie anzog. Ohne die Thorheit der Kontinental-Regierungen wäre England schwerlich zur Gewerbs-Suprematie gelangt.

Erscheint es aber mehr der Weisheit angemessen, daß wir warten, bis andere Nationen thöricht genug sind ihre Gewerbe zu vertreiben und sie zu nöthigen, bei uns Unterricht zu finden, als daß wir, ohne das Eintreten solcher Zufälle abzuwarten, sie durch Vortheile, die wir ihnen bieten, einladen, sich bei uns niederzulassen?

Es ist wahr, die Erfahrung lehrt, daß der Wind den Saamen aus einer Gegend in die andere trägt, und daß auf diese Weise öde Haiden in dichte Wälder verwandelt worden sind; wäre es aber darum weise, wenn der Forstwirth zuwarten wollte, bis der Wind im Laufe von Jahrhunderten diese Kulturverbesserung bewirkt? Wäre es thöricht, wenn er durch Besaamung öder Strecken diesen Zweck im Lauf weniger Jahrzehnte zu erreichen sucht? Die Geschichte lehrt uns, daß ganze Nationen mit Erfolg gethan haben, was wir diesen Forstmann thun sehen.

99. Die Wichtigkeit eines Tages.

(Von Schröder.)

Ein Tag, wie schnell verfließt er doch! Welch' ein unbedeutender Theil unseres Lebens scheint er zu sein! Und gleichwohl, wie wichtig ist derselbe durch die Folge dessen, was an ihm geschieht, oder dessen, was an ihm hätte geschehen sollen und nicht geschieht! Schon ein einziges in der Uebereilung gesprochenes Wort ist oft bitter bereut worden, weil es zu großem Unheil Veranlassung gegeben hat. Welchen Segen stiftete dagegen wieder eine einzige zum Guten angewendete Stunde oder der Entschluß nur eines einzigen Augenblicks! Wie viele gute und böse Thaten kann man aber in dem Laufe eines Tages vollbringen! wie viel Gutes während desselben versäumen! welche Fortschritte oder Rückschritte in der Tugend machen! wie viel durch ein gutes oder böses Beispiel an einem einzigen Tage bei Andern wirken! Wie hoch über alle Berechnung stehen also die Folgen dessen, was an einem Tage durch uns geschieht, oder nicht geschieht? Ruhe und Zufriedenheit, guter Name und ein schuldloses Gewissen kann in dieser kurzen Zeit verloren gehen, und lange noch wirkt das nach, was wir aus Mangel an Ueberlegung oder in leidenschaftlicher Aufregung thaten und sprachen. Wie wichtig also ist der so kurz scheinende Abschnitt unseres Lebens, den wir einen Tag nennen!

Darum will ich mir vornehmen, diesen und einen jeden Tag so hinzubringen, daß an demselben mein Glück sowohl, als das Anderer befördert werde; ich will stets an Gott denken und an das, was mir sein heiliges Gesetz zu thun vorschreibt; ich will mich immer daran erinnern, daß ich von ihm in allen Dingen abhange, daß er mein Herr und Gebieter ist, dem ich Folgsamkeit schuldig bin. Alles was ich denke und thue, meine Absichten und Bestrebungen, meine Arbeiten, sowie meine Vergnügungen sollen mit dem göttlichen

Gesetze in Uebereinstimmung sein. Gewissenhaft will ich Alles das vermeiden, wobei mich der Gedanke an seine Gegenwart beunruhigen würde, und nur das thun, wobei ich mich der Nähe des Allheiligen freuen kann. Mag mir etwas also noch so schwer oder leicht, noch so unangenehm oder angenehm sein, mag es mir Nachtheil oder Vortheil, Mißbehagen oder Vergnügen versprechen, wenn es Pflicht ist, es zu thun oder zu unterlassen, wenn ich weiß, daß es Gottes Willen gemäß ist, so will ich nicht einen Augenblick anstehen, das zu thun, was mir die innere Stimme, welche ja Gottes Stimme ist, gebietet. So handelte der Anfänger und Vollender unseres Glaubens; so war er eifrig bemüht, Gottes Befehle auszurichten, so war ihm jeder Tag seines Lebens wichtig, keinen ließ er ungenutzt entfliehen; an jedem war er bemüht, das Reich seines himmlischen Vaters auf Erden auszubreiten und die Menschen zu bessern, zu vervollkommnen und sie näher zu ihm zu führen. Wer so handelt, wie kann der in seinem Innern so froh sein, da er weiß, daß er sich des Beifalls Gottes und seines Schutzes zu erfreuen hat! Auch wenn seine Bemühungen nicht immer mit dem erwünschten Erfolge gekrönt werden und nicht so viel Gutes wirken, als er sich von denselben versprach, wird er sich dennoch trösten können mit der Reinheit seiner Absichten, die dem Allwissenden bekannt sind, der nichts Gutes ohne Wirkung läßt, wenn sie sich auch nicht immer sogleich und unmittelbar zeigen sollte.

Wenn aber ein einziger Tag lang genug ist, um unendlich viel Gutes oder Böses an demselben zu thun, zu reden, zu denken, zu fördern und zu hindern, so muß einen jeden auch eine ernstliche Selbstprüfung schließen, ob wir ihn nicht leichtsinnig verloren und nutzlos verträumt, oder gar zu Dingen angewendet haben, deren wir uns vor uns selbst schämen müßten. Ja die Zeit ist ein köstliches Gut, das wir nicht verschwenden dürfen und von dessen Anwendung wir einst werden Rechenschaft geben müssen. Und wer weiß denn, wie viele Tage er noch leben wird? Sind wir Menschen nicht Geschöpfe von gestern, welche schon morgen ihr Ende erreicht haben können? Wie wichtig ist also auch schon insofern der Zeitraum eines Tages! Das Heute ist noch mein, das Morgen ist mir ungewiß. Darum will ich jede Minute weise benutzen. Diese Flüchtigkeit und Ungewißheit meiner Lebenstage soll mich zu unabläßigem Eifer anspornen; ich will mir in jedem Augenblicke denken, daß mit dem Schlusse des Tages auch mein Leben geschlossen sein könnte; dann werde ich gewiß immer so handeln, daß ich im Stande bin, vor den Richterstuhl des ewigen Weltenrichters zu treten; dann werde ich nicht mit Schmach und Schande beladen dastehen und verstummen müssen, wenn die Frage an mich ergeht: wie hast du die Tage deines Lebens benützt? hast du treu hausgehalten mit dem dir anvertrauten Pfunde oder nicht? welche Thaten hast du vollführt? bist du an jedem Tage bemüht gewesen, in deiner Veredlung und Besserung weiter fortzuschreiten? hast du auch, wie es deine Pflicht war, für das Wohl deiner Brüder gewirkt? Wohl Jedem, der, wenn er sich selbst, so lange er noch im Lande der Lebendigen weilt, solche Fragen vorlegt, sich eine genügende Antwort geben kann! Kann er es aber nicht, nun so ist es noch Zeit; er kehre daher um von dem verkehrten Wege und fange ein neues Leben an: dann wird der Tag, an dem er es thut, ein Tag des Heils für ihn werden und er wird die

Wichtigkeit auch eines so kurzen Zeitabschnittes, als ein Tag ist, aus dem Glücke erkennen, das einer derselben ihm brachte.

100. Ueber die Trostgründe der Vernunft und der Religion.

(Von J. F. Gellert.)

Es gibt viele, welche die Religion in ihren Würden lassen und doch glauben, daß die Trostgründe der Vernunft schon geschickt sind, den Menschen in seinem Unglücke aufzurichten. Es kommt dabei alles auf zwei Fragen an. Weiß die Vernunft alle die hohen Wahrheiten, die in der Offenbarung sind, und weiß sie solche mit so vieler Gewißheit und Deutlichkeit, als ohne die Offenbarung? Man behaupte das erste oder andere, so macht man die Religion zu einer überflüssigen Sache. Da sie aber ihre Göttlichkeit zugeben, so können sie dieses nicht annehmen, und also müssen sie sogleich mit behaupten, daß die Vernunft für sich die starken Trostgründe nicht hat, welche die Religion uns an die Hand gibt. Ich glaube, daß die wenigsten von denen, die der Vernunft so viele Stärke einräumen, es übel mit der Religion meinen. Sie setzen immer die Vernunft voraus, wie sie in uns durch den Unterricht in der Religion von Jugend auf ist gebildet worden. Kommt es dann zur Frage: wie viel vermag die Vernunft in diesem oder jenem Falle einzusehen? so trennt man die Wahrheiten seiner christlichen Vernunft auf eine unbehutsame Weise von dem, was wir die Wahrheiten der Religion nennen. Wir schließen diese meistens in die Gränzen der geoffenbarten Geheimnisse ein. Den übrigen Vorrath der Wahrheit, den wir in uns finden, rechnen wir sowohl seinem Umfange, als seiner Ueberzeugung nach zur Vernunft. Allein so müssen wir die Kräfte der Vernunft nicht untersuchen. Wir müssen ihr Vermögen bei denjenigen kennen lernen, welche keine Offenbarung hatten. Wenn mir Sokrates, Plato, Seneca und andere große Vernunftweise eben so hohe und eben so gewisse Trostgründe darstellen, als ein heiliger Paulus oder Johannes, so hat es mit der Stärke der Vernunft seine Richtigkeit. Aber wer kann dieses behaupten, wenn man Beider Schriften auch nur obenhin mit einander verglichen hat? Wie zweifelt die Vernunft, wenn sie von der Unsterblichkeit der Seele einen Ausspruch thun soll! Wie viele Uneinigkeiten trifft man in den Beschreibungen des Lebens nach dem Tode an? Jeder macht es zu dem Zustande, der seiner natürlichen Gemüthsbeschaffenheit am vortheilhaftesten ist. Die größten Weisen haben immer die Unsterblichkeit der Seele mehr gewünscht als erwiesen. Und sah es mit der Gewißheit von solchen Trostgründen in den Köpfen der tiefsinnigsten Männer nicht besser aus, was wird die Vernunft bei den meisten ausrichten, die ihren Verstand wenig oder gar nicht zu gebrauchen wissen.

Kann Niemand läugnen, daß uns die Religion größere Güter verheißt als die Vernunft, daß sie uns unser künftiges Glück deutlicher und umständlicher vorstellt als diese, daß sie uns endlich zu einer stärkern Ueberzeugung bringt, als das Licht der Vernunft,

kann er dieses nicht läugnen, so ist es erwiesen, daß die Religion die einzigen und wahren Trostgründe an die Hand gibt, weil sie die stärkste und lebendigste Hoffnung in uns erwecket, die wir als eine angenehme Empfindung der unangenehmen in unseren Leiden entgegensetzen und uns auf solche Art trösten.

Wenn ich den Seneca sagen höre, daß Niemand von seinem Posten ohne den Wink des höchsten Befehlshabers gehen, daß sich Niemand das Leben selbst nehmen soll, und wenn ich an einem anderen Orte wieder von ihm höre, daß ein Unglücklicher, wenn es gar nicht mehr fort wolle, doch noch den Trost übrig hätte, sich das schmerzhafte Leben selber zu verkürzen, so kann ich mir von seiner Theologie, und von der Ueberzeugung, die er von seinen Wahrheiten hat, keinen großen Begriff machen. Ist die Glückseligkeit nach dem Tode eine Belohnung der Tugendhaften, wie kann der tugendhaft sein, der ungehorsam ist, der wider den Befehl seines Obern handelt? Dies gibt Seneca selbst zu. Und hat er den Trost nicht in sich, daß er tugendhaft ist, wie kann er denn die Hoffnung der Belohnung haben? Ist die Glückseligkeit keine Belohnung der Tugend, und kann sie der, der sich das Leben nimmt, und wider die Tugend in den letzten Augenblicken handelt, doch noch erhalten, was ist dann für ein Trost in der Tugend? Hat das Laster nicht eben so viel Hoffnung für sich? Ich will durch dieses alles nicht der Vernunft ihre Ehre nehmen. Es gereicht ihr nicht weiter zur Schande, daß sie nicht so weit und so deutlich sieht, als die Offenbarung, als in so weit sie es läugnet. Ich behaupte ferner nicht, daß die alten Weisen durch ihre Vernunftgründe nicht zu einiger Beruhigung des Herzens hätten kommen können. Ich sage nur, daß ein Mensch, der die Religion weiß, nie einen wahren und dauerhaften Trost schmecken wird, wenn er ihn nicht durch die Religion erlangt. Er tröste sich mit der Vernunft so gut er will, so wird er kaum den Vortheil von ihr haben, den ein Sokrates oder Seneca genossen. Sie wußten kein ander Licht, und in so weit konnten sie ruhig sein. Der Christ hat noch ein anderes, und muß sich das eine Auge verbinden, um dieses Licht nicht zu sehen. Er muß sich zwingen, es für falsch oder überflüssig zu halten, damit er dem Ansehen seiner Vernunft aufhelfe. Allein es bleibt ihm bei allem dem noch die verdrießliche Möglichkeit im Wege stehen, daß er mit seiner Vernunft irren, und daß vielleicht nur in der Religion die wahre Beruhigung enthalten sein könne.

101. Der Mensch nach seinen verschiedenen Sphären.

(Von J. M. Sailer.)

In der Menschheit unterscheiden sich dem Blicke der Reflexion zwei große Sphären, die des animalischen und des geistigen Lebens. Die Sphäre des animalischen Lebens zeichnet sich aus durch Gesundheit, Stärke, Gewandtheit von einer, durch Krankheit,

Schwäche, Unbehülflichkeit von der anderen Seite. Die Extreme heißen Geburt und Tod; was zwischen inne liegt, ist Kampf des Lebensprinzips wider jede Macht, die ihm Ertödtung oder Schwächung drohet. Die geistige Sphäre theilt sich in drei andere: in die Sphäre der Erkenntniß, in die Sphäre der Sittlichkeit, in die Sphäre der Religion. Diese drei Sphären verhalten sich wie das Wahre, das Gute und das Heilige. Das Wahre und Gute ist in seiner Einheit das Selige, in seiner Offenbarung das Schöne. Man kann also sagen: das Heilige, auf das sich alle Religion bezieht, sei, wie das Urwahre und Urgute, so auch das Urselige und das Urschöne. Die Erkenntnißsphäre reichet vom ersten Funken des Bewußtseins bis zum reifen, vollendeten Wissen oder Nichtwissen, in das sich das culminirende Forschen endlich auflöset und verlieret. In der Erkenntnißsphäre zeichnet sich aus Wissenschaft und Kunst. Jene stark, in der Idee das, was ist oder sein soll, nachzubilden; diese das innere Gebilde äußerlich zu machen, das Geistige zu versinnlichen und das Sinnliche zu vergeistigen. Daß die Kunst nur als inneres Leben in die Erkenntnißsphäre gehöre, versteht sich von selbst. Die Extreme der Erkenntniß sind Unmündigkeit und Mündigkeit. In der Mitte liegen unzählige Stufen, vorwärts und rückwärts. Unkunde, Zweifel, Irrthum, Traum, Blöd-, Wahn- und Unsinn, und wie sie alle heißen, die täglichen Phänomene der gelehrten und ungelehrten Welt.

Die Sittlichkeitssphäre ist die Sphäre des Freithätigen, in der sich Achtung und Liebe des Guten bewegt, vom Schamgefühle der Unschuld bis zum Heroismus des Heiligen.

Die Religionssphäre faßt in sich das Anerkennen des Göttlichen, Ewigen, d. i. das Anerkennen Gottes, der nicht ein Ewiges, sondern das Ewige, und noch bestimmter: der Ewige ist. Dieses Anerkennen Gottes ist in seinem Grunde ein Anerkennen im Ahnen, im Glauben, im Wissen, im Schauen; es ist in seiner Vollendung ein Anerkennen der Vernunft, des Willens, des Gemüthes, des Lebens. Ein Anerkennen der Vernunft, die nur im Urwahren ruhen kann; ein Anerkennen des Willens, der nur im Heiligen, Urguten ruhen kann; ein Anerkennen des Gemüthes, das nur im Urschönen und Urseligen ruhen kann; ein Anerkennen des Lebens, das nur das Urwahre, das Urgute, das Urschöne wie im Bilde darstellt.

102. Die Gemeinde.

(Eingang und Schluß ausgeführt.)

(Von Jost.)

Einleitung.

Zu den mancherlei Verbindungen, in die der Mensch zu dem Menschen gestellt ist, durch seine Nation, seinen Stand, seinen Beruf, seine Neigung, Gesellschaft, seinen Wohnort u. dergl. ist unstreitig auch eine der wichtigsten seine Verbindung zur Gemeinde

zu rechnen: So nennen wir nämlich diejenige organische Verbindung, nach welcher er, hinsichts seines bürgerlichen Daseins, durch seinen Wohnort zu einer gewissen Gemeinschaft rechtlich, sittlich und staatlich verbunden ist.

Schon hieraus erhellet, daß das Leben innerhalb der Gemeinde die wichtigste Seite der menschlichen Existenz sein muß. Es muß sich also der Mühe lohnen, einen Augenblick näher zu betrachten, was daraus für den Menschen überhaupt hervorgeht, daß es Gemeindeverbindungen gibt, und ein Jeder einer solchen angehört.

Abhandlung.

Es wird sich dies aber, wie wir meinen, am deutlichsten zeigen, wenn wir betrachten:

I. woraus ist die Gemeinde hervorgegangen?

Eine durch blos natürliche Verwandtschaft, Gleichheit des Besitzes und Beschäftigung verbundene, oder näher zu einander haltende Anzahl von Familien macht noch keine Gemeinde im eigentlichen Sinne aus. Die Gemeinde entsteht erst, wenn sich der Begriff des Staates, im eigentlichen Sinne, d. h. eine zu einer nach innen und außen organisch verbundene Gemeinschaft von Familien verschiedener Abkunft, Beschäftigung, verschiedenen Standes und ungleichen Vermögens zur Einheit gebildet hat. Das Glied eines Staates nun, das zwischen einzelnen Familien und dem Ganzen in der Mitte liegt, — das ist eine Gemeinde, und Prinzip ihrer Gliederschaft die Oertlichkeit (örtlich tribus). Am reinsten und vollständigsten stellt sie sich daher in dem Begriff einer Stadt- und Dorfgemeinde dar, — in welchem Sinne wir sie hier nehmen;

II. worin besteht das Gemeinschaftliche einer Gemeinde?

Als ein zwischen dem Einzelnen als Staatsmitglied und dem Ganzen des Staates in der Mitte stehendes Glied ist sie auch ein Abbild desselben im Kleinen und von seiner Solidarität durchdrungen. Daher hat sie in sich

1. gemeinsamen Besitz, bestehend in Fluren, Triften, Waldung, Märkten, öffentlichen Gebäuden, wie Kirche, Schule, Rathhaus, Thor- und Wächterhaus u. dergl.
2. gemeinsame Einkünfte, fließend theils aus Verpachtung ihres Besitzes, theils aus Zöllen oder wiederkehrenden Abgaben der einzelnen Gemeindeglieder nach gewissen Maßen;
3. gemeinsame Ausgaben theils für Unterhaltung und Verschönerung öffentlicher Gebäude, Wege, Brücken, Thore u. dergl., theils für Besoldung der Kirchen- und Schuldiener, so wie der Ortsbeamten u. dergl.;
4. gemeinsame Verwaltung:
   a. des Vermögens, der Einnahmen und Ausgaben;
   b. zur Sicherheit der Personen und des Eigenthums (Ortspolizei). In beiderlei Hinsicht bedarf es einer organischen Einrichtung der Verwaltung und des dazu gehörigen Personals mit einer einheitlichen Spitze (Bürgermeister, Ortsvorsteher oder Schulze);

5. gemeinsame Rechte und Pflichten:
   a. Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit innerhalb der Staatsgesetze;
   b. Gehorsam gegen die Anordnungen der Ortsobrigkeit, die zugleich Organ der Gemeinde nach dem Staate hin und mit demselben ist, Pflicht der Leistung der gesetzlichen Abgaben, der Erhaltung der Ortsarmen; auch persönliche Dienste, z. B. bei Feuersgefahr, Aufruhr u. dergl.;
6. gemeinsame Bedürfnisse:
   a. leibliche: dahin gehört Sicherstellung vor Gefahren, wie Feuers- und Wassersnoth, vor persönlichen Beleidigungen, vor Dieben und Mördern.

      Ferner gehört dahin, daß Wege, Straßen und Brücken offen und in gutem Zustande erhalten werden, daß keine Unreinlichkeit und Fäulniß in den Straßen und auf den Plätzen geduldet werde, daß man vor tollem Vieh gesichert werde, und vieles dergleichen. Aber auch z. B., daß gutes Wasser vorhanden sei 2c.;
   b. materielle, wohin gehört, daß ich vor Schaden an meinem Besitzthum und vor Einbuße gesichert werde, wie z. B. daß ich im Handel und Kauf nicht durch falsches Gewicht und Gemäß betrogen werde, daß mein Nachbar seine Bäume zur Zeit raupt und ähnliche Dinge, abgesehen von dem Schaden, der meinem Besitze durch Feuer, Wasser, Diebe 2c. droht;
   c. geistige, daß die Kinder gut erzogen und unterrichtet werden, daß arbeitsame, sparsame, fromme und überhaupt sittlich gute Menschen in der Gemeinde sind, — was sich kurz in dem Bedürfniß nach Kirche und Schule ausdrücken läßt, daß ein reger Gemeinsinn, oder ein Sinn für lebendige Betheiligung an dem Leben innerhalb der Gemeinde statt finde u. dergl.

III. Was gewährt das Leben innerhalb der Gemeinde?

1. Eine gewisse Sicherheit für meine Person und mein Eigenthum.
2. Freiheit des Lebensgenusses und der Ausübung meiner Thätigkeit innerhalb der Staatsgesetze.
3. Einrichtung zur Ausbildung des Verstandes und der Sitte.
4. Sie erhält in stetem lebendigem Zusammenhange mit dem Ganzen des Staates, so daß ich nur, indem ich der Gemeinde angehöre, auch dem Staate angehöre, und umgekehrt der Staat nur sich wohlbefinden kann, wenn das Leben in der Gemeinde ein gesundes und reges ist.

Schluß.

Schon hieraus geht, wie wir meinen, genugsam hervor, daß in der That die Verbindung, in welcher der Einzelne zur Gemeinde gestellt ist, zu den wichtigsten gehört, in die er überhaupt zu treten vermag, nicht nur weil sie dem Einzelnen Sicherheit und Freiheit

gewährt, sondern auch, weil sie uns allein in lebendige Verbindung mit dem nationalen und Staatsleben erhält.

Daher erhellet aber auch, wie es ebenso wohl unser eigener Vortheil als unsere Pflicht ist, ein nützliches und ein gesundes Mitglied der Gemeinde zu sein und nicht nur selbst Gemeinsinn zu haben, sondern ihn auch bei Anderen zu wecken und zu fördern. Darauf sollte auch das Hauptziel der Schule und Kirche gerichtet sein!

103. Politische und Cultur-Geschichte. (Brief.)

(Von Falkmann.)

Du thust in Deinem letzten Briefe eine Frage an mich, liebes Schwesterchen, aus der ich mit Vergnügen ersehen habe, daß Du Gefallen an wissenschaftlichem Unterrichte findest, und die ich Dir daher, so gut ich es vermag, zu beantworten eile. Ich soll Dir schreiben, sprichst Du, welches denn eigentlich der Unterschied zwischen politischer und Cultur-Geschichte sei, Dein Lehrer gebrauche diese Ausdrücke oft, habe sie Dir auf Dein Befragen auch schon einmal erklärt, aber Du habest ihn noch nicht recht verstanden.

Du weißt, liebe Schwester, daß jeder Gegenstand eine Geschichte haben kann, wenn Du Dir nämlich denkst, was Alles mit ihm bis auf den gegenwärtigen Augenblick vorgegangen ist, welche Entstehung er z. B. gehabt, welche Veränderungen er erlitten, wie er sich gegen andere verhalten hat. Gewöhnlich denken wir aber bei dem Worte Geschichte nur an das, was mit dem Menschen, dem Hauptbewohner der Erde, vorgegangen ist. Wenn Du nun bei dem Menschen Deine Aufmerksamkeit darauf richtest, wie er die ihm vom Schöpfer gegebenen körperlichen und geistigen Anlagen allmählig immer mehr entwickelt, gestärkt und zu seinem und Anderer Besten gebraucht hat, wenn Du Acht gibst, wie er bald sich seiner Bestimmung mehr genähert, bald sich von derselben entfernt hat, so hast Du eine Geschichte seiner allmäligen Ausbildung oder seiner Cultur. Du siehst leicht ein, wie unübersehbar groß das Gebiet der Culturgeschichte ist. Man theilt sie daher wieder in einzelne besondere Bezirke. Solche sind z. B. die Geschichte der Sitten und Gebräuche verschiedener Völker, wie sie z. B. unter ihnen bei Hochzeiten, Geburten, Todesfällen, Mahlzeiten, Festen 2c. 2c. vorkommen. Ferner die Geschichte der Erfindungen oder: wie, wo, wann, durch wen 2c. allmählig die bis jetzt bekannten Werkzeuge, Maschinen und Vorrichtungen unserer Handwerker und Künstler erfunden worden sind. Dann die Geschichte der Wissenschaften (die Literaturgeschichte), welche zeigt, wie die Menschen durch Sprache, Schrift und Bücher ihren Geist ausgebildet haben. Die Kunstgeschichte, welche lehrt, wie sie ihren Sinn für das Schöne und Erhabene durch Gemälde, Bildhauerarbeiten, Gebäude und andere Werke der Kunst geübt und erhöhet haben. Endlich die Religions- und Kirchengeschichte oder die Art, wie die Erdenbe-

wohner zu verschiedenen Zeiten den Glauben an Gott und an ein göttliches Leben geäußert, entwickelt und mancherlei Einrichtungen darauf gegründet haben. Bei der politischen oder bürgerlichen Geschichte siehst Du aber auf so Etwas nicht, da betrachtest Du den Menschen bloß in den Verbindungen, die man Staaten (z. B. Königreiche, Herzogthümer, Fürstenthümer, Freistaaten ꝛc.) nennt, und siehst zu, was diese Staaten für eine Verfassung gehabt haben, das heißt, wie sie eingerichtet gewesen sind, und was für Männer (Regenten, Minister, Heerführer u. s. w.) an ihrer Spitze gestanden haben; durch welche Umstände sie entstanden und gewachsen oder geschwächt und zerstört worden sind; in welchen Verhältnissen sie zu andern Staaten gestanden, ob sie z. B. Krieg mit ihnen geführt, Verträge mit ihnen geschlossen haben.

Wenn Du nun diese zweifache Geschichte mit einander vergleichst, so wirst Du sehen, daß die erste den Menschen zunächst als Menschen, die zweite als Bürger — so nennt man den Menschen insofern er zu einem Staate gehört — betrachtet; daß jene mehr auf das Innere seines Lebens, diese mehr auf das Aeußere sieht; daß in der einen mehr das Einzelne, in der andern mehr das Ganze, in der einen mehr das Stille, Friedliche, in der andern mehr das Auffallende, Streitende herrscht. Du wirst aber auch sehen, daß, wie man sich Bildung des Menschengeschlechts nicht wohl ohne ordentliche Staaten denken kann, so auch Cultur- und politische Geschichte nothwendig zusammengehören und ohne einander nicht recht verstanden werden können.

Es würde mich freuen, liebe Schwester, wenn Du in dem Bisherigen die Aufklärung gefunden hättest, die Du suchtest. Sollte Dir nun noch Einiges dunkel sein, so laß es mich wissen. Uebrigens wirst Du Manches dieser Art bei fortgesetztem Geschichtsunterrichte schon von selbst besser verstehen lernen. Daher ermahnt zu fernerm Fleiße

Dein treuer Bruder.

104. Held und Dichter.

(Von Novalis.)

Menschen, die zum Handeln, zur Geschäftigkeit geboren sind, können nicht früh genug Alles selbst betrachten und beleben. Sie müssen einmal selbst Hand anlegen und viele Verhältnisse durchlaufen, ihr Gemüth gegen die Eindrücke einer neuen Lage, gegen die Zerstreuungen vieler und mannichfaltiger Gegenstände gewissermaßen abhärten und sich gewöhnen, selbst im Drange großer Begebenheiten den Faden ihres Zweckes festzuhalten und ihn gewandt hindurch zu führen. Sie dürfen nicht den Einladungen einer stillen Betrachtung nachgeben. Ihre Seele darf keine in sich gekehrte Zuschauerin, sie muß unabläßig nach Aussen gerichtet und eine emsige, schnell entscheidende Dienerin des Verstandes sein. Sie sind Helden, und um sie her drängen sich die Begebenheiten, die ge-

leitet und gelöst sein wollen. Alle Zufälle werden zur Geschichte unter ihrem Einfluß, und ihr Leben ist eine ununterbrochene Kette merkwürdiger und glänzender, verwickelter und seltsamer Ereignisse.

Anders ist es mit jenen ruhigen, unbekannten Menschen, deren Welt ihr Gemüth, deren Thätigkeit die Betrachtung, deren Leben ein leises Bilden ihrer inneren Kräfte ist. Keine Unruhe treibt sie nach Aussen. Ein stiller Besitz genügt ihnen, und das unermeßliche Schauspiel ausser ihnen reizt sie nicht, selbst darin aufzutreten, sondern kommt ihnen bedeutend und wunderbar genug vor, um seiner Betrachtung ihre Muße zu widmen. Verlangen nach dem Geiste desselben hält sie in der Ferne, und er ist es, der sie zu der geheimnißvollen Rolle des Gemüthes in dieser menschlichen Welt bestimmte, während jene die äußern Gliedmassen und Sinne und die ausgehenden Kräfte derselben vorstellen. Große und vielfache Begebenheiten würden sie stören. Ein einfaches Leben ist ihr Loos, und nur aus Erzählungen und Schriften müssen sie mit dem reichen Inhalte und den zahllosen Erscheinungen der Welt bekannt werden. Nur selten darf im Verlauf ihres Lebens ein Vorfall sie auf einige Zeit in seine raschen Wirbel mit hineinziehen, um durch einige Erfahrungen sie von der Lage und dem Charakter der handelnden Menschen genauer zu unterrichten. Dagegen wird ihr empfindlicher Sinn schon genug von nahen unbedeutenden Erscheinungen beschäftigt, die ihm jene große Welt verjüngt darstellen, und sie werden keinen Schritt thun, ohne die überraschendsten Entdeckungen in sich selbst über das Wesen und die Bedeutung derselben zu machen. Es sind die Dichter, diese seltenen Zugmenschen, die zuweilen durch unsere Wohnsitze wandeln; sie, die schon hier im Besitz der himmlischen Ruhe sind und, von keinen thörichten Begierden umhergetrieben, nur den Duft der irdischen Früchte einathmen, ohne sie zu verzehren und dann unwiderruflich an die Unterwelt gekettet zu sein.

Wenn man den Dichter mit dem Helden vergleicht, so findet man, daß die Gesänge der Dichter nicht selten den Heldenmuth in jugendlichen Herzen erweckt, Heldenthaten aber wohl nie den Geist der Poesie in irgend ein Gemüth gerufen haben.

105. Ueber gothische Baukunst.

(Von Fr. Schlegel.)

Es spricht sich der Geist des Mittelalters überhaupt, besonders aber der deutsche, in keinen andern Denkmälern so ganz aus, als in denen der sogenannten gothischen Baukunst, deren Ursprung man gleichwohl immer noch nicht recht weiß. Zwar, daß sie nicht von den Gothen herrühre, ist nun anerkannt, da sie viel später entstanden ist und fast ohne Uebergang mit einem Male ziemlich vollendet hervortritt. Ich rede von demjenigen Styl der christlichen Baukunst, welcher durch die hoch emporstrebenden Gänge und Bogen,

durch die, wie aus einem Bündel von Röhren zusammengesetzten Säulen, durch die Fülle des Blätterschmuckes, die blumen- und blätterartigen Zierrathen, hinreichend ausgezeichnet, und dadurch auch ganz unterschieden ist von der ältern Gattung der nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel in neugriechischem Geschmack erbauten Denkmale. Maurisch ist hierin nichts oder nur ganz Unbedeutendes; einige wahrhaft maurische Gebäude in Sicilien und Spanien haben einen wesentlich verschiedenen Charakter. Es werden auch wohl im Morgenlande solche gothische Gebäude gefunden, aber von Christen erbaut, Burgen und Kirchen der Tempelherren und Johanniter. Die eigentliche Blüthezeit dieser ganz eigenthümlichen Baukunst fällt in's zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert. In Deutschland hatte sie allerdings am meisten geblüht, und deutsche Meister haben nach solchen Begriffen zu nicht geringer Bewunderung der damaligen Italiener den Dom in Mailand erbaut. Aber nicht in Deutschland allein, besonders in den deutschen Niederlanden, hat sie geblüht, sondern eben so sehr in England und im nordwestlichen Theile von Frankreich. Die eigentlichen ersten Erfinder sind völlig unbekannt; ein einzelner großer Baukünstler kann nicht der Urheber dieser neuen Kunstart gewesen sein; sein Name würde sich erhalten haben. Die Meister, welche diese wunderbaren Werke gebildet haben, scheinen vielmehr eine durch mehrere Länder verbreitete und unter sich eng geschlossene Gesellschaft gebildet zu haben. Wer sie aber auch gewesen seien, sie haben nicht bloß Steine übereinanderhäufen, sondern große Gedanken darin ausdrücken wollen.

Ein noch so herrliches Gebäude, wenn es keine Bedeutung hat, gehört auf keine Weise zur schönen Kunst. Unmittelbare Erregung des Gefühls, eigentliche Darstellung ist dieser ältesten und erhabensten aller Künste nicht verstattet; nur durch die Bedeutung kann sie in einem gewissen Sinne Gedanken ausdrücken, und ist dadurch auch sicher, hohe Gefühle von ganz bestimmter Art zu erregen. Symbolisch muß daher alle Baukunst sein, und mehr als jede andere ist es diese christliche des deutschen Mittelalters.

Was zuerst und am nächsten liegt, das ist der Ausdruck des zu Gott emporsteigenden Gedankens, der, vom Boden losgerissen, kühn und gerade aufwärts zum Himmel zurückfliegt. Dieses ist es eben, was Jeden mit dem Gefühl des Erhabenen beim Anblicke dieser, wie Strahlen emporschießenden Säulen, Bogen und Gewölbe erfüllt, wenn er sich dieses Gefühl auch nicht in einem deutlichen Gedanken auflöst. Aber auch alles Andere in der ganzen Form ist bedeutend und sinnbildlich, wovon sich auch in den Schriften jener Zeit manche merkwürdige Spuren und Beweise finden. Der Altar wurde gern gegen Aufgang der Sonne gerichtet, die drei Haupteingänge nehmen die hereinströmende Menge von den verschiedenen Weltgegenden her auf. Drei Thürme entsprechen der Dreizahl des christlichen Grundbegriffs von dem Geheimniß der Gottheit. Der Chor erhob sich wie ein Tempel im Tempel mit verdoppelter Höhe. Die Gestalt des Kreuzes war schon von früh in der christlichen Kirche gesucht worden, nicht bloß willkürlich, wie man etwa wähnen möchte. Die runde Säule hat die christliche Baukunst schon früh vermieden; da aber die aus drei oder vier runden Säulen zusammengesetzten keine gute

Form geben, so wählte man nun jene schlanken, wie aus einem Bündel verschlungener Röhren in der mannichfaltigsten Fülle und Einheit leicht emporfliegenden Säulen. Die Grundfigur aller Zierrathen dieser Baukunst ist die Rose; daraus ist selbst die eigenthümliche Form der Fenster, Thüren, Thürme abgeleitet; auch aller Blätterschmuck und die reichen Blumenzierrathen. Das Kreuz und die Rose sind demnach die Grundformen und Hauptsinnbilder dieser geheimnißreichen Baukunst. Was das Ganze ausdrückt, ist der Ernst der Ewigkeit, ja, wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdischen nämlich, umflochten von der lieblichsten Fülle eines unendlich blühenden Lebens.

106. Was liegt dem Gedichte von Göthe „der Sänger" für eine Idee zu Grunde?

(Von Jost.)

Zu den vollendetsten und schönsten Balladen Göthe's gehört ohne Zweifel „der Sänger". Der Gegenstand dieses Gedichtes ist ein so lieblicher und allgemein ansprechender, die Darstellung so klar und ausgeprägt, daß der Sinn des Ganzen leicht von vornherein erkannt wird.

Weniger leicht dürfte aber wohl sein, diesen Sinn oder die dem Gedichte unterliegende Idee, die uns auch aus andern wohlbekannten Gedichten entgegenkommt, in seiner modifizirten Bestimmtheit deutlich formulirt auszusprechen oder, wenn dies auch der Fall sein sollte, doch aus dem Bau des Gedichts den Beweis zu liefern, daß die gedachte Idee wirklich die richtige ist; mit einem Worte: sie nicht bloß auszusprechen, sondern sie selbst erst aus dem Ganzen zu entwickeln.

Gerade dies soll jetzt unsere Aufgabe sein.

Der einfache sachliche Inhalt des Gedichtes ist folgender: Ein König, der auf einer seiner Burgen Hof hält, und eben mit seinen Rittern und den Damen im großen Saale der Hofburg versammelt ist, hört von draußen her Gesangestöne erschallen. Diese ergreifen ihn in so inniger Weise, daß er sogleich Befehl gibt, den unbekannten Sänger in die Burg einzuführen und ihn seinen Gesang im Saale wiederholen zu lassen. Auf die Meldung, daß es ein Sängergreis sei und daß er im Vorgemach auf den Befehl harre, einzutreten, will er, daß dies ohne Verzug geschehe.

Indem dieser nun, nach ehrerbietiger Verneigung vor dem Könige und der Versammlung, sein Haupt wieder erhebt und sein Auge den Saal durchschaut, wird er einen Augenblick von der Pracht desselben, noch mehr aber von der Schönheit der geschmückten Damen und von den hochgestellten und edeln Männern, die er hier versammelt findet, verwirrt; er faßt sich jedoch, seines ehrenvollen Auftrages eingedenk, bald wieder und

läßt, mit einer gewissen Ueberwindung nur nach innen in sich selbst und auf sein Instrument schauend, die Saiten desselben erklingen, um so mächtiger, als die hohe Zuhörerschaft ihn begeistert, das Schönste zu singen, was er nur vermag.

Aufmerksam und tief bewegt lauscht man seinen Tönen bis zu Ende, und der König läßt ihm als Ehrengeschenk eine goldene Kette überreichen. Er aber weigert sich, sie anzunehmen, indem er sagt, daß Gold und Ehre besser denen ziemen, die im Felde und im Staate sich verdient machten, als ihm, dem schlichten, thatenlosen Sänger; seine That sei allein das Lied, das nur in Freiheit und fern von den Sorgen und dem Streben der Welt gelingen könne, und sein schönster Lohn dieses Gelingen selbst und das Gefallen, das es Andern errege; dürfe er aber um etwas bitten, so solle man ihm vom besten Wein im goldenen Pokale reichen.

Dies geschieht, und der Sänger leert den stärkenden Labebecher bis zum Grunde, ferneren Segen herabwünschend auf das erhabene Königshaus, aber auch warnend, bei diesem irdischen Glück Gottes zu vergessen, durch den wir es unverdient besitzen, und mahnend, ihm eben so innig dafür zu danken, als er für den Becher Weines danke, den er genossen.

Forschen wir nach den in dieser Inhaltsdarstellung gegebenen Theilen oder Hauptgliedern des Ganzen, so stellen sich uns folgende dar:

1. Ein König läßt einen Sänger in seinem Saale ein Lied vortragen.
2. Er gibt ihm dafür als Ehrengeschenk eine goldene Kette.
3. Der Sänger verweigert die Annahme derselben, bittet aber dagegen um einen Trunk des edelsten Weines in dem köstlichsten Gefäße.
4. Er leert ihn unter Segenswünschen für den König, aber auch mit der Mahnung, in seinem Glücke sich eine fromme und dankbare Gesinnung gegen Gott zu bewahren.

Und suchen wir nach dem innern Causal-Verhältniß, in welchem die Theile zu einander stehen, so ist dieses zweifelsohne folgendes:

Weil der Sänger, den ein König zum Vortrag seiner Lieder zu sich hatte in seinen Saal rufen lassen, so schön gesungen hatte, schenkte dieser ihm als Belohnung eine goldene Kette; weil aber die Kette nur dem weltlichen Besitz und der amtlichen Ehre entspricht, und die Liedergabe ein viel höherer und geistiger Besitz und eine eben solche Ehre ist, so verlangt er als Belohnung nur, was seinem augenblicklichen leiblichen Bedürfniß genügt, aber allerdings in einer nach Inhalt und Form seiner edlen und geistigen Beschäftigung entsprechenden Weise. Und weil ihm dies gern und als eine kleine Gabe gereicht wird, so preißt er den König mit inniger Dankbarkeit glücklich dafür, ermahnt ihn aber auch, in der Erinnerung an ihn, seiner höheren geistigen Bestimmung und seiner Verpflichtung zu dankbarer Gesinnung gegen Gott immer eingedenk zu sein.

Und fragen wir endlich, worauf mithin dieser Causalnexus der Gedanken nach Grund und Einheit unbezweifelt hindeute, so ergiebt sich dies, daß der Gesang als eine höhere göttliche Gabe seine Belohnung zwar in sich selber trage, daß aber die von zeitlichem

Glück Begünstigten verpflichtet seien, durch freie Unterstützung der Träger dieser geistigen Güter sich dankbar gegen Gott zu erweisen.

Dies ist die Summe des Gedankeninhalts oder die Idee, die dem Gedichte zu Grunde liegt.

Lehren eines Vaters an sein Kind.

107. Wie sollen wir lesen?

(Von Garve.)

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch und begriff nicht, warum sie es so eilfertig wegriß. Sie erröthete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und las mir zu ihrer Rechtfertigung die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie;

„So ein unbedeutsames Geschenk einige leere Blätter scheinen möchten, so sind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armuth freigebig werden, wenige mit so gutem Herzen gemacht worden, und vielleicht keines, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als Du dieses Dir machen kannst. Ich habe es Dir schon mehrmals gesagt: Ein wenig Athem und ein paar Federstriche, die wir für unsere Gedanken aufwenden, so schwer uns auch beides ankommen mag, werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daß man von einer so kleinen Ursache so große Wirkungen verspricht; aber es ist wahr. So lange der Mensch nicht reden konnte, so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig und redete schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte: sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen.

„Du, mein Kind, hast schon einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören oder hast das gelesen, was du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutigen Tages kein großer Ruhm mehr für ein Frauenzimmer ist, daß es liest, so ist es noch immer einer, daß es aus Lernbegierde liest, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Werth des Lesens, indem sie den Endzweck desselben verkehrt, und sie verwandelt die Weisheit in einen bloßen Putz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker,

als daß sie den Augenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: Ich hab' es gelesen! — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt dir nur etwas Muth und Uebung, um sie ganz zu erreichen.

„Unsere Seele ist ein Maler, der entweder Originale nach der Natur, oder Kopien von guten Originalien malt. Jene sind ihre eigenen Empfindungen, ihre eigenen Beobachtungen und Schlüsse; diese sind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lektüre erhalten. Gute Meister verfertigen die Kopien nur als Studien — so nennen sie ihre Uebungsstücke, — um ein richtiges Auge und eine richtige Hand zu bekommen; schlechte bleiben dabei stehen und gründen darauf ihren Ruhm. Es kommt also Alles darauf an, das, was Andere aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüssen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läßt sich doch am Ende Alles zurückbringen — so anzusehen, als ob wir es aus unsern eigenen gezogen hätten. Ehe wir selbst denken, müssen wir erst einem Andern nachdenken lernen. Das ist also der zweite Schritt, den Du zwar auch schon versucht hast, den Du aber noch beherzter thun mußt: Werde aus einer Leserin zu einer Schriftstellerin! Wenn Du liesest, so sondre den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm seinen Putz, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis Du Dir mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder, sie sind also Dein, so wie der Gedanke, den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind als die Bücher, und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen.

„Aber nicht lange werden diese Auszüge bloß abgekürzte fremde Gedanken sein; Du wirst in Kurzem Deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die elektrischen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und Bewegung ist; wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat, so geht sie geschwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigener über. Ehe man sich's versieht, kommt aus dem eigenen Schatz unserer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird. — Versuch' es mein Kind; denn ich bin bei Deinen Fähigkeiten gewiß, daß es Dir glücken muß, und ist es Dir nur einmal geglückt, so bin ich eben so gewiß, daß Du fortfahren wirst. — Das Denken gibt uns ein so reines und ein so lebhaftes Vergnügen, daß, wer es nur einmal in seinem Leben gekostet hat, es nie wieder entbehren kann."

108. Wie gelangt man zu einem guten Ausdrucke seiner Gedanken und Empfindungen?

(Von Justus Möser.)

Ihre Klage, liebster Freund, daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten ganz vollkommen genugthun können, wenn sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Anderen vortragen wollen, mag leicht gegründet sein; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papiere, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unserer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitung für den empfindenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sklavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden und aus dessen Seele Alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die meisten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen und ihren Satz darnach auszuführen; oder sie nutzen die Heftigkeit des ersten Anfalls und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, das oft bunt und stark genug ist und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle, so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eigenem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken, so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen, und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel möglich zu gewinnen, ehe ich an einen Vortrag oder an eine Disposition und Ausführung denken dürfe. Diesem nach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstand begeistert und zum Vortrage geschickt fühle, alles was mir darüber beifällt, auf's Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus und gewinnt

neue Ansichten, die zuerst noch von näheren Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt, und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung, und hört nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fang' ich in der Stunde des Beruf's an, mein Geschriebenes nachzulesen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt, und wo ich hierüber mit mir selbst nicht einig werden kann, da lege ich mein Papier bei Seite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fange ich allmählig an, Alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen, was sich nicht dazu fügen will, wegzustreichen, und jedes auf seine Stelle zu bringen. Insgemein fällt Alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einzelheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich Alles schon mehr zur Bestimmtheit geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrages. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplane von selbst, und das Colorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besonderen Leitung zu bedürfen.

Unter Millionen Menschen ist übrigens vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie Alles hergibt, was sie hergeben kann. Darum, so oft Sie sich mächtiger in der Empfindung, als im Ausdrucke fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Seele sei faul, sie wolle nicht Alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen Sie sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Glut gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden; sie muß getrieben und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand.

109. Ein Stück aus der Styllehre. (Ein Gespräch.)

(Von Colshorn.)

Friedrich. Ei, da bist du ja! Sei mir herzlich willkommen!

Wilhelm. Danke schön! aber ich sehe, du willst ausgehen; wandern wir somit zusammen!

Friedrich. Ich wollte gerade zu dir, um mir abermals deinen Rath zu erbitten. Sonst wäre ich wahrlich nicht über die Schwelle gegangen, denn es regnet ja, als ob es mit Mulden gösse. Laß uns also, wenn dir's beliebt, heute in der trocknen und warmen Stube bleiben!

Wilhelm. Und was stünde dem Herrn zu Befehl? Hapert's vielleicht wieder bei einer schriftlichen Arbeit?

Friedrich. Richtig gerathen, Oedip! Wir sollen in fehlerhaften Sätzen, welche der Lehrer uns diktirt hat, die Verstöße gegen einen guten Styl aufsuchen. Nun sind zwar die Regeln mit uns durchgenommen, ich bin mir jedoch derselben nicht mehr klar genug bewußt, um noch mit Sicherheit darnach arbeiten zu können. Wolltest du mir deßhalb wieder ein wenig behülflich sein?

Wilhelm. Wenn ich kann, sehr gern. Wie lautet denn der erste Satz?

Friedrich. „Am 22. März 1832 starb der Dichter und Staatsminister Johann Wolfgang v. Göthe." Ich fühle recht gut, daß es nicht so heißen sollte, weiß indeß nicht anzugeben, warum es falsch ist.

Wilhelm. Du wirst auch dies können, wenn du dir nur die Frage beantworten willst: Was hat der Dichter mit dem Staatsminister, der Staatsminister mit dem Dichter zu schaffen?

Friedrich. Ha, nun weiß ich's wieder! Es sind in jenem Satze zwei Begriffe, die in gar keiner Verbindung mit einander stehen, zu einem untrennbaren Ganzen vereinigt.

Wilhelm. Ganz recht. Die Regel lautet: Verbinde nur da, wo ein innerer Vereinigungsgrund vorhanden ist; somit ist eine Verbindung fehlerhaft, deren einzelne Glieder sich durchaus nicht unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt bringen lassen. In dem folgenden Satze, der freilich in jeder Hinsicht abscheulich ist, findet sich derselbe Fehler: „Die Tscherkessen, Männer mit olivenfarbner Gesichtsfarbe, gutem Feuergewehr oder Bogen und Pfeilen, wohnen auf dem Kaukasus, aber das weibliche Geschlecht ist desto schöner."

Friedrich. Potz Bomben und Granaten! Wo hast du das Thier nur aufgegabelt?

Wilhelm. In einer Flugschrift, die man ihres barbarischen Styls wegen eher eine Fluchschrift nennen sollte. — Wie lautet nun aber der zweite Satz?

Friedrich. „Wie die Sonne unterging, starb der Held."

Wilhelm. Wie willst du den Satz anders ausdrücken?

Friedrich. In demselben Augenblicke, als die Sonne unterging, starb der Held.

W i l h e l m. Wenn ich ihn nun aber so umschreibe: Glorreich, wie der Sonnenuntergang, war des Helden Tod?

F r i e d r i ch. Dagegen könnte man auch Nichts einwenden; jene Verbindung verursacht somit Zweideutigkeit und ist deshalb fehlerhaft.

W i l h e l m. Ohne Frage, denn die zweite Regel heißt: Eine jede Bezeichnung, möge sie an sich auch noch so richtig sein, vermeide, sobald sie eine doppelte Auffassung zuläßt. Was kann z. B. der Satz bedeuten: „Gibt es etwas, das die Wolke beherrscht?"

F r i e d r i ch. Sowohl „Gibt es etwas die Wolke Beherrschendes?" als auch „Gibt es etwas von der Wolke Beherrschtes?" Er ist somit ebenfalls unrichtig.

W i l h e l m. Fertig?

F r i e d r i ch. Fertig!

III.

Skizzen.

1. Zu Erzählungen.
2. Zu Beschreibungen.
3. Zu Schilderungen.
4. Zu Abhandlungen.

1. Erzählung einer Thatsache.

(Von Venn.)

I. Veranlassung: Durch wen? wann? wo? warum entstand die Thatsache?
II. Fortgang: Verlauf der Thatsache? welche Umstände hemmten oder förderten sie?
III. Erfolg: Wie endete sie? was waren die Folgen?

2. Die Waldmühle.

(Von Cholevius.)

Einleitung.

Besuch eines Schulfreundes, dessen Vater Mühlenbesitzer ist. Früher Morgen. Wanderung durch den Bergwald.

Thema:

Die Waldmühle und ihre Umgebung.

1. (Austritt aus dem Walde, Blick über den Thalgrund von Westen her.) Ein ziemlich steiler, mit Weiden bepflanzter Weg schlängelt sich zur Mitte hinab, wo die Mühle liegt. Das Klappern und das Rauschen des Wassers sind vernehmbar. Jenseits wieder eine Hügelkette mit Wald. Im Norden eine breite Oeffnung des Thales mit dem See. Der Abfluß desselben, welcher die Mühle treibt, durchzieht in Krümmungen den Grund und verliert sich südlich in einer Schlucht. Auf den Abhängen Saatfelder, Weideplätze; hie und da eine Baumgruppe oder ein Gesträuch.

2. (Ankunft — das Haus.) Der obere Theil ist die Mühle, der untere, dessen hohes steinernes Fundament auf der vordern Seite im Wasser liegt, die Wohnung. Braunrother Anstrich. Mehlstaub auf dem Dache, an Wänden und Fenstern.
3. (Begrüßung und Unterhaltung im Familienzimmer — Aussicht auf den Hof an der Ostseite.) Begrenzung des Hofraumes durch einen hohen Staketenzaun und durch die Wirthschaftsgebäude. Wagen, Ackergeräthe, Bauholz, Bretter (die Müller bauen gerne), Mühlsteine. Der Pferdestall, durch dessen offene Thüre man zwei Rappen sieht. Der Taubenschlag, türkische Enten, Perlhühner, ein Pfau. Zwei große Kettenhunde. Einige Landleute, die von ihren Wagen Getreidesäcke abladen. Bestäubte Müllerburschen. Brettschneider neben ihrem Gerüste, welche die Säge schärfen.
4. (Bewirthung im Garten.) Lage an der Südwestseite diesseits des Flusses. Blumen- und Obstgarten. Ein zierlicher Bretterzaun. Breite Kiesgänge. Auf hohen Stangen Reiter, Schiffer mit Schaufeln, eine Mühle, die sich im Winde dreht, Kunstwerke, welche die Müllerburschen an den Winterabenden schnitzen. Weiter nach hinten der Gemüsegarten mit dem Backhause und der Weidegarten mit Pferden, Kühen, Kälbern.
5. (Nachmittags eine Wasserfahrt — der See.) Die Ufer theils sandig, theils mit Binsen eingefaßt. Eine kleine Insel mit Bäumen, auf der eine Einsiedelei. Landhäuschen und Fischkasten. Enten, Reiher. An den Ufern angelnde Kinder.

Schluß.

Heimkehr zu Pferde in Begleitung des Freundes. Von der Höhe ein Rückblick auf das Thal, über welches sich das Abendroth ergießt.

3. Ueber Guttenberg und seine Verdienste.

(Nach D. G. Herzog.)

I. Einleitung.

Sieben Städte behaupteten Homers Geburtsort zu sein: um die Geburtsstätte der Buchdruckerkunst streiten sich auch mehrere Städte.

1. Einige schreiben die Erfindung dieser Kunst den Sinesen, Andere den Japanesen zu. — Beide druckten aber nur mit Holzplatten, in welchen Buchstaben oder Charaktere eingeschnitten waren. Die Holzschneidekunst war auch den Deutschen schon im vierzehnten Jahrhundert bekannt.

2. Griechen und Römer kannten die Kunst in Metalle zu graviren. Die Römer hatten messingene Stempel mit Buchstaben, die sie in irdene Gefäße einprägten. Cicero's Worte de nat. deor. II, 37. hätten wohl zur Erfindung der Buchdruckerkunst leiten können.
3. Die eigentliche Buchdruckerkunst mit metallenen beweglichen Lettern wurde erst um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erfunden. Drei Städte nehmen sie in Anspruch: Harlem, Straßburg und Mainz; die Harlemer für Lorenz Janßon Koster, Küster und Schöppen zu Harlem um 1430; die Straßburger für Mentel (Mentelin); beide ohne Grund; Mainz für Johann Guttenberg, genannt Gensfleisch.

II. Abhandlung.

1. Ueber Guttenberg. — Seine Erfindung wurde vollendet unter oft sehr ungünstigen Umständen — bei mäßigem Vermögen. — 1430—1445 in Straßburg Verbindung mit drei wohlhabenden Männern zu Erfindungen mancher Art, auch zu der, Bücher zu drucken mit beweglichen hölzernen Lettern. — Dann in Mainz, seiner Vaterstadt, Verbindung mit Faust und Schöffer zur Vervollkommnung derselben. — Durch die Kabale Faust's, welcher sah, daß die Kunst so weit gediehen war, daß sie Vortheil versprach, kam Guttenberg 1454 um seinen Apparat. Dann gründete er eine neue Druckerei, welcher er bis 1465 vorstand. Vom Kurfürsten von Mainz zum Hofkavalier ernannt, überließ er dieselbe seinen Gehülfen und starb 1468.
2. Seine Verdienste.
   A. Unmittelbar und früher.
      a. Durch seine Erfindung wurden die Bücher, das Hülfsmittel zur Verbreitung der Kultur,
         1. wohlfeiler. — Sonst nur Abschriften und dadurch viel theurer. — Auch Privatpersonen konnten sich jetzt Bibliotheken anschaffen. — Lesen und Schreiben blieb nicht mehr bloß in die Klöster eingeschlossen.
         2. Sie wurden schneller und in größerer Anzahl verbreitet.
         3. Nützliche Schriften waren, da sie jetzt in so vielen Exemplaren existirten, nicht mehr, wie bisher, der Vernichtung preisgegeben.
         4. Die Bildung selbst wurde allgemeiner verbreitet. Einfluß auf Schul- und Universitäts-Unterricht. — Der Adel, statt, wie bisher, bloß zu jagen, zu kriegen, zu zechen, fing an zu lesen.
      b. Sie begünstigte die durch die Eroberung von Konstantinopel und die Auswanderung dortiger Gelehrter wieder erwachte Liebe zur klassischen Literatur in dem Abendlande durch den Abdruck klassischer Schriftsteller. — Fehler darin konnten sich durch unwissende Abschreiber jetzt nicht mehr so vermehren und fortpflanzen als früher.
   B. Mittelbar und später.

a. Schnelleres Fortschreiten in Kunst und Wissenschaft, überhaupt rascherer Austausch der Gedanken.

1. Keine wichtige Entdeckung geht mehr verloren; kein ausgezeichnetes Talent bleibt mehr verborgen: Alles berichtet die Zeitung durch den Druck.

2. Die Buchdruckerkunst hat die besseren Köpfe aller Nationen zu einem Gesammtleben in den Wissenschaften vereinigt.

b. Ausbildung der bisher vernachläßigten Landessprachen, indem auch Nichtgelehrte zu lesen anfingen.

c. Verbreitung richtiger Religionsbegriffe. Jeder konnte sich aus den Hauptquellen leicht Licht verschaffen. — Größere Erbauung bei dem Gottesdienste. Gesangbücher bewirkten mehr Theilnahme des Laien daran. —

d. Sicherung der Menschheit vor dem Rückfalle in die Barbarei durch Vervielfältigung der Bücher.

III. Schluß.

Guttenberg hätte wohl unter weniger drückenden Umständen noch mehr geleistet. Er opferte seiner Kunst die beste Zeit seines Lebens, seine Kräfte und sein Vermögen, ohne die Vortheile seiner Opfer zu genießen, ohne so belohnt zu werden, als er es verdiente. — Doch das ist ja gewöhnlich. Große Männer werden oft erst nach ihrem Tode als solche anerkannt. Wir wollen seiner dankbar gedenken. — Sei es, daß auch manches Schlimme aus der Buchdruckerei hervorging: das Gute ist weit überwiegend.

4. Lobrede auf Kolumbus.

(Von Kellner.)

I. Einleitung.

Männer, welche einst ihrem Vaterlande große Dienste leisteten, werden mit Recht geehrt, noch mehr aber verdienen die den wärmsten Dank der Nachwelt, welche nicht bloß einem einzelnen Volke, sondern der Menschheit nützten. So Kolumbus.

II. Abhandlung.

A. Kurzer Hinblick auf seine Geschichte.

a. Schilderung der damaligen mangelhaften Kenntniß des Erdbodens und Schilderung des Handels.

b. Kurze Geschichte des Kolumbus selbst.

B. Seine großen Eigenschaften.

a. In intellektueller Hinsicht. Wenn auch die Geschichte wenig von seiner Jugendzeit mittheilt, so erhellet doch, daß er ein sehr talentvoller Mann gewesen sein muß.

1. Daraus, daß in ihm die Ueberzeugung entstehen konnte, es müsse ein westlicher Weg nach Indien zu finden sein. (Rundung der Erde.)
2. Daraus, daß er, trotz der größten Hindernisse, dennoch Mittel fand, auf Andere so zu wirken, daß er sie von der Wahrheit seiner Meinung überzeugte.
3. Aus seiner Geistesgegenwart in Gefahren und seiner großen Wirksamkeit auf seine Untergebenen.

b. In Absicht der Willenskraft.

1. Muthige Ausdauer in Verfolgung seines großen Planes, ohne sich durch Hindernisse muthlos machen zu lassen.
2. Edelmuth, Uneigennützigkeit.
3. Größe und Standhaftigkeit im Unglück.

C. Seine Verdienste um die Welt.

a. In wissenschaftlicher und sittlicher Hinsicht.

1. Richtigere Kenntniß des Erdbodens.
2. Kenntniß unbekannter Völker.
3. Verbreitung der Kultur, der Segnungen des Christenthums, wo bisher Wildheit und Barbarei herrschten.

b. Bekanntschaft mit fremden Produkten, wodurch unser Leben erleichtert und angenehmer gemacht wird.

1. Mit manchen kräftigen Arzneimitteln, z. B. der Chinarinde, der Ipecacuanha.
2. Mit Gewürzen, z. B. der Vanille, Cacao ꝛc.
3. mit Färbematerialien, z. B. der Cochenille, dem Campeche-Holze ꝛc.

c. Verpflanzung von Produkten aus einem Erdtheil in den andern, dadurch vermehrte Erzeugung derselben und größere Wohlfeilheit. Kartoffeln und Taback nach Europa; Kaffe, Zuckerrohr, Baumwolle nach Amerika.

d. Vermehrter lebendiger Verkehr der Menschen und Völker unter einander und dadurch vermehrtere und allgemeine Wohlhabenheit und höhere Betriebsamkeit. Die reichen Gold- und Silberbergwerke in Peru und Mexico.

III. Schluß.

Wenn auch manches Böse auf diese Entdeckung und aus ihr folgte — unmenschlicher Druck der Landeseingebornen, Vertilgung ganzer Geschlechter — Sklavenhandel — gesteigerter Luxus in Europa: so trägt Kolumbus hievon nicht die Schuld. Ihm Segen und dankbarste Erinnerung der Nachwelt, je mehr die Mitwelt des großen Mannes ihm mit Undank lohnte. Lasset uns diese Schuld sühnen!

5. Was haben die Mönche der Welt genützt?

(Von Benn.)

I. Vielfach ist behauptet worden und wird auch jetzt noch behauptet, daß die Klöster unnütz seien. Doch wohl mit Unrecht; denn viel haben die Mönche der Welt genützt.

II. Sie haben:
  1. Vieles zur Ausbreitung des Christenthums beigetragen.
  2. Die Sitten kriegerischer Zeiten gemildert.
  3. Die Wissenschaften und Künste gepflegt.
  4. Für das leibliche Wohl der Menschen gesorgt.

III. Es wäre Undank, wenn man so große Verdienste verkennen wollte.

6. Arminius, der Befreier, und Bonifazius, der Beglücker Deutschland's.

(Nach Benn.)

Einleitung.

Deutschland hat große Männer; die größten sind Arminius und Bonifazius.

Durchführung.

Arminius, der Befreier Deutschlands. Harter Druck, unter dem Deutschland seufzte. Seine Befreiung durch Arminius. Dessen unendliche Verdienste um unser Vaterland.

Bonifazius, der Beglücker Deutschlands. Zu der äußern Unabhängigkeit fügte Bonifazius die innere Freiheit und machte dadurch das Volk glücklich. Begriff der innern Freiheit. Diese innere Freiheit, auf der das Glück eines Volkes beruht, fehlte den Deutschen. Tiefe Verkommenheit derselben, hervorgerufen durch das Heidenthum. Veredlung des sittlichen Zustandes durch das Christenthum — dessen wohlthätiger Einfluß auf die Bildung des höchst unwissenden Menschen. Glücklicher Zustand also durch das Christenthum herbeigeführt; und Bonifazius als der Verkünder des Christenthums ist der Urheber des glücklichen Zustandes, der Beglücker Deutschlands.

Schluß.

Auch wir sind diesen großen Männern zu Dank verpflichtet; diesen können wir am besten dadurch bethätigen, daß wir, ihrem Beispiele folgend, nach Kräften zur Freiheit und zum Glücke Deutschlands beitragen.

7. Grundzüge des römischen Charakters.
(Mit Beispielen belegt.)

(Von D. G. Herzog.)

I. Daß Rom zu einer solchen Höhe steigen konnte, lag vorzüglich in dem Charakter des Volkes. — Als derselbe entartete, fieng Volk und Reich an zu sinken.

II. Grundzüge dieses Charakters sind:

1. Patriotismus — Wetteifer, selbst mit Aufopferung des Lebens, das Vaterland zu retten, dasselbe zu heben. (Kurtius, stürzt sich in einen Abgrund; die Decier; Regulus.)
2. Liebe zur Freiheit. (Junius Brutus.) Wechsel der höchsten Staatswürden und Dauer derselben nur ein Jahr lang; (Widerwille gegen das Wort rex und regnum; Markus Porcius Kato in Utika; Markus Brutus).
3. Nationalstolz — durch die beiden ersten Grundzüge des Charakters geweckt. Er kann da nicht aufkommen, wo man Fesseln trägt. Nie schlossen die Römer als Besiegte Frieden (Schlacht bei Kannä). Dadurch Ausdauer und Muth in der Zeit der Noth und Gefahr.
4. Liebe zum Kriege und Tapferkeit — sichtbar schon von den Zeiten des Romulus an. Stete Erweiterung des Reichs. — Daher körperliche Abhärtung und Uebungen. Selten der Janustempel verschlossen. Das Heer tapfer, ausdauernd, gehorsam. — Aber der Sinn für friedliche Künste dadurch verdrängt.
5. Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit — selbst Großmuth gegen Feinde. (Junius Brutus gegen seine Söhne; Fabricius gegen Pyrrhus.)
6. Frugalität in der Lebensweise. — Ackerbau das ehrenwertheste Erwerbsmittel. (Cincinnatus ein Mal zum Konsul, ein Mal zum Diktator vom Pfluge hergeholt und Retter des Vaterlandes.)
7. Religiösität bis zum Aberglauben. — Augurien und Auspicien (Omina) klug und glücklich von den Großen benutzt.

III. Durch den nach Rom hinströmenden Reichthum ändert sich nach und nach seit der Besiegung Carthago's und Griechenland's dieser Charakter, und gegen das Ende der Bürgerkriege herrschte

1. Statt des Patriotismus — Egoismus. Privatinteresse und Parteigeist war an des erstern Stelle getreten. Cäsar's Ermordung und die häufigen Verschwörungen gegen Augustus waren nicht Folge reiner Vaterlandsliebe.
2. Statt der Freiheitsliebe — Käuflichkeit. Das Volk das feile Werkzeug reicher Vornehmer. Daher hatte auch Cäsar's Tod die erwarteten Folgen nicht — und das war gut: denn das Volk war für eine Republik zu entartet.
3. Statt des Nationalstolzes — Habsucht. Selbst Konsuln und Heerführer ließen sich vom Feinde bestechen. — Die Kriege gegen Jugurtha.

4. Statt Tapferkeit — Feigheit. Bisher war jeder römischer Bürger auch geborner Krieger gewesen; jetzt fieng man an, sich dem persönlichen Kriegsdienste zu entziehen. Ausländer und Sklaven nahm man in Sold.
5. An die Stelle der Gerechtigkeit traten grauenvolle Plünderungen und Seeräubereien in den Provinzen, und die ungerechtesten Kriege gegen Nachbarvölker. Verres in Sicilien.
6. An die Stelle der Frugalität in Wohnung, Kleidung, Nahrung, trat die unsinnigste Verschwendung und Schwelgerei, theils öffentliche (Pompejus gab zu Ehren seiner verstorbenen Tochter Spiele, wo zweitausend Gladiatoren auf Leben und Tod fochten, und speisete das Volk an zweiundzwanzigtausend Tafeln); theils im Privatleben. Pracht der Villen, die kostbarsten Gewänder in großer Menge; die üppigsten Speisen (Gerichte von Pfauenzungen; Fische, von denen das Pfund hundert Thaler kostet).
7. An die Stelle der Religiösität trat der Unglaube. Der Glaube an die Auspicien war verschwunden. Cicero spöttelte öffentlich über sein Auguramt. Man konnte an der Auspicien Stelle noch nichts Besseres sehen, und so verschwand mit dem Unglauben auch die Moralität.

---

8. Beschreibung einer Landschaft.

1. Standpunkt: Haus. Anhöhe. Berg.
2. Vordergrund: Weinberge. Wiesen. Einzelgebäude.
3. Mittelgrund: Dorf. Stadt. Reihe von Dörfern.
4. Hintergrund; Hügelreihe. Bergkette. Ebene.

9. Das Vaterland.

(Beschreibende Abhandlung.)

I. Eine schwere Aufgabe.

II. a. Land: Lage, Grenzen, Größe – Bodengestalt nach Bergreihen und Thälern — Schönheit des Landes. — Klima, Fruchtbarkeit, Produkte.

b. Leute: Religionsverhältnisse — Staatseinrichtung — Beschäftigung der Bewohner — Charakter der Menschen, intellektueller, gemüthlicher, sittlicher. — Aeussere Kennzeichen; Gesichtszüge, Kraft, Haltung und Benehmen, Kleidung.

III. Du schönes Land, sei glücklich! Du geliebtes Land, der Herr segne dich immerdar! Und segne mich, daß ich deiner werth sei!

10. Was die Seele kann.

I. Was der Leib kann.

II. Die Seele kann erkennen (aufnehmen, behalten, nachbilden — aus Eigenem bilden durch die Phantasie).

Sie kann empfinden (in Liebe und in Haß).

Sie kann wollen (begehren, sich entschließen, handeln).

III. Sie kann — und dies ist ihr herrlichstes Vermögen — Gott erkennen, lieben, verherrlichen, ihm sich einen und seiner theilhaft werden.

11. Der Samariter des Evangeliums, ein Bild der wahren Nächstenliebe.

(Nach Buchberger.)

I. 1. Er hat herzliches Mitgefühl.
2. Er liebt alle Menschen.
3. Er liebt in That und Wahrheit.
4. Er ist großmüthig in seiner Aufopferung.
5. Er ist unwandelbar und treu in seiner Gesinnung.

II. Gehe hin und thue desgleichen!

12. Der Sanftmüthige.

(Nach Buchberger.)

1. Er schweigt, ist ruhig, stille, gelassen, wo wir zornig und aufgebracht werden.
2. Weiß den Zorn zu beherrschen, in Schranken zu halten.
3. Kann sich bei Beleidigungen leicht beruhigen, aufheitern.
4. Begegnet seinem Beleidiger mit freundlicher Miene und Rede.
5. Kann auch die größten Beleidigungen bald vergessen und leicht verzeihen.

13. Ueber den Unterschied zwischen Geiz und Sparsamkeit.

(Nach Buchberger.)

I. Nicht selten legt sich ein Fehler den Namen einer Tugend bei, und weiß sich auf solche Weise sehr leicht einzuschleichen und festzusetzen.

II. Auch der Geiz gibt sich gar gern den Namen der Sparsamkeit, so groß auch ihr Unterschied ist.

1. Der Sparsame vermeidet nur die unnöthigen Ausgaben; der Geizige entbehrt auch des Nothwendigen.
2. Der Sparsame sucht Erwerb durch Arbeit und ehrliche Mittel; der Geizige wendet alle an.
3. Der Sparsame beneidet Niemanden; der Geizige ist neidisch und mißgönnt Anderen ihr Glück.
4. Der Sparsame ist genügsam; der Geizige ist unzufrieden und unersättlich.
5. Der Sparsame theilt von seinem Wenigen gern mit; der Geizige ist hart und hilft Niemanden.
6. Der Sparsame gestattet sich ein reines und mäßiges Vergnügen; der Geizige versagt sich jede Freude.

III. Seien wir sparsam, aber hassen wir das gottverhaßte und entehrende Laster des Geizes!

---

14. Schilderung einer Gegend.

1. Schönheit der Gegend im Allgemeinen: Lage. Größe. Art der Schönheit.
2. Schönheit im Einzelnen: Das Nächste. Die Umgebung. Die Ferne (Aussicht).
3. Die Gegend und der Schreibende: Erinnerung an verlebte Tage. Sehnsucht.

15. Mein Lieblingsplätzchen.

1. Jeder Mensch hat eine Lieblingsstelle — im Haus, in der Nähe desselben, in weiterer Ferne. Dort ist er gerne, dort sinnt und fühlt er; dort jubelt und klagt er; dort macht er Pläne; dort ruht er.

2. Auch ich habe ein solches Plätzchen. — Was ist es? — Wo ist es? — Wie ist's beschaffen? — Nächste Umgebung? — Fernere Umgebung, Aussicht?
3. Dort war ich und war glücklich. — Wie dieß?

16. Erinnerung an eine schöne Stelle, an der man in den Ferien gewesen.

1. Sei mir gegrüßt, du schöner Hügel! (Berg, Dorf, Wald u. s. f.). Ich war auf dir so glücklich. — Warum?
2. Wie schön ist es dort! — an der Stelle selbst, — in der Umgebung — in der Ferne (Aussicht).
3. Möchte ich dich bald wieder sehen! Befreit, wovon? — Dort würde ich dann jubeln, warum?

17. Zuruf an die erste wiederkehrende Lerche.

(Von D. G. Herzog.)

1. Kehrst du endlich wieder, du erste Botin des Frühlings? Sei mir gegrüßt! — Nur wenige Wochen noch — und Grün deckt auf's neue unsere Fluren.
2. Der Landmann sehnte sich nach deinem ersten Liede. — Der Winter hat zwar seine Freuden auch — aber Berg und Flur ruhen im weißen Todtengewande.
3. Du kommst aber noch frühe — Du wirst wohl noch oft dich bergen müssen. Der Winter ist noch nicht gewichen. Noch mancher Sturm steht wohl bevor!
4. Du bleibst immer dieselbe — dieselbe Fröhlichkeit, dieselbe Sorglosigkeit, dieselbe Bescheidenheit in deinem grauen Gewande — brauchst den Pfau in seiner Farbenpracht, den Schwan in seiner majestätischen Gestalt nicht zu beneiden.
5. Sorge nicht! Du wirst auch schon Futter finden. — Von dem Samen, den der Landmann ausstreuet, gebühret ein Theil auch dir. Er gönnt ihn dir. Du erfreust ihn ja den ganzen Frühling und einen Theil des Sommers hindurch vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne durch deine Lieder.
6. Scheint es doch, als wolltest du ihn, so lange er zwischen Furcht und Hoffnung schwebt, ermuntern. — Erst dann schweigst du, wenn seine Hoffnungen erfüllt sind.
7. Wenn ihm der Herbst und Winter Ruhe bringen, eilst du wo anders hin. — Wir wollen dir dann nicht zürnen, du kehrst ja treu zu uns zurück.

18. Zuruf an die im Herbste vorüberziehenden Störche.

(Von D. G. Herzog.)

1. Eilet! eure Reise ist weit. — Bei uns erstirbt die Natur.
2. Ihr ziehet in ein fernes Land — unter einen mildern Himmel; — unser warten hier Winterstürme.
3. Wer hat euch dies Land gezeigt? — Wer die Bahn euch angewiesen? — Welche Ordnung in eurem Zuge!
4. O! daß euch der Trieb der Natur sichrer leitet, als uns Menschen oft die Gabe der Vernunft!
5. Wir jammern, wenn wir scheiden sollen; — euer Geschrei ist Jubelgeschrei.
6. Findet ihr in eurer neuen Heimath auch so freundliche Aufnahme, als bei uns? Sehnsüchtig wartet euer der Landmann und hält euern Wohnsitz bereit. Ihr seid ihm die Verkünder des Glücks.
7. Werdet ihr den Gefahren, die euch auf euerm langen Zuge drohen, entrinnen? werdet ihr alle euer Ziel erreichen? — werdet ihr zu uns zurückkehren?
8. O, bringt, wenn ihr im neuen Jahre wiederkehrt, mit dem beginnenden Frühlinge auch das Beginnen einer neuen schönen Zeit inneren Friedens und äußerer Ruhe! Die Menschheit bedarf ihrer.

19. Der Jahrmarkt einer kleinen Stadt.

(Schilderung.)

(Von D. G. Herzog.)

1. Was für Hände und Füße so ein Jahrmarkt einer kleinen Stadt in Bewegung setzt! —
2. Vorbereitungen dazu. In den Familien ein Festtag, an dem man Gäste erwartet. Kuchenbacken, Aufräumen, Scheuern, Putzen; frischgewaschene Gardinen.
3. Am Nachmittage vorher das Aufschlagen der Buden; — hie und da Mißbehagen der Verkäufer mit dem ihnen angewiesenen Platze; — Spielplatz der Kinder, Jagen und Lärmen derselben um die Buden her.
4. Am Tage selbst Frühmorgens die Landstraßen, die zum Städtchen führen, mit Ankommenden bedeckt, zu Fuß — zu Wagen (eleganten, wie längst ausgedienten) — theils Käufern, theils besuchenden Gästen, theils auch wohl Gaunern und Dieben.

5. Die Verkäufer packen ihre Waaren aus und putzen ihre Buden auf — Freude über das schöne Wetter und Hoffnung des Gewinns spiegelt sich im Gesicht derselben. — Oder finstere Blicke bei Regen drohendem Himmel.
6. Gegen neun bis zehn Uhr wird es lebendiger. Fröhliche Kinder mit recht früh erhandeltem Spielzeuge, Trommeln, Pfeifen. — Der ernste Rathsherr mit dem Rathsdiener von Bude zu Bude gehend und das Standgeld einsammelnd.
7. Am lebhaftesten in den Stunden von 12 bis 4 Uhr. Alles, was den Markt besuchen wollte, ist nun da. Schilderung einzelner Scenen: vor einer Bude mit Näschereien — vor einer Würfelbude — vor der Bühne eines Quacksalbers — vor dem Tische eines Bänkelsängers, der eine gräuliche Mordgeschichte eben so gräulich absingt und Lieder verkauft, gedruckt in diesem Jahr — vor einer Seiltänzerbude mit dem spaßmachenden Bajazzo — auf dem Topfmarkte die prüfenden Frauen — vor einer Galanteriebude junge Herren und Mädchen — öffentliche Küche, schmorende Würste, Gänseviertel, Häringe im Freien verzehrt. — Drehorgel.
8. Schilderung einzelner Vorfälle: eine umgefahrne Bude — ein ertappter Gauner — ein Trunkener — ein Gewitter, anfangs Donner in der Ferne, macht zwar ängstlich, aber man hofft noch; plötzlich ein Sturmwind, Platzregen, große Verwirrung.
9. Ein Blick in die Wirthshäuser, Schmaus, Tanz, Jubel. — Ein Blick in die Familien, wo Freunde zum Besuche sind. — Spät erst Müdigkeit und Ruhe.
10. Man hat wohl das Menschenleben mit einem Jahrmarkte verglichen. Worin mag die Aehnlichkeit liegen?

20. Lob der Natur.

I. Es ist viel Schlimmes in der Natur: Verführendes (zu Geiz, zu Trunkenheit); dem Menschen Feindseliges. Auch ist sie vergänglich, und in soweit nichtig.

II. Allein sie ist sehr wohlthätig. Sie gibt Licht und Luft — Speise und Trank — Kleidung und Nahrung — Schutz.
Sie ist schön! Sie handelt und wirkt nach Gesetz und Regel — sie ist mild und sanft, stark und mächtig — sie ist mannichfaltig in ihren Produkten und Formen — sie ist groß und erhaben.

III. Sie führt zu Gott. Sie ist die Gehilfin zur Erreichung unserer Bestimmung — sie lehrt Ordnung, Mäßigkeit, Zartsinn, Demuth, Muth — sie lehrt Gott kennen und heißt ihn lieben. Was könnte man Größeres sagen zu ihrem Lobe?

21. Die Geschichte der Schweiz, die Freude des Schweizers.

I. Die Schweiz hat eine herrliche Natur, aber auch eine große Geschichte.
II. Jeder Zeitraum bietet Großes:
1. Die älteste Geschichte.
2. Die Zeit der Gründung des Freistaates.
3. Die Zeit der Erhaltung der errungenen Güter.
4. Die Zeit des Friedens und jener Männer, welche die Werke des Friedens vollbrachten.

III. Doch Freude und Stolz über diese Männer wäre zu wenig; es muß noch ein anderes sich mit diesen Gefühlen verbinden, die Nachahmung!

22. Gott ist die Liebe.

(Von Buchberger.)

1. So jauchzt der Frühling.
2. Jubelt der Sommer.
3. Ruft der Herbst.
4. Spricht der Winter.

23. Gedanken am Neujahrsabende.

(Von Kellner.)

I. Einleitung.

Es gibt Zeiten, welche mächtig zum Herzen der Menschen sprechen und selbst den Gedanken des Leichtsinnigsten momentan eine ernstere Richtung geben. Der Tag, wo z. B. ein geliebter Freund oder Verwandter durch den Tod schied, wird uns gewiß ernste Erinnerungen wecken. — Vor allen ist der Neujahrsabend ein besonders feierlicher, dessen Sprache nur ein gefühl- und gedankenloser Mensch überhören kann.

II. Woran erinnert er?

a. An die Flüchtigkeit der Zeit.
b. An ihre Unwiederbringlichkeit.
c. An die Nichtigkeit des Irdischen.

Wie manches Band der Liebe und Freundschaft wurde durch das verflossene Jahr durchschnitten, wie mancher Reiche wurde arm, wie mancher Glückliche unglücklich!

III. **Wozu ermuntert er?**

a. Zum Rückblicke und zu ernster Prüfung des bisherigen Lebens und Strebens.
b. Zu guten Vorsätzen für die Zukunft. Wirket, so lange es noch Tag ist!

IV. **Wovor warnt er?**

Vor Leichtsinn in Anwendung der Zeit, jenes kostbaren Stoffes, aus welchem unser Dasein gewebt ist. Keinen Aufschub!

V. **Wozu verpflichtet er?**

Zum Danke gegen Gott, der uns bisher erhalten und mit Gütern des Leibes und der Seele gesegnet hat.

V. **Schluß.**

Ja, wenn wir mit solchen Gedanken und Entschlüssen den Neujahrsabend feiern, wenn wir letztere zur That werden lassen, dann darf uns vor der Zukunft nicht grauen. Wehe uns aber, wenn wir einstens sprechen müßten: Gib mir die Jugend wieder, damit ich anders wähle!

24. Erinnerung an die dahingegangene Mutter.

(Selbstgespräch.)

1. Du **Vortreffliche**, Du bist dahingegangen!
2. Doch Du bist **glücklich**; Du bist befreit von Erdenqual und genießest Gottes Freude.
5. Ich aber bin hier ohne Dich. Wie sehr **bedürfte** ich Deiner; wie sehr **vermisse** ich Dich.
4. O flehe für mich, daß ich **glücklich** werde und **gut**!
5. Das Gutsein hängt auch von mir ab; ich will Dein Andenken ehren, indem ich Deine Mahnungen befolgen will; ich will **gut werden**.
6. Dann hoffe ich Dich wieder zu sehen. Wie **sehne** ich **mich darnach**! Wie selig wird einst unser Begegnen sein!

25. Monolog eines Greises aus der guten alten Zeit.

1. Sie sind dahin, die schönen Tage! Sie sind dahin, die lieben Freunde! Fremd stehe ich hier in einer neuen Welt!

2. Ich erkenne in meinem Leben Gottes Hülfe — den Lohn der Arbeit — den Segen der Leiden — die Schnelligkeit des Lebenslaufes — ich sehe nun den nahen Tod.
3. Aber es war eine bessere Zeit, die ich sah, als die ich jetzt sehe! Ich sehe das Verderben der Jugend — Rennen und Haschen der Menschen nach Reichthum, Luxus und Vergnügenssucht — Mangel an Freude und Frieden — ich erwarte nur Schlimmes.
4. Möge der Herr die Zukunft gut wenden! Möge er mich bald in Frieden zu sich abrufen! Komm Herr!

26. Lobrede auf die Gans am Martinsabend.

(Von D. G. Herzog.)

I. Wie dampft uns der köstliche Braten entgegen! Sein Anblick, wie sein Wohlgeruch, verkünden uns Genuß. — Und doch, wie oft wird das edle Thier, welches ihn uns gewährt, verkannt! Es geht ihr wie manchem andern edeln Thiere. Was muß der Esel sich gefallen lassen!

II. Das Loos hat mich zu ihrem Lobredner bestimmt, und so will ich denn das Unrecht gut zu machen suchen ꝛc.

1. Ihre Tugenden.
   - *a.* Demuth und Bescheidenheit in ihrer Haltung. Vergleichung mit dem stolzen Schwan. — Man hat diese Tugend für Einfalt und Dummheit gedeutet und ungebildete Mädchen Gänse genannt.
   - *b.* Sinn für Höheres. Bei jedem Laut, den sie vernehmen läßt, richtet sie ihr Haupt zum Himmel empor; wenn es donnert, fast mit Andacht.
   - *c.* Redseligkeit. — Die ungerechten Menschen nennen es Schnattern.
   - *d.* Reinlichkeit. — Darin Muster für Männer und Frauen.
   - *e.* Wachsamkeit. — Die Retter des Capitols.
   - *f.* Treue Vater- und Mutterliebe. — Jeden Nahenden halten sie von ihren Jungen ab, und kommen sie mit ihren Kleinen von der Weide zurück, so ist es ordentlich rührend, wie der Vater Gänserich, der anfangs gravitätisch voranschritt, wohlbedacht die Kleinen, gleichsam sie überzählend, in die Wohnung einschreiten läßt und dann den Zug schließt.
2. Der Nutzen, den sie gewähren.
   - *a.* Ihr Gefieder gewährt uns
     - a. ein weiches Lager,

b. ein Reinigungsmittel (Flederwische),
c. Schreibfedern — wie hochwichtig!

b. Ihr Fleisch — als Braten, als Leberpastete — als wohlschmeckendes Schmalz zu den schwarzsauren Klößen.

c. Ihre Knochen dienen — zu Pfeifen für Vogelsteller; als Spielzeug für Kinder; selbst als prophetisches Mittel, um einen mehr oder weniger strengen Winter zu verkündigen.

III. Doch der herrliche Braten möchte während meiner Rede erkalten. Also 2c. 2c.

27. Der Nachtwächter nach einer durchwachten Winternacht.

(Selbstgespräch.)

(Von D. G. Herzog.)

1. Gottlob! es schlägt vier Uhr. — Hu! wie kalt, trotz meinem warmen Pelze! — Wie hab' ich mich darnach gesehnt! — Doch ich habe ausgeharret und es nicht gemacht, wie meine Mitwächter, die vor einer halben Stunde schon vier Uhr verkündigten.
2. Es ist doch ein saures Stückchen Brod — bei Tage Arbeit, bei Nacht Wachen.
3. Ja im Sommer — da geht es wohl! Wenn es immer Sommer wäre!
4. Doch ich hungre nicht, meine Kinder auch nicht; — ich bin munter und gesund, die Kinder auch. Wir sind heiter und froh — das sind die Reichen nicht immer.
5. Wachen doch Andere auch! — Da erlosch vor Kurzem erst das Licht unseres fleißigen Herrn N. N.
6. Freilich, wenn ich so vor einem Hause vorbeigehe, wo man die Nacht hindurch jubelt, während der Sturm den Schnee um meine weißen Haare peitscht, dann will zuweilen Ungeduld und Bitterkeit mich übermannen.
7. Ich murre nicht. Wer weiß, ob die Leute nachher so sanft und ruhig schlafen, als ich?
8. Verachtet mich ja nicht, ihr, die ihr vom warmen Ofen weg das warme Bett sucht! — Wäre ich nicht, ihr könntet nicht so ruhig schlafen.
9. Ich bin wohl ein wichtiger Mann in unserer Stadt, Feuersgefahr zeige ich an — Diebe verscheuche ich.
10. Wunderbar! Anderer reichen Leute Schätze bewache ich, und bin doch arm und bleibe arm.
11. Vielleicht tröste ich aber wohl hie und da einen Kranken durch meinen Gesang — oder erwecke einen Andern, der nicht schlafen kann, zu einem frommen Gedanken.
12. Nun wäre ich denn vor meiner Hütte. — Mag nun der liebe Gott die Stadt beschützen!

28. Abhandlung über ein Sprüchwort.

1. Werth der Sprüchwörter im Allgemeinen.
2. Erklärung des gegebenen.
3. Beweise für die Wahrheit desselben.
4. Widerlegung der Einwendungen.
5. Folgerungen aus demselben für das Leben.
6. Anwendung auf den Schreibenden selbst.

29. Morgenstund' hat Gold im Mund.

I. Die Sprüchwörter enthalten große Wahrheiten. So auch das: „Morgenstunde hat Gold im Munde."

II. Beweis des Sprüchwortes.
   1. Gründe dafür.
   2. Widerlegung von Einwendungen.

III. Anwendung des Spruches!
   1. Was ist zu thun?
   2. Was ist zu lassen?

IV. So steht denn auf, ihr trägen Schläfer, wenn ihr vielen Nachtheilen entgehen, große Vortheile gewinnen wollet!

30. Ueber das Sprüchwort: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer."

(Von Cholevius.)

Einleitung.

1. Ursprung, Verbreitung, Gebrauch.

Die Sprüchwörter sind im Volke entstanden oder sie wurden von dem Volke als Wahrheiten anerkannt und aufgenommen. So stammen aus der Bibel her: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" und „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande." Kein Volk, kein Stand, keine Zeit wollte sie entbehren. Man braucht sie theils zum Schmuck der Rede, theils um durch ihr herkömmliches Ansehen einen Satz zu unterstützen.

2. Inhalt.

Sie enthalten entweder eine Lehre („Was du thust, das thue bald, aber bedenke das Ende"), oder eine auf Erfahrung begründete Wahrheit („Aufgeschoben ist meistens aufgehoben"). Noch andere Beispiele.

3. Form.

Nachdrückliche Kürze, Rhythmus, Alliteration, Reime, Bild; bald findet sich nur Eins von diesen, bald Mehreres zugleich, wie in „Glück und Glas, wie bald bricht das." Auch hier belege man jedes mit einigen Beispielen.

Thema.

Eine Schwalbe macht keinen Sommer.

1. Was bedeutet der Spruch? weßhalb ist er wahr? wann könnte man ihn anwenden? Ein gelungenes Gedicht beweist nicht, daß Jemand ein vortrefflicher Dichter ist, eine wohlthätige Handlung nicht, daß er die Menschen liebt 2c.; so kannst du überhaupt aus einem einzelnen Anzeichen nicht mit Bestimmtheit auf eine Sache schließen.
2. Warum hat man den Gedanken gerade in dieses Bild gekleidet?
   a. Die Schwalben sind Zugvögel, welche oft zu frühe ankommen.
   b. Sie gehören zu den Wetterpropheten des Landmanns.
   c. Wir haben sie stets vor Augen, an Häusern, auf Plätzen, in der Luft, über dem Wasser.

Warum wollte man lieber nicht sagen: Eine Drossel oder ein Veilchen macht keinen Sommer?

Schluß.

Wie Mancher die Sprüchwörter mißbraucht. Er betrachtet als Lehre, was nur eine Wahrheit, z. B. „Jugend hat keine Tugend", oder er braucht sie in einem ganz verkehrten Sinne. Sancho Pansa in Don Quixote hängt immer ein Sprüchwort an's andere, wobei jedes folgende nur mit dem vorigen etwas verwandt, und das letzte endlich dem ersten gar nicht mehr ähnlich ist. Der Araber sagt: Das Sprüchwort ist ein gutes Pferd, aber zu einem guten Pferde gehört auch ein guter Reiter.

31. Heute roth, morgen todt.

(Von Kellner.)

I. Einleitungsgedanken.

Die Menschen leben meistens so, als ob ihr irdisches Leben ewig dauern würde. Sie schaffen und arbeiten mit einer Hast und einem Eifer, sie hassen und bevortheilen

einander oft so sehr, daß man deutlich sieht, wie selten ihnen einmal der Gedanke an das Jenseits kommt. Man möchte solchen Leichtsinnigen zurufen: Heute roth, morgen todt!

II. Worterklärung (Zergliederung) des Sprüchwortes.

a. Es besteht aus zwei verkürzten Sätzen, denen nämlich das Subjekt „Mensch“ fehlt.

b. Roth ist die Farbe des Lebens, der üppigen Jugendkraft und Gesundheit, daher es so viel sagt, als; „Lebend, voll Kraft und Jugend.“

c. Zwischen heute und morgen liegt keine weitere Zeit; beide grenzen dicht an einander und lösen sich ab.

Also sagt das Sprüchwort: Schnell und unerwartet kann der Tod uns überraschen; selbst Jugend und Gesundheit schützen nicht gegen ihn.

III. Erfahrungsbeweise.

Von dieser ernsten Wahrheit überzeugt uns ein Blick in das gewöhnliche Leben. Jung und Alt sterben, ehe sie es erwarten. — Auch die Geschichte liefert uns Beispiele (Heli; der Jüngling zu Nain).

IV. Welche Ermahnungen (Lehren) gibt dieses Sprüchwort?

a. In Bezug auf uns selbst:
   1. Hänge dein Herz nicht all zu sehr an's Irdische; strebe vielmehr nach Gütern, die dich vor den Thron des ewigen Richters begleiten und deinen Abschied erleichtern. (Beispiel vom reichen Prasser.)
   2. Verlasse dich nicht zu sehr auf Jugend und Gesundheit. Benutze sie vielmehr ernstlich zur Vorbereitung auf den Abschied vom Leben.

b. In Bezug auf Andere:
   Liebe deine Mitmenschen, erzeige ihnen Gutes und kränke sie nicht. — Du weißt ja nicht, wie lange sie noch bei dir verweilen, und ob nicht ihr schneller Tod dir es unmöglich macht, geschehenes Unrecht zu vergüten. Die Reue ist dann vergeblich und um so bitterer. — Das böse Kind am Grabe der Eltern.

V. Schluß.

So laßt uns denn das Leben als ein flüchtiges, vorübereilendes Geschenk betrachten und nützen, damit es nicht ein vergebliches, ja für uns und Andere verderbliches werde. Rasch tritt der Tod den Menschen an.

32. Hat der Ausspruch Recht: „Ubi bene, ibi patria.?“ *)

(Von D. G. Herzog.)

I.

1. Was heißt Vaterland? — Weniger das Land, wo man geboren ist, als das, wo man seine Jugendjahre verlebt hat.
2. Jedem Menschen ist gewissermaßen eine Liebe zu seinem Vaterlande eingepflanzt. (Heimweh der Schweizer.) Ursachen:
   a. In ihm verlebten wir die schönen unschuldigen Kinderjahre.
   b. Dort leben uns're Verwandte und Jugendfreunde.
   c. Wir verdanken ihm unsere erste Bildung.
   e. Wir verdanken ihm Schutz und Sicherheit.
3. Daher Patriotismus; Vaterlandsliebe bis zur höchsten Aufopferung. — Bei den Römern die höchste Bürgerstrafe Verbannung.
4. Wir sind aber ausserdem, daß wir Deutsche — Sachsen (Leipziger) — sind, auch Menschen, Bürger der Welt. Daher:

II.

Ubi bene, ibi patria.

1. Erklärung des Ausspruchs. — Schon Sokrates sagt: Die ganze Welt ist unser Vaterland.
2. Es liegt etwas Engherziges darin, es nur im Vaterlande gut zu finden.
   a. Wie würde es um die Bevölkerung der Welt aussehen, wenn die frühern Menschen nur immer in ihrem Vaterlande hätten bleiben wollen? Ganze Völker, wie einzelne Menschen, sind ausgewandert, ohne sich in dem neuen Vaterland unglücklich gefühlt zu haben.
   b. Die Menschen sind für alle Klimate geschaffen und gleichsam von Gott bestimmt, überall leben zu können.
   c. Auch in der Ferne kann man sein Vaterland lieben und ihm nützlich werden.
   d. Durch das Leben im Auslande wird der Verkehr unter den Menschen, wird Betriebsamkeit, Kunst und Wissenschaft befördert.
   e. Andere Länder und Völker haben, was unserm Vaterlande und unserm Volke fehlt.

III.

1. Allerdings sind wir dem Vaterlande schuldig, ihm unsere Kräfte zunächst zu widmen; wir fühlen uns auch natürlich zu ihm hingezogen; aber es können Fälle eintreten, wo wir dies nicht können, oder wo höhere Pflichten mit der Vaterlandsliebe kollidiren.

*) „Wo dir's gut geht, da ist dein Vaterland.“

a, Wenn man sein Unterkommen daselbst nicht finden, sich und die Seinigen daselbst nicht ernähren kann;
b. Wenn man sich darin nicht sicher fühlt;
c. Wenn man Ungerechtigkeiten daselbst zu erdulden hat;
d. Wenn das, was uns darin theuer und werth war, nicht mehr vorhanden ist oder sich anderswo befindet.

2. Dann ist es nicht nur erlaubt, sondern Pflicht gegen uns selbst, anderswo ein neues Vaterland zu suchen. — Wo wir es finden, das heißt, wo wir:
   a. Als Bürger aufgenommen werden,
   b. Schutz gegen Beeinträchtigungen und
   c. Aeusseres und inneres Glück finden —

da müssen wir uns bestreben, das Gute in demselben aufzufinden und ihm die Pflichten zu leisten, die wir unserm Vaterlande schuldig waren.

33. Der Kaffee.

(Von Jost.)

Einleitung.

Das bekannteste und beliebteste warme Getränk vieler Millionen Menschen ist neben dem Thee der Kaffee. Bei der außerordentlichen Verbreitung desselben ist es natürlich und schon im Voraus zu erkennen, daß eben sowohl der Anbau und die Erzeugung desselben, als der Handel mit ihm ein bedeutendes Gewicht in dem landwirthschaftlichen und kommerziellen Leben des Menschen haben wird. Auch lassen sich wohl Einflüsse desselben auf das leibliche, häusliche und sittliche Leben des Menschen wahrnehmen. Es muß daher von Interesse sein, dieses Getränk einer nähern Betrachtung zu unterziehen, und wir glauben dies am Besten zu vollbringen, wenn wir es unter folgenden Beziehungen betrachten:

Abhandlung.

I. Naturgeschichtliches.

Der Kaffee (die Kaffeebohnen) stammt bekanntlich von einem unserm Kirschbaume ähnlichen Baume her, der, ursprünglich in Arabien oder Aethiopien zu Hause, jetzt über alle Länder der heißen Zone verbreitet ist. Weitere Beschreibung des Baumes nach Blatt, Blüthe und Frucht 2c.

II. Anbau des Kaffeebaumes.
1. Wie wird er gepflanzt? Kaffeeplantagen.
2. Wo gedeiht er am besten?
3. Arten desselben. Mocha-, Martinique-, surinamischer 2c. Kaffee.
4. Bereitung und Ernte desselben.

III. Geschichtliches.

1. Herstammung seines Gebrauchs aus Arabien, Aegypten und Konstantinopel im sechszehnten Jahrhundert.
2. Verbreitung desselben im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Europa, Amerika (in Europa erst seit dem achtzehnten Jahrhundert allgemeiner) ꝛc.

IV. Genuß des Kaffees.

1. Bei uns werden die Kaffeebohnen gebrannt und gemahlen und das Decoct davon gewöhnlich mit Zucker und Sahne genossen, und zwar als Frühgetränke, oder nach der Mahlzeit, zuweilen die Stelle derselben vertretend.
2. Im Morgenlande wird er entweder auch so bereitet, aber ohne allen Zusatz genossen (die Männer am liebsten zur Tabackspfeife) oder man genießt eine Abkochung ungerösteter Samen. Der Kaffee à la Sultane, den man dem Bohnenkaffee vorzieht, wird aus den Samendecken und dem an diesen angetrockneten Fleische bereitet.

V. Wirkung und Einfluß des Kaffees.

1. auf den Körper; er ist nervenaufregend, befördert die Verdauung, bringt aber Blutwallungen hervor. Zuweilen wird er auch als Heilmittel angewandt und thut bei Erhitzungen oder Erkältungen gute Dienste. Viele Aerzte verbieten ihn als alltägliches Getränk.
2. Auf das sittliche Leben. Der Genuß des Kaffees entspricht dem erregteren und verfeinerten Leben der neueren Zeiten und ist in diesen daher zur Sitte geworden, so wie er seinerseits die Erregung und Verfeinerung des Lebens befördert, im Gegensatz gegen die einfacheren, derberen und natürlichen Genüsse der früheren Zeiten. Sein Genuß befördert das Gemüthsleben (die Familie um den Kaffeetisch), das Gesellschaftsleben (Kaffeehäuser, Kaffeegesellschaften) ꝛc.
3. Auf das kommerzielle Leben. Der Handel mit Kaffee übertrifft an Wichtigkeit und Ausdehnung den mit jedem andern Handelsgegenstande. Europa braucht jährlich 260 Mill. Pfund Kaffee, die übrigen Erdtheile wenigstens 200 Mill. Pfund. Schon aus diesen Summen ergibt sich, welche Menge von Menschen mit der Kultur, der Verpackung, Verschiffung und Versendung und mit dem Verkauf im Großen und Kleinen beschäftigt werden, ihren Unterhalt finden und reich werden. Kaffeeladen bis zu den Dörfern herab, Einfluß auf Finanzen, Schifffahrt, Rhederei u. dgl. und in letzter Instanz selbst auf den bürgerlichen und politischen Zustand eines Landes.

Schluß.

Der Kaffee kommt täglich auf den Tisch und wir genießen ihn, ohne weiter daran zu denken, von welchem Einflusse dieser an sich unbedeutende Gegenstand für den Menschen und das ganze menschliche Leben und zwar erst seit ein paar Jahrhunderten geworden ist: — wovon uns diese kurze Betrachtung schon überzeugen muß.

Mit Bewunderung müssen wir daher erkennen, was Gott in manches Gewächs für ein Gewicht für den Menschen gelegt hat. Wer weiß, welche jetzt vielleicht unbekannte oder doch unbeachtete Pflanze zu einem ähnlichen Gewichte gelangt, während das des Kaffees sinkt.

34. Das Auge.

(Von Jost.)

Einleitung.

Kein Glied des menschlichen Körpers ist bedeutsamer, als das Auge. Durch das Auge wird für uns die äußere Welt am klarsten und deutlichsten eine Erscheinung und ein Besitz unseres Innern, sowie es wiederum der feinste Spiegel dieses Innern ist. Aug' in Auge ruhen Freunde und Liebende in ihren süßesten Stunden; durch das Auge strömen uns die herrlichsten Genüsse, nehmen wir freilich auch das Schauerlichste wahr; ohne das Auge wäre denn der Mensch nur ein halber Mensch. Daher ist es wohl gut, diesen Gegenstand einer genauern Betrachtung zu unterwerfen und zu erwägen, was wir in ihm besitzen. Dieß wird aber füglich am besten vollzogen, wenn wir das Auge betrachten.

Durchführung.

I. Nach dem, woraus es besteht und wie es eingerichtet ist.

Das Auge oder der Augapfel besteht aus der Pupille, der Iris, dem Weißen, der Hornhaut, der Augenhöhle und den Augenlidern. Es ist ziemlich kugelrund, hart anzufühlen, in der Augenhöhle leicht beweglich und durch Zellgewebe an kleine Muskeln und hinterwärts an den Sehnerven befestigt. Indem es das Bild der äußern Gegenstände mittelst der von ihnen ausgehenden Lichtstrahlen aufnimmt, wird es das Werkzeug des Gesichts.

II. Was es uns gewährt:

1. Es eröffnet uns den Reichthum der äussern Welt, läßt uns die Gegenstände erfassen und unterscheiden und begründet hiedurch unsere Erkenntniß.
2. Es eröffnet uns eine unerschöpfliche Quelle von Freuden in dem Anschauen des Lichtes und der schönen Natur, und macht uns so der Anschauung des Schönen und Erhabenen fähig und theilhaftig,
3. Und gewährt uns, das, was Andere gedacht und erkannt haben, in leichter Weise durch die Schrift aufzunehmen, und ihre Erkenntnisse also ins Unendliche extensiv und intensiv zu steigern, — wodurch allein ein geistiger Fortschritt der Welt ermöglicht wird.
4. Es macht uns fähig, Werke der Kunst zu genießen oder selbst hervorzubringen, und nur die Musik macht hievon eine Ausnahme. Durch die Aufnahme so wie die Erkenntniß des Schönen und Erhabenen in Natur und Kunst wird der Mensch erst zum Menschen.

III. Dem nach, daß es uns schützt. Denn durch das Auge sehen wir viele Gefahren nahen und sind im Stande, ihnen auszuweichen.

IV. Dem nach, daß es der Spiegel der Seele ist:

1. Wir erkennen Andere ihrem Charakter und ihrem gesammten Inneren nach und werden von Andern darnach erkannt.
2. Wir drücken die ganze Scala unserer augenblicklichen Empfindungen und unserer Affekte durch das Auge aus und erkennen die der Andern eben daraus. Man denke an die sanftern sowohl als an die Affekte des Zorns, der Herrschsucht u. s. w. Durch das Auge bändigen wir Thiere. Wir sprechen vom bösen Blicke u. dgl.

V. Dem nach, daß das Auge seiner sinnlichen sowohl als seiner geistigen Bedeutung nach bildlich tief in unsere Sprache verwachsen ist.

1. Wir sprechen von dem Auge des Weinstocks und der Pflanzen, von dem Auge in der Spielkarte und auf dem Würfel.
2. Wir sprechen aber auch vom Auge der Vorsehung, nennen unser Liebstes unsern Augapfel, den kleinsten Zeitraum einen Augenblick und was ferner dazu gehört.

VI. Dem nach, wozu es uns verführt.

1. Zu Nascherei und Leckerei.
2. Zu unnöthigen Ausgaben.
3. Zu Ueberreizungen, z. B. des Zorns, des Mitleids u. dgl.

Schlußübergang und Schluß.

Fassen wir dies aber zusammen und erwägen wir an dem, was uns das Auge gewährt, zugleich das, was der entbehrt, der des Auges entbehrt, so müssen wir wohl erkennen, welch' einen unaussprechlichen Vorzug wir in dem Auge besitzen; ja, wie ohne dasselbe die intellektuelle und moralische Welt gar nicht denkbar wäre.

Wie viel Ursache haben wir daher, uns eines gesunden Auges zu erfreuen, aber auch, es vor allen Zufällen zu bewahren und uns zu hüten, daß wir nicht den Verführungen desselben unterliegen. Aergert dich dein Auge, so reiß es aus.

35. Auch der Winter hat seine Freuden.

(Von D. G. Herzog.)

I. Einleitung.

1. Jede Jahreszeit hat ihr Angenehmes. Der Frühling mit seinem jungen Grün, seinen Blumen, den länger werdenden Tagen; — der Sommer — der Herbst.
2. Nur der Winter scheint eine Ausnahme zu machen. — Blätterlos die Bäume; öde und leer die Felder; verstummt das Lied der Vögel, das Summen der

Bienen, das Schwirren der Käfer; Alles erstarrt vor Kälte, Alles wie im Todesschlummer; lange Nächte.

3. Aber auch der Winter hat seine Freuden. Ausserdem, daß während der Sommerhitze der Körper erschlafft, dieser durch die Winterkälte gestärkt und gekräftigt wird; daß die Winterzeit für den Landmann die Zeit der Ruhe und des Genusses, für den Gelehrten besonders die Zeit seiner größten Thätigkeit ist, bringt sie auch noch ganz eigenthümliche Freuden.

II. Durchführung.

1. Freuden, welche die winterliche Natur gewährt.
   a. Schon der Anblick einer Winterlandschaft. Die bereiften, in der Sonne funkelnden Bäume an einem hellen Wintertage; eine Mondlandschaft im Winter; der prachtvollere Sternenhimmel; die Blumen am Fenster; das Wirbeln der Schneeflocken.
   b. Eigne, nur im Winter und durch denselben herbeigeführte Vergnügungen.
      a. Der Jugend: — Das Schneeballen — Schneemänner — Glitschen und Schlittschuhlaufen.
      b. Erwachsener; — Schlittenfahrten und Jagd.
2. Freuden der Geselligkeit. — Die übrigen Jahreszeiten isoliren den Menschen mehr. Der Winter ist der Beförderer der Geselligkeit.
   a. Der häuslichen. Der warme Ofen, wenn es draußen stürmt und der Schnee um die Fenster wirbelt — die langen Abende — die Dämmerungs- und Feierstunde — Erzählungen und gesellige Spiele — Vorlesen — die trauliche Spinnstube.
   b. Der öffentlichen. – Konzerte, Bälle, Maskeraden (Karnevalszeit), Schauspiele.
3. Das schöne Weihnachtsfest — von Kindern und Eltern ersehnt.

III. Schluß.

Hoffnung auf den nahenden Frühling, der durch das lange Entbehren schöner wird.

36. Lob der Gebirge.

I. Allerdings Gefahren, Unglücksfälle, Beschwerden in den Gebirgen.

II. Aber: Nutzen der Gebirge durch Pflanzen — Thiere — Mineralien — Gewässer — für Gesundheit.

Schönheit der Gebirge: Höhen und ihre Aussichten — die Berge und ihre Massen und Formen — Thäler und ihr Pflanzenschmuck — Seen, Quellen, Wasserfälle.

III. Die Gebirge gewähren noch Höheres, sie schützen den Menschen und seinen Besitz an Glauben, Freiheit, Gut — sie bilden den festen Charakter — sie sind stete Zeugen Gottes.

37. Der Apfelbaum, ein Wirth.

(Von Kellner.)

I. Eingang.

Dem Dichter gibt die Natur reichlichen, ansprechenden Stoff, wie sie überhaupt dem gefühlvollen Menschen stets Nahrung für Geist und Herz gewährt. So hat auch Uhland in einem einfachen, aber wunderlieblichen Gedicht den Apfelbaum mit einem freundlichen Wirthe verglichen.

II. Vergleichungspunkte.

a. Der Apfelbaum lockt durch seine goldgelben Früchte, wie der Wirth die Gäste durch das über seiner Thür glänzende Schild herbeiruft.

b. Der Apfelbaum erquickt die Eingeladenen mit Speise und Trank (Saft, welcher den Durst löscht; frischer Schaum, wie der Dichter sagt), gleich wie der Wirth die Gäste mit Speise und Trank bewirthet.

c. In das Haus eines Gastwirthes kommen viele Fremde. Sie gehen ein und aus. — So kommen auch die leichtbeschwingten Vögel, hüpfen zu und ab und singen gleich fröhlichen Gästen im Wirthshause.

d. Wie der Wirth seine Gäste nicht bloß mit Speise und Trank erquickt, sondern ihnen auch ein Nachtlager nach ermüdender Reise gewährt, so betten wir uns auch gern am Fuße des Apfelbaums, der uns mit seinem Schatten gegen der Sonne brennende Strahlen schützt.

e. Nur in Einem unterscheidet sich der Apfelbaum gar sehr vom Gastwirthe. Er erquickt uns, ohne Vergeltung zu verlangen; er übt Gastfreundschaft in der freundlichen Weise und Sitte des Morgenlandes.

III. Schluß.

Wer wollte nach solcher Betrachtung nicht in den dankbaren Wunsch des Dichters einstimmen: „Gesegnet sei er allezeit!" — Ist es nicht ein edles Geschäft, einen Baum zu pflanzen und ihn zu hegen? — Erfreuen wir dadurch nicht auch Andere?

38. Die Sonne ein Bild des Menschen.

(Grundlage.)

(Nach Buchberger.)

1. Sie kommt allmählig zum Vorschein, gewöhnlich auch schon die Witterung des Tages andeutend.
2. Sie steigt immer höher, wird immer sichtbarer, immer voller, immer stärker.
3. Je höher sie steht, desto ausgedehnter, wohlthätiger und einflußreicher ihre Wirksamkeit.
4. Wenn sie ihren höchsten Punkt erreicht, sinkt sie allmählig wieder, und wie unbemerkt immer mehr und mehr.
5. Je mehr sie sinkt, um so schwächer wird sie, um so mehr nimmt ihre Wirksamkeit ab.
6. Endlich verschwindet sie unserm Auge und wird unsichtbar. Es tritt die Nacht ein.

39. Ueber die Buchdruckerei als Beförderungsmittel der Kultur und Gelehrsamkeit.

I. Künste und Wissenschaften sind unzertrennlich mit einander verbunden — gleichsam hülfreiche Schwestern. Wie hätte z. B. die Menschheit ohne die Schreibekunst zu wissenschaftlicher Bildung gelangen können?

II. Doch nicht minder wichtig ist die Erfindung der Buchdruckerkunst.

1. Sie befördert einen schnellen Umlauf der wissenschaftlichen Kenntnisse in größern Kreisen.
2. Sie macht durch wohlfeilern Preis der Bücher minder Begüterten den Ankauf leichter.
3. Sie sichert die Menschheit durch Vervielfältigung der Bücher vor Rückfall in die Barbarei vergangener Zeiten.
4. Sie liefert die Werke richtiger und freier von Entstellungen, als die Schreibekunst.
5. Sie macht endlich durch bestimmtere und deutlichere Formen den Inhalt leserlicher.

III. Gesegnet sei der Erfinder!

40. Ueber die Eisenbahnen.

(Von Kellner.)

Eingang.

Unter den neuern Erfindungen ist keine, welche so oft besprochen wurde, keine, die mehr das Interesse fast aller Menschen erregte, als die der Eisenbahnen und Dampfwagen. Und in der That sind sie ein Triumph des menschlichen Geistes, sind es werth, daß man einmal ernster darüber nachdenkt, um die Frage, ob sie mehr Nutzen oder Schaden bringen, richtig zu beantworten.

Abhandlung.

I. Ihr Schaden, oder Einwürfe gegen sie.

1. Man macht ihnen häufig den Vorwurf, daß durch sie manche Menschen brodlos gemacht werden, als z. B. Lohnkutscher, einzelne Gastwirthe 2c.
2. Man behauptet, daß sie wegen der vielen, auf ihnen vorfallenden Unglücksfälle sehr unsichere und gefährliche Reisegelegenheiten wären.
3. Man sagt, daß durch die Schnelligkeit, mit welcher man auf ihnen reist, der eigentliche Zweck vieler Reisen, nämlich der der Erholung, Belehrung 2c., verloren ginge.
4. Man meint, daß durch den ungeheuren Verbrauch an Eisen, welchen sie bedingen, dieses nützlichste und unentbehrlichste Mineral übermäßig vertheuert würde.

II. Widerlegung dieser Behauptungen.

1. Wenn auch Einzelne dadurch wirklich brodlos werden, so ist dies fast in Rücksicht auf jede neue Erfindung der Fall, und nur temporär. Andere gewinnen aber auch sofort wieder. Arbeiter an den Eisenbahnen, Aufseher nnd Beamte bei solchen 2c.
2. Die Unglücksfälle werden bei fortschreitender Verbesserung der Maschinen, größerer Uebung und Vorsicht, bald zu den Seltenheiten gehören. Verzeichnete man übrigens alle bei gewöhnlichen Fuhrwerken vorkommenden Unfälle, so würden diese jenen ziemlich das Gleichgewicht halten. Man achtet auf letztere weniger.
3. Die Eisenbahnen helfen aber dafür schneller durch uninteressante Gegenden. Auch sind nicht alle, ja die wenigsten Reisen Vergnügungsreisen.
4. Dies Letztere ist auch nur temporär. Es wird dafür manches ferne Produkt durch sie zugänglicher und wohlfeiler.

III. Dagegen haben die Eisenbahnen wesentliche Vortheile.

1. Sie erleichtern Handel und Verkehr, indem durch sie das Reisen wohlfeiler wird. Man spart Zeit.

2. Sie bringen die Menschen einander näher, da die trennenden Entfernungen nur durch die Zeiten existiren, letztere aber bedeutend verringert werden.
3. Sie fördern hierdurch den Austausch der Ideen, heben durch Näherrücken der Stationen die gegenseitigen Differenzen und tragen zur Kultur des Einzelnen wie der Gesammtheit bei. Mancher, der früher nicht an's Reisen denken durfte, kann jetzt ohne große Kosten fremde Städte besuchen und kennen lernen, wodurch sich sein Anschauungskreis erweitert.

Schluß.

Endurtheil.

Wohl ist daher die Erfindung des Dampfwagens und der Eisenbahnen eine höchst nützliche und willkommene zu heißen.

41. Das Stadtleben von seiner Lichtseite betrachtet.

(Von D. G. Herzog.)

I. Einleitung.

1. Der Stadtbewohner preiset gar oft das Landleben, weil er es größtentheils nur aus der Lektüre kennt: er sucht daselbst eine idyllische Welt. Allerdings hat das Landleben manches Angenehme — einfacheres und zwangloseres Leben, der Gesundheit zuträglichere Beschäftigung, leichtern Genuß der Natur, weniger theuer erkaufte Vergnügungen 2c.
2. Das Stadtleben dagegen ist mit manchem Unangenehmen verknüpft. Kurze Andeutung desselben. — Aber dennoch hat auch das Stadtleben seine Lichtseite.

II. Abhandlung.

1. Für körperliches Wohl und Gesundheit.
   a. Das engere Zusammenleben der Menschen in der Stadt bewirkt zwar einiges Nachtheilige für die Gesundheit — dieß wird aber durch pünktlichere polizeiliche Maßregeln für Reinlichkeit und Ordnung gemindert.
   b. Schnellere Hülfe bei Krankheiten, durch Anwesenheit von Aerzten, Chirurgen, Apothekern.
2. Für das häusliche Leben. — Das Leben in der Stadt gewährt:
   a. Mehr Sicherheit des Eigenthums durch Ringmauern und Thore, durch sorgfältigere Polizei und Nachtwachen, durch das dichtere Zusammenwohnen vieler Menschen.
   b. Schnellere Hülfe bei plötzlich eintretenden Unglücksfällen, z. B. Feuersbrünsten.

c. Leichtere und schnellere Befriedigung unserer Bedürfnisse durch Handwerker und Künstler aller Art und durch Kaufleute.

d. Reiche Mannichfaltigkeit und Wahl

a. in unserm Umgange und im geselligen Leben,

b. im Genuß von Vergnügungen (Schauspiele, Konzerte, reisende Künstler, öffentliche Vergnügungsörter).

3. Für körperliche und geistige Bildung.

a. Tanzmeister und feinere gesellige Zirkel;

b. Umfassendere und bessere Schulanstalten;

c. Leihbibliotheken und Lesegesellschaften.

III. Schluß.

Vor diesen Vorzügen des Stadtlebens in Vergleichung mit dem Landleben verschwinden die wenigen Unannehmlichkeiten, welche dasselbe mit sich führt.

42. Das Stadtleben von seiner Schattenseite betrachtet.

(Nach D. G. Herzog.)

I. Vorzüge des Stadtlebens kurz angedeutet. (Den Stoff gibt die vorhergehende Disposition.)

II. Schattenseite desselben.

1. Für körperliches Wohl und Gesundheit.

a. Das engere Zusammenleben der Menschen bewirkt weniger reine Luft.

b. Die Geschäfte der Städter, wenigstens des großen Theils derselben, werden im Zimmer abgemacht, während des Landmann's Geschäfte im Freien stattfinden. Letzteres ist der Gesundheit zuträglicher. Daher weniger blasse Gesichter auf dem Lande.

c. Bei gefährlichen Krankheiten wird oft der städtische Lärm und das Gewühl auf den Straßen schädlich.

2. Für das häusliche Leben.

a. Mehr geselliger Zwang, während auf dem Lande mehr Einfachheit der Sitten herrscht.

b. Kostspieligeres Leben.

a. Die Sitte verlangt mehr häuslichen Aufwand, kostbareres Hausgeräth, bessere Kleidung, mehr Wechsel der Mode, Theilnahme an gesellschaftlichen Zirkeln, dabei kostbarere Speisen.

b. Das Stadtleben gibt mannichfaltigere Gelegenheit zu Geldausgaben. Konzerte, Schauspiele. Auf dem Lande sind die Freuden wohlfeiler.

3. Für geistige Arbeiten.

a. Störungen durch häufige Besuche, durch mancherlei Vorfälle im städtischen Leben.

b. Störungen durch das Gewühl auf den Straßen.

III. So läßt es sich bei den vielen wirklichen Vorzügen, welche das Stadtleben hat, erklären, daß der Städter, wenn der Frühling naht, sich oft auf das Land hinaussehnt.

43. Die Gesundheit.

1. Begriff.
2. Warum ist die Gesundheit das größte irdische Gut?
3. Welche Pflichten hat der Gesunde?
4. Welche Pflichten hat der Kranke?

44. Der Schlaf.

(Von Kellner.)

I. Begriff. Er ist:

a. Ein Tod im Leben. Warum?

b. Ein Leben im Tode. Weßhalb?

II. Ursachen.

a. Erschöpfte Reizbarkeit der Nerven.

b. Mangel an äussern Reizungen (Langeweile).

III. Nutzen.

a. Der Schlaf kräftigt Geist und Körper.

b. Er verhütet Lebensüberdruß. Jeden Morgen beginnt gleichsam ein neues Leben.

c. Er beruhigt bei Sorgen und Kummer. Morgens erscheint Alles freundlicher und leichter, als am Abend vorher.

d. Er macht, daß der Leidende und Unglückliche wenigstens auf kurze Zeit seine Lage vergißt.

IV. Arten des Schlafes.

a. Schlummer.

b. Erholungsschlaf.

c. Winterschlaf. (Thiere.)

V. Von der Mäßigung des Erholungsschlafes.
a. Zu langer Schlaf ist ungesund und stärkt nicht.
b. Er macht dumm, drückt die Geisteskraft.
c. Zu langer Schlaf ist Zeit- und Geldverlust.
d. Er ist auch Tugendverlust durch Versäumniß von Pflichten.

VI. Wie verschafft man sich einen ruhigen, erquickenden Schlaf?
a. Man arbeite fleißig am Tage und schlafe nicht während desselben.
b. Man schlafe in gesunden, luftigen Lokalitäten.
c. Man ruhe in reinlichen, nicht zu schweren und warmen Betten.
d. Man bette sich nicht zu hoch mit dem ganzen Oberkörper; nur Hals und Kopf sollen höher liegen. Am besten schläft man auf der rechten Seite.
e. Man esse und trinke am Abend mässig. (Wasser.)
f. Man verschaffe sich ein ruhiges Gemüth, entferne die Leidenschaften und bedenke wohl, was die einfachen Verse sagen:

„Ein ruhiges Gewissen
Ist ein sanftes Kissen."

45. Ueber die Spiele.

(Von Kellner.)

I. Historische Einleitung.

Wir finden schon bei den ältesten Völkern Spiele. So hatten die Griechen ihre Olympischen Spiele. Die alten Deutschen liebten das Würfelspiel. Die ältesten Völker tanzten.

II. Definition.

Spiel ist jede Beschäftigung zum Zeitvertreib ohne tiefere, wissenschaftliche oder ästhetische Zwecke. Arbeit hat einen ernsthaften, Spiel einen belustigenden Zweck.

III. Arten der Spiele.

a. Sinnreiche und Bewegungs-Spiele. Erstere beschäftigen die Geisteskräfte auf angenehme, leichte Art durch Aufmerksamkeit, Nachdenken, unschuldige List; letztere, wie z. B. das Ballspiel, setzen besonders den Körper in Bewegung.
b. Geschlossene und Gesellschaftsspiele. Bei erstern ist die Zahl der Theilnehmer fest bestimmt; bei letztern nicht.
c. Gewinnst-Spiele und unentgeltliche.
d. Glücksspiele und Kunstspiele. Bei erstern entscheidet der blinde Zufall, bei letztern die Geschicklichkeit und der Verstand.

IV. Nutzen der Spiele.

a. Kräftigung des Körpers und Stärkung der Gesundheit.

b. Erholung des Geistes und Aufheiterung.

V. Gefahren des Spieles.

a. Die Spiele rauben gar oft die Lust zur ernsten Beschäftigung und zu wissenschaftlichem Streben.

b. Die Gewinnspiele regen die Gewinnsucht auf, verleiten dadurch

a. Zu Betrügereien.

b. Stören die Gesundheit, indem sie Leidenschaften aufregen, und üben

c. einen nachtheiligen Einfluß auf das gesellige Leben und das Familienleben aus. Wo sonst heiterer Scherz und Witz walten könnte, da herrschen die Karten und machen Alles stumm.

VI. Mittel, den Gefahren des Spiels zu begegnen:

a. Spiele nur dann, wenn es das Bedürfniß der Erholung erheischt.

b. Spiele auch nicht zu lange, damit die Gewohnheit nicht dein Herr werde.

c. Habe überhaupt stets den Zweck des Spiels vor Augen, und meide dasselbe insbesondere, wenn du merkst, daß dieser Zweck bei dir in den Hintergrund tritt und Leidenschaften auftauchen.

d. Ziehe die Bewegungsspiele und die unentgeltlichen im Allgemeinen den Gewinnst- und Glücksspielen vor.

46. Ueber die Steckenpferde.

(Nach Kellner.)

Einleitung.

Der menschlische Geist rastet nie. Bei strebenden Menschen zumal soll auch die Erholung zugleich noch eine ansprechende geistige Beschäftigung sein. Daher finden wir, daß so Viele noch ausser ihrer amtlichen Thätigkeit besondere Liebhabereien hegen oder ihr Steckenpferd reiten, wie man zu sagen pflegt. Der zieht Blumen, jener drechselt, dieser malt oder musizirt.

Abhandlung.

I. Welchen Nutzen haben die Liebhabereien?

a. Sie wecken und nähren manches Talent, das sonst begraben bliebe. So ist Mancher durch Liebhaberei ein Naturforscher, ein Musiker 2c. geworden.

b. Sie tragen zur Erfrischung und Stärkung des Geistes wesentlich bei, indem sie den Reichen verleiten, seine Reichthümer mehr anzuwenden. (Bauwerke, Güter 2c.)

II. Vorsichtsmaßregeln, welche in Rücksicht auf solche Steckenpferde beobachtet werden müssen.

a. Man wähle nur solche, welche mit den Vermögensumständen im Verhältnisse stehen. Mancher hat schon durch Liebhabereien, deren Befriedigung seine pekuniären Verhältnisse überstieg, sich und die Seinen unglücklich gemacht.

b. Man wähle solche, durch die man in geistiger Hinsicht noch gefördert wird, die also neben dem Zwecke der Erholung auch noch den der Belehrung haben. (Naturgeschichte ꝛc.)

c. Man gebe sich nur solchen Liebhabereien hin, welche nicht zu sehr vom eigentlichen Amte oder Berufe abliegen und entfernen, und gebe sich ihnen überhaupt nicht auf Unkosten der Pflicht hin.

Schluß.

Mit Beobachtung solcher Einschränkungen können Steckenpferde sehr heilsam sein und viel zum Glücke des Lebens beitragen. Sie wirken dann in jenem Sinne, welchen Rückert meint, wenn er sagt:

„Möge Jeder still beglückt
„Seiner Freuden warten:
„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
„Schmückt sie auch den Garten.“

47. Gute Benützung der Ferien.

1. Das Schuljahr naht seinem Ende, die Ferien kommen. Was thun?
2. Nach der Arbeit ist's recht, zu ruhen. Es ruht die Natur, das Thier, der Arbeiter. Mit Recht auch der Schüler.
3. Doch sei die Ruhe des Studierenden keine träge. Die Ferien sollen benutzt werden.
4. Sie sollen dienen der Erholung an Leib und Geist — durch Spaziergänge, Bergbesteigungen, Baden ꝛc. Besuche bei Freunden und Bekannten; kleinere oder größere Reisen; unterhaltende Lektüre.
5. Sie sollen benützt werden zu geistigem Fortschritt — durch Wiederholung des Gelernten; Umgang und Verkehr mit gebildeten Personen; Sammlung von Naturgegenständen (Pflanzen ꝛc.).
6. Sie sollen dienen zu religiöser Vertiefung — d. h. freiem Besuch des Gottesdienstes; Lektüre religiöser Bücher, Anerkennung der Wunder Gottes in der Natur.
7. Doch wie man sich vor Leichtsinn zu hüten hat, so hüte man sich vor Strenge und schablonenartiger Eintheilung der Zeit.
8. So benützt, bringen die Ferien Nutzen nnd Segen über die Jugend.

48. Wann nützt das Reisen?

I. Viele reisen ohne Nutzen. Warum?

II. Es fehlt an den nothwendigen Bedingungen, unter denen allein das Reisen Früchte bringt. Diese sind:

Ein kräftiger Körper,
Reisen zu Fuß,
Ausreichende Kasse,
Geistige Vorbereitung zur Reise,
Heiteres Gemüth und Zugängigkeit,
Die stete Absicht zu lernen.

III. Reisen, und gar Reisesucht, kann auch schaden.

49. Eine schöne Handschrift. (Brief.)

(Von Jost.)

I. Veranlassung: Eine Aeusserung der Gleichgültigkeit gegen die Schönheit der Schrift, weil sie weder den Inhalt bessere, noch von höherer Bildung zeuge, noch mit gediegenen Leistungen in Verbindung stehe, und die Tüchtigsten und Gelehrtesten oft schlecht schreiben.

II. Dagegen:

1. Sie ist vor allem eine Zierde, und zugleich ein Vergnügen als angenehme Fertigkeit.
2. Sie zeugt jedenfalls von Geschmack und Sinn für das Schöne.
3. Sie ist die erste Empfehlung und erzeugt Wohlgefallen.
4. Sie ist in vielen Geschäften eine Bedingung der Ordnung, und überhaupt im Verkehr ein Beweis der Achtung vor Andern.
5. Sie kann zu sehr angenehmen Kunstübungen benutzt werden.

III. Bei so vielen Vortheilen empfiehlt sich das Streben nach Erlangung einer schönen Handschrift um so mehr, als dazu nicht gar zu große Anstrengung erfordert wird. (Man kann daneben auch auf andere Zeichen der Achtung in anständiger Erscheinung, Kleidung, Benehmen, hinweisen, und zugleich bemerken, welchen Einfluß eine Vernachläßigung der Handschrift auf die Haltung des Zubehörs, Wahl und Beschaffenheit des Papiers, Aeusseres der Briefe, Aufmerksamkeit auf Ausdrucksform u. s. w. übe.)

50. Vom rechten Lesen bei der Privatlektüre.

I. Man liest bloß zur Unterhaltung — ohne Ordnung — Schlechtes.
II. Was und wie soll man lesen?
1. Man lese
a. Nothwendiges — für den Beruf. So der Geschäftsmann, der Beamte, der Lehrer. (Fachschriften.)
b. Nützliches — für allgemeine Bildung. So Geschichtliches, Geographisches, Naturhistorisches. (Zeitungen.)
c. Angenehmes — zur Erholung. Z. B. die deutschen Klassiker, Literaturgeschichte, Unterhaltungsschriften. (Jugendschriften)
d. Stets Wahres — das Kriterium sei religiöse Ueberzeugung, Sittlichkeit, Gesundheit der Anschauungen. (Gute religiöse Schriften.)
2. Man lese
a. Mit dem Herzen. Mit Freude, mit Eifer und Ernst.
b. Mit dem Verstande. Mit Aufmerksamkeit und ruhigem Mitdenken. Mit Ordnung in Bezug auf Maaß, Zeit und Inhalt.
c. Mit dem Gedächtnisse. Man gebe sich nach der Lektüre Rechenschaft. Man unterstütze das Gedächtniß durch Aufzeichnungen von Stellen oder Skizzen. (Tagebuch der Lektüre.)
d. Mit der Absicht, zu lernen — für Sprachbildung, für Vermehrung seiner Kenntnisse, für Bildung des Charakters und Heiligung des Herzens.
III. So eingerichtet ist die Lektüre überaus nützlich. Sie gibt dann Fortbildung, Befähigung im Berufe, Beförderung der höhern Bestimmung des Menschen; sie gibt dann die rechtmäßige und nöthige Unterhaltung und Erholung.

51. An der Sprache erkennt man den Menschen.

(Von Kellner.)

I. (Eingang.)

Die Sprache, der herrlichste Vorzug des Menschen vor den Thieren, ist das Mittel, wodurch wir unser Inneres gestalten, d. h. es zu einem Aeussern machen, und wodurch wir das Aeussere wiederum innerlich machen. Mit dem Worte heben wir uns zur Vorstellung und zum Begriffe empor, mit ihm haben wir gleichsam den Gegenstand erobert. Daß man an ihr den Menschen erkenne, wird klar, wenn man betrachtet, was auf sie und ihre Bildung Einfluß hat.

II. Was übt einen besondern Einfluß auf die Sprache des Menschen aus?

a. Das Volk im weitern, der Dialekt im engeren Sinne. Durch beide wird das Idiom der Sprache bestimmt. Landsleute erkennen sich an der Eigenthümlichkeit ihrer Sprache.

b. Der Bildungsgrad eines Menschen in intellektueller Hinsicht übt ebenfalls einen bedeutenden Einfluß aus. Je unterrichteter ein Mensch ist, je vielseitiger sein Wissen, desto mehr wird sich dies zeigen:

1. Im Reichthum an Vorstellungen und Begriffen, und diesen entsprechendem Wortvorrathe.

2. In der Folgerichtigkeit und Klarheit des Ausdrucks, sowie in grammatischer Richtigkeit.

c. Die moralische Bildungsstufe eines Menschen zeigt sich auch in der Sprache. Je roher und unsittlicher Jemand ist, desto reicher wird auch seine Sprache an gemeinen, pöbelhaften und schmutzigen Ausdrücken sein.

III. Wenn nun die Sprache als Produkt solcher Faktoren ein Prüfstein des Menschengehaltes ist, so folgt daraus, daß wir auf sie die größte Sorgfalt verwenden müssen. Dieß geschieht:

a. Indem wir die phonetische Seite derselben zu bilden suchen:

1. Durch möglichste Sorge für reine deutliche Aussprache, namentlich der Vokale und Endsylben.

2. Durch Vermeidung aller provinziellen Eigenthümlichkeiten, welche an sich tadelnswerth sind und einen auffallenden, übeln Eindruck machen.

b. Indem wir die grammatische Richtigkeit fördern:

1. Durch Studium diesfallsiger Regeln.

2. Durch Lektüre und Nachahmung guter Schriftsteller.

c. Indem wir uns Folgerichtigkeit und logische Klarheit des Ausdrucks aneignen:

1. Durch Studium und Befolgung der Satzlehre (Syntax).

2. Durch fleißige Uebung im mündlichen Vortrage und lautes Lesen. (Demosthenes.)

d. Indem wir fortwährend uns bemühen, in der Erkenntniß zu wachsen und auf unsere wissenschaftliche Bildung Fleiß und Sorgfalt wenden.

e. Indem wir unser Herz rein erhalten, die Liebe zum Edlen und Schönen bewahren und gemeinen Umgang fliehen.

IV. (Schlußgedanke.)

Solche Sorgfalt wird sich reichlich lohnen durch die Achtung unserer Mitmenschen. Nur durch sie können wir wahrhaft dankbar für das edle Geschenk der Sprache sein, nur durch sie so recht unsere Menschenwürde rechtfertigen. Das Wort: „Deine Rede verräth Dich!“ ist für uns dann nicht schreckenbringende, sondern erfreuliche Wahrheit.

52. Ueber die zweckmäßige Einrichtung eines Tagebuches.

(Von D. G. Herzog.)

I. Einleitung.

1. Erinnerung ist eine Quelle vieler und schöner Freuden.
2. Man kann diese Quelle reichlicher fließen machen, wenn man sich früh daran gewöhnt, ein Tagebuch zu halten.
3. Tagebuch ist ein Buch, in welches wir das Bemerkenswerthe, was täglich vorfällt, oder was wir beobachten, denken, thun u. s. w., niederschreiben. Es fragt sich:

II. Wenn ein solches Tagebuch seinen Zweck erfüllen soll, wie muß es eingerichtet sein?

Die Antwort wird sich ergeben, wenn feststeht, daß ein solches Buch durchaus nur für den, der es sich hält, bestimmt ist, und nicht dazu, um auch in andere Hände zu kommen. Dieß würde der Wahrhaftigkeit der Selbstbeobachtung hinderlich sein.

1. Was soll man niederschreiben?
   a. Nicht alltägliche, unbedeutende, stets wiederkehrende Ereignisse. Das wäre zeitraubend und ohne Nutzen. Daher isi ein tägliches Aufschreiben auch nicht nöthig.
   b. Sondern, da das Gedächtniß, wie die Erfahrung lehrt, in den spätern Jahren abnimmt,
      a. Ereignisse in unserm eigenen Leben, welche späterhin für uns und die Unsrigen wichtig sein können; in den Knaben- und Jünglingsjahren das Uebergehen aus einer Lage und Lebensweise in die andere; im Schulleben aus einer Klasse in die andere; Haupt- und Nebenbeschäftigungen; kleine Reisen; neue Bekanntschaften — späterhin freudige oder unangenehme Ereignisse in unserer Familie; Krankheiten, Todesfälle, Geburten.
      b. Merkwürdige Ereignisse, betreffend unsern Wohnort und die Umgebung, was selbst für die Spezialgeschichte späterhin interessant werden kann.
   c. Doch nicht bloß Ereignisse und Begebenheiten, sondern auch
      a. unsere Wünsche und Empfindungen,
      b. unsere Ansichten über merkwürdige Ereignisse,
      c. gelegentliche Einfälle und Gedanken,
      d. Beobachtungen über uns selbst und über unsere nächste Umgebung.
2. Wie soll man es niederschreiben? — Immer mit dem Gedanken, daß, was geschrieben wird, nur für uns und keinen Andern geschrieben sei. Sonst würde das Tagebuch der Eitelkeit fröhnen und Heuchler bilden. Daher

a. mit unparteiischer Wahrheitsliebe und Offenheit gegen uns selbst,

b. mit Kürze. Uns selbst genügen zur Rückerinnerung bloß Andeutungen, und wir gewinnen an Zeit.

III. Ein so geführtes Tagebuch gewährt:

1. Mancherlei Angenehmes.

a. Es gewährt für die Gegenwart eine angenehme Erholung von strengern Geschäften.

b. Es gewährt für die Zukunft manche angenehme Erinnerung.

2. Auch großen Nutzen.

a. Es kömmt in wichtigen Dingen oft unserm Gedächtnisse zu Hülfe.

b. Es führt uns zu Betrachtungen über uns selbst und Andere und bewirkt dadurch:

a. Richtigere Kenntniß und Würdigung unserer selbst,

b. Vermeidung von Fehlern und größere Vorsicht in unsern Handlungen,

c. Richtiges Urtheil über Andere.

53. Ueber den Nutzen des Studiums der Naturgeschichte.

(Ist zu ergänzen.)

(Nach Buchberger.)

I. Es äußert wohlthätigen Einfluß auf den Menschen selbst und zwar:

1. in Hinsicht des Körpers, indem es

a. mit öfterm Aufenthalt in der freien Luft verbunden ist,

b. alle Sinne schärft,

c. eine ruhige, heitere Stimmung befördert.

2. In Hinsicht der Seele, indem es

a. ihre sämmtlichen Kräfte in Thätigkeit setzt,

b. unwürdigen und schädlichen Zuständen entgegenwirkt, z. B. der Unwissenheit,

c. den Menschen zu einer Hauptquelle der Wahrheit führt.

II. Es äußert wohlthätigen Einfluß auf das Leben des Menschen dadurch, daß es dasselbe

1. sichert, indem es kennen lernt:

a. das Gefährliche mancher Gegenstände,

b. die Mittel dagegen.

2. Erleichtert, indem es

a. die Zahl seiner Nahrungsmittel vermehrt,

b. manchen Künstlern und Handwerkern dienenden Stoff kennen lehrt,

c. vielen Wissenschaften unentbehrlich ist, z. B. der Medizin.
3. Erheitert, indem es
a. die Langweile verbannt,
b. der Neugierde eine wohlthätige Richtung gibt,
c. die allerunschuldigste Freude gewährt.

54. Nutzen der Kenntniß der Erde (Geographie).

1. Geographische Kenntnisse bringen Ehre.
2. Sie sind nothwendig auf Reisen.
3. Sie erleichtern das Studium der Geschichte.
4. Sie sind eine Voraussetzung der Naturwissenschaft.
5. Sie werden erfordert im Verkehr und Handel.
6. Sie befördern Vaterlandsliebe.
7. Sie nähren Gottes Verehrung und Liebe.

55. Ueber den Werth der Geschichte.

(Von Buchberger.)

1. Sie läßt uns ohne Mühe finden, was Andere mit Mühe erreicht haben.
2. Sie zeigt uns Tugenden und Großthaten, die wir nachahmen sollen.
3. Sie führt uns Laster und Verbrechen auf, die wir vermeiden müssen.
4. Sie stellt uns die Belohnung des Verdienstes vor und weckt so zum Nacheifer.
5. Sie verschweigt uns die Bestrafungen des Lasters nicht und erregt so Furcht und Abscheu.
6. Sie stellt uns die mannichfaltigen Gestalten und Veränderungen der Welt und ihrer Dinge dar.

56. Was lehrt die Geschichte dem Jünglinge?

I. Die Jugend lernt Geschichte mit großer Vorliebe. Mit Recht. Möge sie aber nicht bloß die Thatsachen und Menschen dem Gedächtnisse einprägen, sondern Wahrheiten und Lehren aus derselben sich entnehmen!

II. Wahrheiten und Lehren.

1. Wahrheiten:
   a. Es gibt eine Vorsehung.
   b. Es gibt eine göttliche Gerechtigkeit.
   c. Der Mensch ist ein hohes Wesen.
   d. Der Mensch ist ein unvollkommenes Wesen.
2. Lehren:
   a. Sei thätig! Nichts geschieht ohne dich.
   b. Sei muthig! Großes geschieht nur von Kühnen.
   c. Sei demüthig! Du vermagst nichts Gutes ohne Gott.
   d. Sei gottesfürchtig! Es darf durch dich nichts Böses in der Welt geschehen.

III. Studiere die Jugend fleißig Geschichte! Das Gute, das sie sieht, ahme sie nach. Das Böse aber, von dem sie hört, vermeide sie! So wird das Studium der Geschichte ein Weg zu Gott.

1869.

57. Wissenschaft ist besser als Reichthum.

(Von Venn.)

I. Mehr Menschen streben nach Reichthum als nach Wissenschaft. Und doch ist diese besser als jener.

II. Denn

1. Kenntnisse sind Eigenthum des Geistes — Reichthum des Körpers.
2. Kenntnisse sind beständig und sicher — Reichthum ist unbeständig und unsicher.
3. Kenntnisse befreien von Sorgen — Reichthum führt sie mit.
4. Kenntnisse helfen in manchen Gefahren — wo Reichthümer nichts nützen.
5. Kenntnisse bringen notwendig Ehre und Ruhm — Reichthum bedingt nicht Achtung.

III. Kenntnisse sind also an und für sich besser, als Reichthum. Werden aber Kenntnisse schlecht angewandt, so sind sie verderblicher als Reichthum.

58. Wer ist wahrhaft gebildet?

1. Nicht der Vielwisser und Vielsprecher; nicht der Bücherkenner und Gelehrte als solcher; nicht der Geschmeidige und Galante.

2. Gebildet ist:
   a. Wer Gott kennt und liebt;
   b. Wer das Nothwendige für seinen Beruf weiß, klar und gründlich weiß;
   c. Wer Geschmack und Sinn hat für alles wahrhaft Schöne, das zugleich wahr ist und gut;
   d. Wer da hat Lebensernst, Charakter und Pflichteifer;
   e. Wer im Umgang anständig ist, liebevoll, offen und bieder.
3. Diese Bildung strebe man an! Diese allein hat Werth.

59. Was ist der Studirende ohne gute Sitten?

(Von Buchberger.)

Eingang.

Gute Sitten sind die Stütze des Staates, die Zierde der Kirche, die Ehre und das Wohl des Vaterlandes, der wichtigste Endzweck aller Erziehungsanstalten und der öffentlichen Schulen.

Durchführung.

Der studirende Jüngling ohne gute Sitten ist

1. Das Herzeleid der Eltern.
2. Die Unehre des Vaterlandes.
3. Das Unkraut der Schule.
4. Die Plage der Lehrer.
5. Der künftige Feind aller Wohlfahrt.

Schluß.

Jugend! Erinnere dich täglich deines Berufes! Schaue recht oft in deine Zukunft hinaus!

60. Warum ist Bescheidenheit vorzüglich eine Zierde der Jugend?

(Von Kellner.)

A. Einleitung.

Jedes Alter, jedes Geschlecht, jeder Stand hat für sich besonders wichtige Tugenden und Fehler. Besonders ziert aber die Jugend die Bescheidenheit.

1869.

B. Begriff der Bescheidenheit.

a. Was sie nicht ist:

1. Nicht völlige Unwissenheit über eigenes Verdienst,
2. Nicht heuchelndes Herabsetzen desselben oder schmeichelnde Erhöhung des fremden.
3. Nicht Wegwerfung seiner selbst und Niederträchtigkeit.

b. Was sie ist:

1. Die geringe Schätzung eigenen Werthes.
2. Die Neigung, wenig Ansprüche zu machen.

c. Wie sie sich unterscheidet von Demuth. Diese ist Anerkennung unserer Schwachheit im Allgemeinen, und Bewußtsein des Bedürfnisses höherer Hülfe.

C. Warum ist Bescheidenheit besonders der Jugend zu empfehlen?

a. Weil diese in so vielen Hinsichten noch Anspruch auf Nachsicht machen muß.
b. Weil sie der Hülfe und des Beistandes Anderer am meisten bedarf.
c. Weil sie am wenigsten fähig ist, zu vergelten und zu erwiedern.
d. Weil Bescheidenheit am besten zu dem sanften, heitern Wesen paßt, das man bei guten Jünglingen wünscht und findet.
e. Weil sie den Gewinn jeder andern Tugend erleichtert, indem sie:
   1. empfänglich für Belehrung,
   2. folgsam gegen guten Rath,
   3. Gefühlvoll gegen fremde Tugend macht.
f. Weil das Gegentheil (Unbescheidenheit) aus schlechten Quellen fließt, z. B.
   1. aus früher Verwöhnung,
   2. gefährlichem, lächerlichem Dünkel,
   3. lächerlicher Unwissenheit.

D. Schluß.

Möchte jeder Jüngling die Bescheidenheit als seinen schönsten Schmuck ansehen. Das Beispiel wahrhaft großer Männer (Sokrates) geht ihm hierin voran.

61. Was hat der Jüngling bei der Wahl seiner Lebensweise zu berücksichtigen?

(Von D. G. Herzog.)

I. Einleitung.

1. Wenn der Mensch aus dem Knabenalter in die Jünglingsjahre tritt, erwählt er sich einen Beruf, in welchem er sich und der menschlichen Gesellschaft einst nützlich

zu werden gedenkt. Er hat in dieser Rücksicht Vorzüge vor dem weiblichen Geschlechte.

2. Bei dieser Wahl finden oft Mißgriffe statt, die späterhin des Menschen Unglück begründen. Beispiele.

3. Oft hängt die Wahl nicht von dem Jünglinge selbst ab. — Vermögensumstände, Stand der Eltern und der Wille derselben bestimmen dieselbe öfters. — Wenn er selbst die Hauptstimme dabei hat, so fragt es sich:

II. Durchführung.

Was hat er besonders dabei zu berücksichtigen? — Vorausgesetzt, daß der Mensch in jedem Stande glücklich sein kann — (Beweise und Beispiele) — darf er sich

1. nicht bestimmen lassen
   - *a.* durch Eitelkeit und Ehrsucht. — Das bewirkt oft mehr Unglück als Glück. — Wehe dem, der in solchem Falle seiner Stelle nicht genügt! Das Drängen der niedern Stände zu den höhern.
   - *b.* Nicht durch Bequemlichkeitsliebe und Scheu vor anstrengenden körperlichen Arbeiten — Geistesarbeiten sind schwieriger — der Landmann an seinem Pfluge, der Handwerker in seiner Werkstätte genießt der Ruhe und Erholung regelmäßiger und sicherer, als sie der Gelehrte, der Staatsdiener genießen kann; — er ist freier und selbstständiger; minder verantwortlich.
2. Sondern er hat sich bestimmen zu lassen durch Gründe anderer Art.
   - *a.* Aeussere.
     - a. Den Stand der Eltern. Das Gegentheil bewirkt gar oft Scheelsucht und Neid gleicher Standesgenossen, Entgegenarbeiten höherer Stände, in welche man emporstrebt.
     - b. Die Vermögensumstände der Eltern. Das Gegentheil bewirkt oft eine in Kummer und Elend verlebte Jugendzeit.
   - *b.* Innere Gründe.
     - a. Hervorstechende Neigung zu einem Geschäfte. — Diese kann indessen stattfinden, ohne daß gerade ein innerer Beruf zu dem gewählten Geschäfte vorhanden wäre. Daher sehe man auf:
       1. Körperliche Kräfte.
          - a. Manche Geschäfte sind von der Art, daß dieselben vorzüglich zu berücksichtigen sind,
          - b. Aber auch andere, wo der Geist besonders thätig und wirksam sein soll, bedürfen körperlicher Eigenschaften, z. B. der Prediger einer starken Brust, einer deutlichen und wohltönenden Stimme.
       2. Geistige Kräfte. — Andere Kräfte werden vom Kaufmann, Fabrikanten, Landmann, Künstler — andere vom Gelehrten — andere vom Stubengelehrten — andere vom praktischen Gelehrten in Anspruch genommen.

c. Gründe, hergenommen aus der Wichtigkeit, Nützlichkeit, Ehrwürdigkeit des zu wählenden Berufes.

III. Die Prüfung, ob man zu einem gewissen Berufe tauglich sei, ist nicht leicht, daher ist große Sorgfalt und Umsicht nöthig — auch der Rath kenntniß- und erfahrungsreicher Freunde.

62. Die Wege zum Wohlstande.

I. Man wird reich durch Erbschaft, Heirath, Spekulation, Lotterie ꝛc. Dies wird Wenigen zu Theil. Es gibt aber Wege für Alle.

II. Solche Wege sind:

1. Gottesfurcht, Vertrauen, Gebet, Pflichterfüllung.
2. Gediegene Kenntnisse, Schul-, Berufs-, allgemeine Kenntnisse, z. B. über Staatsverfassung, Staatsgesetze.
3. Tüchtiger Charakter, Sittenreinheit, Lebensernst, Wahrhaftigkeit, Treue und Glauben, Liebe zur Familie, zu Weib und Kind.
4. Fleiß, Ausdauer, gute Benützung der Zeit, Eifer in Fortbildung, Enthaltung von Spiel und Trunk.
5. Ordnung in der Arbeit, in der Buchführung, in Einnahme und Ausgabe.
6. Klugheit im Verkehr mit Menschen, in Benützung der Umstände und Zeitverhältnisse, in Maaß und Ziel bei Unternehmungen.
7. Sparsamkeit im Essen und Trinken, in Kleidung und Mobilien; Sorgfalt für das Alter und für die Familie.
8. Muth bei Unternehmungen, bei Hindernissen, bei Unglücksfällen.

III. Im Mangel dieser Tugenden liegt wohl eine der ersten Ursachen der weitverbreiteten Verarmung in der Gegenwart.

63. Wer ist arm auf Erden?

1. Allerdings der, welcher kein Vermögen hat — wer Vater und Mutter verlor, ein Waise — der krank darniederliegt.
2. Aber auch, wer keine Bildung genossen,
Wer keine Freude am Leben und an der Welt hat;
Wer alleinstehend keine theilnehmenden Freunde,

Wer ein belastetes Gewissen hat;
Wer Gott nicht glaubt, kennt, liebt, und der Freuden in und aus ihm beraubt ist.

3. Erstere Armuth suche man zu ertragen; letzterer aber bemühe man sich zu entgehen. Wie?

64. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten.

(Von D. G. Herzog.)

I. Einleitung.

1. Die Erfahrung bestätigt die Wahrheit dieses Sprüchworts. So wie der Umgang mit Guten und Gebildeten vortheilhaft auf uns wirkt, so und noch mehr wirkt nachtheilig der Umgang mit Lasterhaften und Rohen.
2. Das Laster muß wohl eine ansteckende Kraft haben, d. h. es muß dadurch, daß es vor den Augen Anderer geübt wird, die Lust, Böses zu thun, auch bei diesen rege machen und stärken.

II. Abhandlung.

1. Woher diese Erscheinung? — Kein Wunder, wenn man bedenkt,
   a. wie groß die Neigung des Menschen zur Nachahmung ist. Daher ist auch die Macht des Beispiels so groß, Kinder ahmen den Erwachsenen nach, Aermere wollen es den Wohlhabendern, Niedere den Höhern nachthun. Qualis rex, talis grex.
   b. Wie leicht das Laster ausgeübt werden kann, während es oft so schwer ist, die Sinnlichkeit zu bekämpfen und Tugend zu üben.
   c. Wie die Lust befriedigter Sinnlichkeit und vom Wege des Rechten verirrter Triebe so rasch und unmittelbar mit dem Genusse verbunden ist, während die Tugend oft erst spät lohnt.
   d. Wie scheinbar die mit dem Laster verknüpften Vortheile und wie reizend die äußerlichen Gestalten sind, unter denen es erscheint, während die Tugend ein weit ernsteres Gewand trägt. (Herkules am Scheidewege.)
2. Diese Erscheinung macht Vorsicht nöthig.
   a. Man kann den Umgang mit Lasterhaften nicht vermeiden: wir leben nun einmal in der Welt, und in dieser sind Gute und Böse gemischt.
   b. Menschen von festem Charakter haben zwar von dem unvermeidlichen Umgange mit Lasterhaften nichts zu fürchten; sie können sogar im Guten dadurch gestärkt werden, wenn sie die endlichen bösen Folgen des Lasters vor ihren Augen sehen.

c. Aber von jüngern Menschen ist das in der Regel nicht zu erwarten.
d. Glücklicher Weise hängt bei diesen die Wahl des Umgangs mehr von ihnen selbst ab, als es bei Erwachsenen der Fall ist.
e. Sie mögen daher böse Gesellschaften lieber gänzlich meiden: es wird ihnen dann weniger Gefahr drohen für ihre Moralität und für ihren guten Ruf, (sage mir, mit wem du umgehest, und ich will dir sagen, wer du bist) — ja selbst für ihr äußeres Glück.

III. Schluß.

Jugend! suche gute Gesellschaft!

65. Lerne Gott kennen.

I. Die Kenntniß der irdischen Dinge ist schön, nützlich, nothwendig, Gott angenehm.
II. Die Kenntniß Gottes und seines heiligen Willens steht aber höher.
Sie ist noch schöner, erfreuender: denn Gott ist das herrlichste, lieblichste Wesen.
Sie ist noch nützlicher: denn diese Kenntniß macht in Verbindung mit rechtem Leben das ganze Dasein glücklich.
Sie ist noch nothwendiger; denn ohne sie keine Erfüllung des göttlichen Willens, keine wahre Tugend, keine Seligkeit im Jenseits.
Sie ist vor Gott noch angenehmer: denn das ist sein Wille vor Allem, daß wir ihn kennen, der das Leben ist.
III. Strebe, Mensch, daher immerhin nach Kenntniß der Welt und ihrer Dinge; vergiß aber nie deines Gottes!

66. Die Zunge, das wohlthätigste und das verderblichste Glied des Menschen.

(Von D. G. Herzog.)

I. Einleitung.

1. Aesop sollte einst das Beste vom Markte für die Küche einkaufen, und brachte eine Zunge; ein anderes Mal, wo er das Schlechteste bringen sollte, brachte er gleichfalls eine Zunge.
2. Die Zunge ist, wie das Edelste, wie selbst die höchsten Geistesgaben, z. B. die des Verstandes und des Scharfsinnes, des größten Mißbrauchs fähig, wie des edelsten Gebrauchs.

II. Abhandlung.

1. Als Werkzeug des Geschmacks.
   a. Durch sie empfinden wir das Vergnügen des Essens und Trinkens. Die Zunge ist die Erfinderin der Kochkunst und Beförderin des Handels. Um ihretwillen werden Nahrungsmittel aus den fernsten Gegenden herbeigeführt.
   b. Aber sie verführt auch zur Naschlerei, Leckerhaftigkeit, Schwelgerei, Trunksucht, Verschwendung — kann arm machen.
2. Als Werkzeug der Sprache.
   a. Ihre wohlthätigen Wirkungen.
   a. Sie gibt uns die Fähigkeit, unsere Empfindungen, Freude und Schmerz, nicht bloß, wie die Thiere, durch einzelne rauhe Töne, sondern auch durch Worte auszudrücken. Das Thier ist wohl fähig, Schmerz und Freude zu zeigen, aber nicht anzugeben, was ihm Freude oder Schmerz verursacht.
   b. Sie ist das erste Mittel innerer Ausbildung — das erste Zeichen, daß dieselbe begonnen. Durch sie wird der Unterricht, wo nicht allein, doch in seiner höhern Vollkommenheit möglich.
   c. Wir sind durch sie fähig, unsern Wünschen, unsern Bitten Worte zu geben; durch sie lernen wir zuerst unsere Bedürfnisse anzeigen; wir können durch sie trösten, rathen, warnen; wir können uns durch sie vertheidigen, wenn wir angegriffen werden.
   d. Sie ist das Werkzeug der Beredtsamkeit; Gewalt der Rede in freien Staaten. Demosthenes; Cicero.
   e. Durch sie empfängt erst das Leben in der Gesellschaft seinen Reiz. Gesellige Unterhaltung. Wie unglücklich ist der Taubstumme!
   f. Gewisse musikalische Instrumente würden ohne sie nicht erfunden worden sein.
   g. Ohne sie gäbe es keine Schrift — weil es keine Worte gäbe.
   b. Ihre verderblichen Wirkungen.
   a. Sie ist das Werkzeug der Lüge, des Betrugs, der Klatscherei, der Verläumdung, des Aufhetzens, der Schmeichelei, des Ausplauderns anvertrauter Geheimnisse.
   b. Sie ist das Werkzeug der Verführung.
   c. Durch sie können wir uns zu Schimpfreden herabwürdigen, — Gott zwar in Hymnen preisen, uns aber durch schmutzige Lieder entehren.
   d. Durch sie erregen wüthende Demagogen Meuterei und Aufruhr.

III. Schluß.

Darum Vorsicht, wenn sie ihren verderblichen Einfluß verlieren und nur ersprießliche Wirkungen zeigen soll!

67. Ueber den Leichtsinn.

(Von Kellner.)

I. Einleitung.

Ueber einen Fehler wollen wir sprechen, der schon so manches Unheil stiftete, so oft die Quelle quälender Reue wurde, und namentlich bei der Jugend sich vorfindet. Es ist der Leichtsinn.

II. Begriff.

Wen nennt man leichtsinnig? Einen Menschen, dessen Sinn leicht über die meisten Angelegenheiten weggeht, der, wie man bildlich sagt, Alles, was er thun soll, auf die leichtere Schulter nimmt, und was er gethan hat, und was ihm widerfahren ist, sich leicht aus dem Sinne schlägt. — Leichtsinnig ist der, der nicht die Folgen seiner Handlungen überdenkt.

III. Quellen des Leichtsinns.

Der Leichtsinn verdankt drei nicht lieblichen Müttern sein Dasein:

a. Der Unaufmerksamkeit,

b. Der Unüberlegtheit, und

c. Der Sinnenlust.

IV. Schädlichkeit des Leichtsinns.

a. Der Leichtsinnige schadet sich selbst.

a. Er hat zwar manchen Kummer und manche Sorgen nicht, die der Vorsichtige sich macht; aber der Leichtsinnige zieht sich dagegen tausenderlei Unruhen zu, deren sich der Vorsichtige überhebt.

b. Der Leichtsinnige stürzt sich nicht selten in wahres Unglück. — Gesundheit, Leben, Habe und Gut hat schon oft der Leichtsinnige verloren.

c. Der Leichtsinnige findet bei keinem vernünftigen Menschen Zutrauen. Wer kann auf seine Verschwiegenheit und Vorsicht rechnen?

d. Der Leichtsinnige fällt oft in Laster aller Art.

e. Der Leichtsinnige bringt es selten in irgend einem Stücke zur Vollkommenheit, und wenn er es dazu bringt, so treibt er doch das Gelernte nicht vollkommen. Ausdauer fehlt.

b. Der Leichtsinnige schadet auch Andern.

a. Er schadet ihnen wie sich selbst, an ihrer Seelenruhe. Er macht denen, die mit ihm zu thun haben, durch seine Vergeßlichkeit, durch Nachläßigkeit, durch Unbesonnenheit &c. viele Sorgen und Verdruß.

b. Er macht Andere oft wirklich unglücklich. Die leichtsinnige Kindswärterin läßt das ihr anvertraute Kind zum Krüppel werden; der leichtsinnige Knecht steckt mit brennender Pfeife Stall und Haus in Brand.

c. Der Leichtsinnige verführt Andere auch wohl zu Lastern. Nichts ist ansteckender für die Jugend, als das Beispiel des Leichtsinns.

d. Der Leichtsinnige schadet Andern sehr häufig an ihrem guten Rufe durch leichtfertige Aeußerungen über sie, leichtfertige Spöttereien ꝛc.

V. Wie entwöhnt man sich aber des Leichtsinnes?

a. Durch Gewöhnung an genaues Beobachten, Aufmerken und Nachdenken, besonders durch Uebung in der Selbstbeherrschung.

b. Durch fleißiges Andenken an Gott; besonders durch den Gedanken: wie würde mir's gehen, wenn Gott gegen mich handelte nach meinem Verdienst. Sündigt der Leichtsinnige nicht gegen das Hauptgebot: Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst!

68. Ueber den Zorn.

(Von Buchberger.)

1. Der Zorn wird im Herzen geboren. (Abneigung. Haß. Geringschätzung. Rachsucht.)
2. Er geht in den Mund über. (Beschimpfung. Lästerung. Verläumdung.)
3. Er äußert sich in der That. (Schlägerei. Duell. Empörung. Krieg.)

69. Ueber den Luxus.

(Von Kellner.)

I. Einleitung.

Ueber den Luxus wird viel gesprochen, ohne daß man eigentlich weiß, was darunter zu verstehen ist. Der Begriff ist allerdings schwer, denn er ist relativ und beruht meistens auf Vergleichung.

II. Begriff.

Man kann sagen, Luxus sei ein gewisses, zur Gewohnheit gewordenes Uebermaaß in dem Gebrauche solcher Dinge, welche die Sinne reizen, ohne nothwendig zu sein. Oder: Luxus ist eine Uebertreibung der unfruchtbaren Ausgaben, welche die Einnahmen einer Person oder Nation übersteigen. Kant sagt: Luxus ist Uebermaaß des gesellschaftlichen Wohllebens in einem gemeinen Wesen, das also der wahren Wohlfahrt zuwider ist.

III. Was ist demnach nicht mit Luxus zu bezeichnen?

a. Wenn ein Mensch irgend einmal im Jahr oder bei etwaigen feierlichen Gelegenheiten die gewöhnlichen Grenzen in Speise und Trank rc. überschreitet. (Hier ist keine Gewohnheit.)

b. Wenn Vermögen, Stand und Rang eine gewisse Erhebung über Andere in der Ausstattung des gesellschaftlichen Lebens erlauben und unabweislich fordern.

IV. Ursachen des Luxus.

a. Der Keim des Luxus liegt in der Natur des Menschen selbst, und die Erfindung der Künste bahnte den Weg dazu. Sobald der Mensch Ueberfluß an Nahrungsmitteln und Allem hat, so regt sich sogleich das Bedürfniß der Bequemlichkeit, des Putzes, des höhern Wohlbefindens. Die Künstler kommen diesem Bedürfnisse durch ihre Erfindungen entgegen.

b. Nachahmung fremder Sitten und Gebräuche. Wie früher Griechenland, so war späterhin Frankreich Muster.

c. Die Liebe beider Geschlechter war oft Ursache höhern Luxus. Selbst die wilde Schöne schmückt sich wegen des Geliebten mit bunten Federn und Gold.

V. Viele behaupten, der Luxus sei den Staaten nützlich, denn:

a. er befördere den Umlauf des Geldes, welches in einem Staate das sei, was das Blut im menschlichen Körper,

b. er befördere Industrie, Künste und Handel,

c. Er mache, daß der Unterthan seine Lasten nicht fühle, wenn man ihn mit Schauspielen, Bällen und andern kostspieligen Lustbarkeiten (für sein eigenes Geld) beschäftige. — Panem et circenses! rief der römische Pöbel.

d. er vermehre die Staatseinkünfte durch Zölle, Accise und tausenderlei andere Titel.

VI. Solche Ansichten sind aber Verblendung und beruhen auf Scheingründen oder einer falschen Politik, denn:

a. rücksichtlich obiger (V.) Behauptungen

a. ist zu denken, daß der Luxus als Uebermaaß und Uebertreibung der gerade Weg zur Verarmung ist.

1. Fröhnen ihm also die Unterthanen, so werden diese arm und der Regent vielleicht reich.

2. Huldigt ihm dieser, so wird der Staatsruin nicht fehlen; in beiden Fällen das wahre Wohl des gesellschaftlichen Vereins untergraben.

b. Was ferner den ersten und zweiten Grund sub V. betrifft, so möchte man damit einen guten Zweck durch böse, ungerechte und unsittliche Mittel heiligen.

b. Auch direkte Gründe lassen sich gegen den Luxus anführen.

a. Da der Luxus ein Uebermaaß und eine Uebertreibung ist, so streitet er gegen die Vernunft, indem er das Sittengesetz der Sinnlichkeit unterordnet.
b. Die mit dem Luxus sich paarende Verarmung führt eine Menge Veranlaßungen zu Verbrechen und unmoralischen Handlungen im Gefolge.
c. Der Luxus ist wie eine Pest ansteckend und verbreitet sich deßhalb auf alle Stände.
d. Er macht die Menschen weichlich und entnervt, entwöhnt sie der Arbeit und führt sie zur Sinnlichkeit. — Rom's Geschichte.

VII. Welche Mittel sind gegen den überhandnehmenden Luxus zu empfehlen?

a. Eine kräftige Erziehung, welche jeder Verweichlichung entgegenarbeitet. Sparta und Athen sind hier Gegensätze.
b. Das gute Beispiel der obersten Staatsbehörden und Aller, auf die von unten hinauf gesehen wird, ist von den heilsamsten Folgen.
c. Religiöses Leben und Rückkehr zu größerer Häuslichkeit und einem einfacheren Familienleben.

70. Ueber die böse Sitte des Aufschiebens.

(Von D. G. Herzog.)

I. Einleitung.

Morgen! morgen! nur nicht heute! — scheint vieler Menschen Wahlspruch. — Richtiger ist der Spruch, was du thun willst, das thue bald.

II. Durchführung.

Die Sitte des Aufschiebens dessen, was geschehen muß, ist böse
1. in ihren Quellen. Diese sind:
   a. Mangel an inniger Liebe für das Gute und für die Pflicht. Leichtsinniger Aufschub dessen, was die Pflicht verlangt, ist der sicherste Beweis, daß diese uns gleichgültig ist.
   b. Weichlichkeit. — Pflichterfüllung fordert Kraft, Anstrengung, Aufopferung, Muth, Beherrschung unserer Leidenschaften. Beispiele: einem Freunde eine unangenehme Wahrheit sagen; ein begangenes Unrecht eingestehen. Man schiebt dergleichen auf, wie man einer lang gefürchteten Arbeit noch länger zu entfliehen sucht.
   c. Vergnügungssucht.

d. Trägheit und Scheu vor dem, was uns schwer und lästig erscheint. Dem, was gleichsam spielend und mit Leichtigkeit gethan werden kann, entziehen wir uns selten; aber ꝛc.

2. In ihren Folgen.

a. Arbeiten, die aus der Vergangenheit auf uns lasten, lasten doppelt. Die der Gegenwart kommen hinzu.

b. Heute schieben wir auf, weil wir zu gemächlich sind, — morgen vermehrt sich die Unlust, und die Pflichterfüllung wird immer schwerer.

c. Vieles kann, wenn es nicht zur vorgeschriebenen Zeit gethan wird, nachher gar nicht mehr gethan werden. — Es kann Krankheit, es können andere unglückliche Zufälle eintreten. — Manches, was geschehen muß, ist gerade für gewisse Zeiten bestimmt, z. B. wenn der Jüngling nicht gelernt hat, was der Knabe schon gelernt haben sollte und könnte. Was dem Knaben leicht, selbst angenehm wird, wird dem Jüngling schwer und lästig.

d. Es mag Manches in der Zukunft nachgeholt werden können; — wenn es aber geschieht, so geschieht es mit Verlust für die dann zur Gegenwart gewordene Zukunft, für welche schon Pflichten zu erfüllen sind. Während man nachholen muß, kann man nicht weiter schreiten.

e. Verschobene Arbeiten werden nachher übereilt, weil andere Pflichten zu erfüllen sind — mißrathen dann gewöhnlich.

f. Das Aufschieben von unerläßlichen Arbeiten stört die Lebensordnung — raubt den Frohsinn. Die Wahrheit des acti labores jucundi (geschehene Arbeiten sind süß) fühlt der, der sich an das Aufschieben gewöhnt hat, nur selten.

g. Auch für unser äusseres Wohl ist das Aufschieben von bösen Folgen. Der Beamte verliert das Vertrauen seiner Vorgesetzten, der Handwerksmann seine Kunden ꝛc.

III. Schluß.

1. Darum bedenke, daß jeder Tag seine Pflicht habe. Wenn du heute erfüllst, was sie von dir fordert, so gewinnst du für morgen zu etwas anderm Nützlichen Zeit.
2. Zwar kann Ueberhäufung von Arbeiten einen solchen Aufschub unabwendlich machen; aber eine gehörige Eintheilung der Zeit und Ordnungsliebe wird eine solche Ueberhäufung seltener machen. — Man kann auch vorarbeiten.
3. Vor Allem böse ist das Aufschieben der Besserung.

71. Im Alter willst du besser werden?

(Von D. G. Herzog.)

I. Einleitung.

1. „Bessern soll ich mich?" — „Ja, er hat gut reden; er kann nicht mehr die Freuden des Lebens genießen. — Wenn ich erst so alt bin, als er, dann rc. Jetzt bin ich noch jung: ich will das Leben genießen. Das mürrische Leben kömmt ja doch. Dann ist's immer noch Zeit. Zum Ernst ist überall noch Zeit genug."
2. Wer so in der Jugend, wer so im kräftigen Mannesalter denkt, von dem läßt sich im Alter nicht viel hoffen.

II. Abhandlung.

1. Besser werden also im Alter willst du — du bist also jetzt schlecht? — Du erkennst das, gestehst es ein — und willst aufschieben? — Deine Seele kränkelt, und du willst das Uebel einnisten lassen? — Lieber der Krankheit zuvorkommen, wie bei körperlichen Krankheiten; oder zeigt sich eine, sie rasch geheilt, sei die Arznei auch noch so bitter! — Oder hast du noch keine Greise gesehen, die trotz dem greisen Haar noch unter der Gewalt der Leidenschaften standen? Alte Gewohnheiten sind schwer abzulegen. Siehe den Trunkenbold, den Müssiggänger, den Spieler rc.
2. Die schöne Zeit der Kraft willst du der sinnlichen Lust opfern, und die Tage des ohnmächtigen Alters erst willst du dem Guten, dem Besserwerden widmen? — Hast du nicht bemerkt, wie die Kraft im Alter schwindet? Wird dann, bei dem besten Willen, Alles wieder gut zu machen, deine geschwächte Kraft hinreichen? Wirst du der Welt mit deinen Kräften noch so nützen können, als früher vielleicht. — Und könntest du es auch, du könntest es doch gewiß nicht lange mehr.
3. Und bist du denn, wenn du auf morgen verschiebst, was du heute thun kannst, des Morgens so gewiß? Kannst du nicht verhindert werden durch — durch —? — Weißt du denn, ob Gott dich nicht heute noch abruft? Willst du hinscheiden in deinen Sünden?

III. Schluß.

Das Gute, was zu thun ist, also auch deine Besserung — lieber heute, als morgen abgethan. Gutes zu thun ist heute immer die gelegenste Zeit.

72. Ueber Sparsamkeit und Geiz.

(Von D. G. Herzog.)

I. 1. Mehrere ältere Philosophen setzten die Tugend in die Beobachtung der Mittelstraße. Jedes Gute kann in gehörigem Maaße — entweder zu sehr — oder zu wenig erstrebt werden, z. B. Ehre, (Ehrliebe — Ehrgeiz und Ehrsucht — Ehrlosigkeit und Niederträchtigkeit); das Leben (Muth und Tapferkeit — Feigheit, — Tollkühnheit, Verwegenheit, Keckheit).

2. So auch äußere Glücksgüter und Geld. Wer sie zu wenig anstrebt, ist ein Leichtsinniger oder Verschwender; wer sie zu sehr anstrebt, ein Habsüchtiger, Geiziger, Karger. — Habsucht bezieht sich auf das Erwerbenwollen und kann wohl mit Verschwendung bestehen; Kargheit, auf das Bewahren des Erworbenen; Geiz auf beides, auf Erwerben und Bereichern.

3. Die zwischen Verschwendung und Kargheit in der Mitte liegende Tugend ist Sparsamkeit.

4. Oft nennt man den Sparsamen einen Geizigen; aber beide sind sehr unterschieden.

5. Geiz ist die unmäßige Begierde, immer mehr haben zu wollen, bloß um zu haben, ohne das Besessene und Ersehnte zu benutzen; Sparsamkeit die Eigenschaft dessen, der unnöthigen Aufwand vermeidet.

II. Der Unterschied beider besteht:

1. In der Triebfeder, welche beide zum Handeln bestimmt.

a. Den Geizigen bestimmt bloß die Liebe zum Gelde und die Sucht, zu besitzen, zur Beschränkung von Ausgaben;

b. den Sparsamen die Ueberzeugung, daß ein besserer Gebrauch von dem Gelde zu machen sei. Er vermeidet den Aufwand, theils

a. um selbst zu künftigem Gebrauche übrig zu haben, theils

b. um den Seinigen oder Andern nützlich zu werden.

2. In der Art des Erwerbs.

a. Der Geizige scheut bei seinem Zusammenscharren auch schlechte Mittel nicht — Wucher, Lüge, Betrug.

b. Bei dem Sparsamen ist von der Art des Erwerbes gar nicht die Rede.

3. In der Anwendung des Erworbenen.

a. Der Geizige läßt dasselbe zum angenehmen Lebensgenusse ungenützt; nur wuchern soll es ihm. Das Geld ergötzt ihn als solches; er versagt sich und den Seinigen selbst die Bequemlichkeiten des Lebens.

b. Der Sparsame verwendet für sich und die Seinigen nur den nöthigen Aufwand — läßt nichts umkommen, wovon er noch Nutzen erwarten kann.

4. In ihrem Leben als Menschen und Bürger.

a. Im häuslichen Leben ist der Geizige (Wohnung, Hausgeräth, Kleidung betreffend) ärmlich und schmutzig — bei dem Sparsamen Alles nett und reinlich.

b. Der Geizige ist ehrlos — opfert, wenn er nur Geld machen kann, die Achtung Anderer auf. — Der Sparsame dagegen ist ehrliebend und vermeidet lieber, wenn seine Vermögensumstände ihn hindern, das Erscheinen bei solchen Gelegenheiten, wo die Ehre dergleichen Ausgaben gebietet.

c. Der Geizige ist hart und unbarmherzig gegen Arme; — das ist der Sparsame nicht, ja er spart oft sogar, um wohlthätig sein zu können.

d. Der Geizige ist mißtrauisch gegen Gattin, Kinder, Gesinde — der Sparsame oft bis zum Eigensinne ordnungsliebend, und wird dadurch oft Gattin, Kindern und Gesinde lästig.

III. Fliehe den Geiz! Gewöhne dich an Sparsamkeit!

73. Thue recht! Scheue Niemand!

(Von Benn.)

I. Die Handlungsweise mancher Menschen, die sich in ihrem Thun und Lassen nur nach dem Beifalle der Menschen richten, ist verkehrt; man soll nur dem Gewissen folgen; man soll recht thun und Niemand scheuen.

II. a. Thue recht!
   1. Thue nichts Böses, um den Beifall der Menschen zu gewinnen.
   2. Unterlasse nichts Gutes.

b. Scheue Niemand!
   1. Du hast nichts Böses gethan, weßhalb du dich vor den Menschen zu fürchten hättest.
   2. Du hast das Gute gethan und dir dadurch Anspruch auf ihre Achtung und Liebe erworben.

III. Doch ist die öffentliche Meinung nicht ganz zu vernachläßigen.

74. Was denkt der Weise von dem: Qu' en dira-t-on? Oder: Ueber den Werth der öffentlichen Meinung.

(Von D. G. Herzog.)

I. Viele Menschen lassen sich zu sehr von der öffentlichen Meinung leiten — anstatt dem zu folgen, was ihnen die Vernunft sagt — was Religion und Sittlichkeit

verlangen. — Deßhalb unterbleibt vieles Gute, bald aus Furcht, sich lächerlich zu machen — bald aus Besorgniß, sich Unwillen zuzuziehen. — Man geizt nach der günstigen Meinung des Publikums. — Das sind schwache Menschen.

II. Der Weise denkt über die Meinung des Publikums anders. Er legt derselben

1. keinen zu hohen Werth bei und läßt sich in seinen Handlungen durch dieselbe nicht allein leiten. Denn er weiß:

a. Das Publikum irrt oft und wird zu seinem Urtheile verleitet bald

a. durch Vorurtheil und Kurzsichtigkeit, weil dasselbe bloß nach dem Erfolge urtheilt, bald

b. durch Eigennutz und Parteilichkeit.

b. Allgemein ist die Meinung doch nie, ein Theil denkt anders, sei es aus Kurzsichtigkeit oder aus tiefern Einsichten. Einige sind gewiß gerecht und wahrheitliebend. Folglich entgeht der, der bloß nach dem Beifalle des Publikums geizt, dem Tadel doch nicht, und die Bessern verkennen den nicht, der seinen richtigern Einsichten folgt.

c. Die Meinung des Publikums ist veränderlich und wandelbar. Sogar die Mode hat auf dieselbe Einfluß — so wie sich die Mode durch sie leiten läßt. — Das Publikum verfolgt am Ende oft den, der ihm zu gefällig war.

d. Das Publikum spricht eine Zeit lang und — hört dann wieder auf. Handelst du recht — nur Muth gefaßt, jenes Gespräch eine Zeit lang zu tragen.

e. Wer sich mehr, als recht ist, durch die öffentliche Meinung leiten läßt, kömmt in Gefahr, wider Pflicht und Gewissen zu handeln.

2. Aber er achtet die öffentliche Meinung auch nicht zu gering. Denn

a. Das Publikum beurtheilt uns oft richtiger, als wir selbst. Eigenliebe, Stolz, Egoismus machen oft, daß wir uns nicht kennen.

b. Von der öffentlichen Meinung hängt zum Theil unser Fortkommen in der Welt, unsere Ruhe, unser Familienglück ab.

c. Verachtung alles Tadels ist unserer Vervollkommnung hinderlich. Der Tadel führt uns zu einer richtigern und tiefern Selbstkenntniß — lehrt uns Behutsamkeit im Reden und Handeln — bewahrt uns vor Nichtachtung oder Geringschätzung Anderer — flößt uns Achtung ein gegen die Pflichten des geselligen Lebens.

d. Völlige Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Meinung über uns, da doch auch Vernünftige unter den über uns Urtheilenden sind, ist Mangel an Ehrgefühl; und dies führt zum Laster.

III. Die Wahrheit und das Recht liegt, wie überall, auch hier in der Mitte.

75. Der Glaube an Gott gewährt den besten Trost im Unglück.

(Von Benn.)

I. Der Mensch sieht sich in den vielen Widerwärtigkeiten, die ihn im Leben treffen, nach Trost um; meistens sucht er denselben bei seinen Mitmenschen. Doch den besten Trost bietet ihm der Glaube an Gott.

II. Denn Gott ist
1. allgegenwärtig,
2. allmächtig,
3. allgütig.

III. Darum Muth im Unglück! Vertrauen auf Gott! Er kennt deine Noth, er kann und wird helfen.

76. Das Höchste. (Dialog.)

(Von Buchberger.)

Reichthum, Vergnügen und Gesundheit geriethen unter sich in einen Streit; denn jedes sagte: das Höchste bin ich.

1. Der Reichthum: Was Menschen gelüstet, hätten sie durch ihn.
2. Das Vergnügen: Mit jenem kauften sich die Menschen nur das Vergnügen.
3. Die Gesundheit: Ohne sie wären beide ja ungenießbar.

Da trat die Tugend auf und machte dem stolzen Streite ein Ende mit den Worten: „Durch Euch und ohne mich ist Keiner glücklich; aber durch mich und auch ohne Euch ist Jeder glücklich.“

IV.

Stoffe.

1. Zu Erzählungen.
2. Zu Beschreibungen.
3. Zu Schilderungen.
4. Zu Abhandlungen.

1. Erzählung einer Feuersbrunst.

Name des Ortes. — Feuerruf. Zeit. Luft: Stand. Erste Hülfe. Verlauf: Brand; Thätigkeit der Menschen. Ende: Wann? Größe des Schadens. Besondere Vorfälle. Kein Menschenleben zu beklagen? Gegenwärtiger Zustand: Noth; Hülfe; Feuerversicherung.

2. Eine Fahrt auf der Eisenbahn. (Brief.)

(Von Jost.)

Das Ergötzliche daran, trotz des Geräusches, der gar zu großen Eile, und der Unmöglichkeit, Gegenstände recht anzusehen, wird nach der Erfahrung beschrieben; — namentlich die, bei andern Fahrten nur sehr beschränkte, Mannigfaltigkeit und der schnelle Wechsel der Personen in einem und demselben Wagen. Der Schreibende erzählt, wie viele verschiedene Personen, nach Geschlecht, Alter, Stand, Kleidung und Verhalten, er in einer Stunde in seiner Umgebung gesehen; wie einige sich schnell mittheilten, und wie die Unterhaltung wechselte. Besonders gefallen habe ihm die Mischung der Leute aus den verschiedensten Klassen, welche alle ein wohlanständiges Benehmen und gegenseitige Artigkeit zeigen. Das gute Beispiel des Bessern wirke auch auf Andere, die sonst vielleicht nicht so gesetzt wären. — Bei dieser Aufgabe ist wesentlich die Beschreibung der eigentlichen Erscheinungen, der Landleute, Arbeiter, Händler, Studenten, Gelehrten, Geistlichen, Schulknaben, auch wohl ganzer Familien.

3. Benjamin Franklin.

(Von Jost.)

Antwort auf die Anfrage, wodurch dieser Name so berühmt geworden? — Nicht durch geräuschvolle Thaten, sondern durch ächte Weltweisheit, welche Franklin in seinem langen Leben (1706—1790) darlegte; durch das Beispiel eines wahrhaft tüchtigen, nicht von Ehrgeiz angestachelten, thätigen Staatsbürgers, der sich aus niedern Verhältnissen durch Forschergeist und Gewandtheit zu hoher Bedeutung herauf arbeitete. Erzählung der wesentlichsten Punkte aus seinem Leben. Erst mit wechselndem Glücke Drucker, dann Herausgeber nützlicher Volksschriften, dann Vertreter von Pennsylvanien, und als Postverwalter angestellt. Wieder abgesetzt wegen seines Freimuthes, in England, Förderer der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, und 1783 Unterzeichner des Pariser Friedens; 1784 Präsident von Pensylvanien. Geistvoller Schriftsteller. Förderer der Physik durch manche Erfindungen, besonders des Blitzableiters, und Verbesserung der Schifffahrt. In Paris zum Mitgliede der Akademie ernannt. — Er steht größer da, als viele ruhmgekrönte Helden. Allgemeine Verehrung erwarb ihm die Trefflichkeit seines Charakters und seines Strebens, die sich auch in seinen Schriften ausprägt; hervorragende Talente besaß er nicht. Desto eher ist er für jedermann ein würdiges Vorbild.

---

4. Die Stadt. (Beschreibung.)

(Von Buchberger.)

Name. Lage. Klima. Umfang. Eintheilung. Thore. Straßen. Plätze. Kirchen. Andere bedeutende Gebäude.

5. Gebirge. (Brief.)

(Von Jost.)

Wie es uns im Gebirge gefallen könne? Allerdings fehle es nicht an Beschwerden und Widerwärtigkeiten, z. B. des Auf- und Absteigens, des häufigen Windes und Witterungswechsels, der Kälte u. dgl. Alles das werde aber aufgewogen in Betreff der Gesundheit: durch Reinheit der Luft, Frische des Wassers, stärkende Bewegung; in geistiger

Hinsicht: durch Freiheit der Umsicht, Schönheit der Aussichten und der Naturschauspiele und Wirkungen (Sonnen-Auf- und Untergang, Felsengebilde, Wasserfälle, Echo u. dgl.); in Betreff der Stimmung des Gemüths: durch Heiterkeit und Freiheitssinn aller Bergbewohner, einfache Gastlichkeit, gewürzt durch allerlei Sagen und Erzählungen; in belehrender Hinsicht: durch viele Gebirgserzeugnisse, Pflanzen und Steine, Kohlen- und Metallbergwerke, Mineralwasser. Uebrigens fehle es im Sommer nicht an Umgang mit gebildeten Leuten aus allen Ständen, welche hier theils Erholung, theils Gesundheit suchen.

6. Tabak.

(Von Jost.)

Allgemeine Bemerkungen über eigenthümliche und einflußreiche Gewohnheiten. Man giebt zu, daß der Tabak großen Aufwand verursacht (ausser der Theurung der bessern Arten, erinnert man an die Pfeifen, Kasten, Beutel und kostbaren Zubehör); daß er schädlich auf die Sinne wirkt, daß er vieles verdirbt, und daß er die Geselligkeit des feinen Umgangs stört. Man vergleicht die Gesellschaften oder die Gaststuben, wo er nicht geraucht wird, mit andern, und rügt den Mißbrauch des Rauchens, das bei Vielen zur Leidenschaft wird, in Ernst und Scherz. Inzwischen verkennt man doch nicht dessen große Wichtigkeit und wohlthuende Wirkungen. Die Geschichte des Tabaks seit seiner Auffindung im Jahr 1496 auf St. Domingo bietet viel Merkwürdiges. Der Name ist nach der Provinz Tabago, der wissenschaftliche erst von Jean Nicot 1560. In Deutschland zuerst 1530; in England 1585. Verboten unter Jakob I. 1604. Im Handel zuerst in Holland 1615, in England 1637. In Rußland 1634 der Schnupfer mit Verlust der Nase bedroht; von der Geistlichkeit lange angefeindet, von Urban VIII. 1664 durch eine Bulle verboten. Dennoch immer mehr in Aufnahme; in Rußland seit Peter I. stark angebaut. Die Betriebsamkeit steigt mit der Verbreitung, überall, vorzüglich in Amerika, Ungarn, Türkei, China; geringere Blätter in Deutschland und sonst. Unendliche Vermehrung der Thätigkeit in Anbau und Bereitung des Rauch- und Schnupftabacks (Fabriken, chemische Mittel) — und der Gefäße und Mittel, Thonpfeifen und Köpfe, Meerschaum-, Holz-, Metall- und Glasröhren und viele Gefäße, mit unendlich vielen Beschlägen und Verzierungen, bis zur feinsten Kunst; Vermehrung sonstigen Zubehörs, Feuerzeuge und Zündmittel. (Alles dieses recht in's Einzelne durchzuführen.) — Uebrigens finden die Raucher großen Genuß, und manche halten den Tabak für gesund.

Aus solchen Beleuchtungen folgt, wie vorsichtig das Urtheil sein müsse. Man geht noch weiter, und sucht Vortheil für die Sittlichkeit in der scheinbaren Unsitte. Der Tabak hat den Trunk und manche andere verderbliche Lustbarkeiten verdrängt. Bei Vielen

fördert er die Ruhe und Besonnenheit des Denkens und Handelns; den Meisten giebt er eine Unterhaltung und Beschäftigung, welche das Gemüth von Sorgen abzieht.

Schluß: Eine schärfere Untersuchung lehrt uns die Dinge nach allen Seiten würdigen.

7. Das Dampfschiff.

(Von Jost.)

Schilderung einer kleinen Fahrt auf einem Dampfschiff, das der Schreibende erst kennen gelernt hat. Erscheinung desselben von Ferne, der Dampf, dann das Wühlen der Räder, das Umdrehen, — Ankündigung durch Geläute. Andrang der Reisenden mit ihrem Gepäck, sowohl der Aus- als der Einsteigenden. Eintritt. Beschreibung des Verdecks; Menschenmenge; Bequemlichkeit; Bedienung. Blick in das Maschinenwerk.

Fahrt auf dem Flusse; Fortgleiten des Ufers. Bewunderung menschlicher Fortschritte.

8. Freud und Leid der Jagd.

Leidenschaftliche Neigung vieler Menschen zur Jagd. Woher? Sie kommt von den vielen Freuden und Genüssen derselben. Bewegung im Freien. Hoffnung auf Erfolg. Gelegenheit zu geistiger und körperlicher Anstrengung. Wirklicher Erfolg. Die Jagd hat aber auch ihre Leiden. Ungünstige Witterung. Gefahren. Nichterfolg. Oekonomische Nachtheile. Wie will ich's halten?

9. Verfallene Ritterburgen.

(Nach Jost.)

Es ist der gegenwärtige Zustand mit dem frühern, als nützliche Belehrung über die Hinfälligkeit menschlicher Bestrebungen zu schildern. Die starken, für ewige Dauer gebauten Festungswerke sind jetzt unbewohnbare Trümmer; der Sitz übermüthiger Ritter und stolzer Frauen, ein Aufenthalt wilder Raubvögel und Ungeziefers aller Art; die Säle für Tanz, Schmauserei und Lustbarkeit jetzt dem Gewimmel der Würmer preisgegeben; die Brunnen und Weinkeller sind jetzt Sümpfe, der geglättete Boden jetzt mit

wildem Gestrüpp bewachsen, die sonst mit Gemälden verzierten Wände jetzt voll Moos und Flechten, — aller Glanz verschwunden, kaum noch eine traurige Erinnerung vormaliger Größe. Heilsame Lehren.

10. Die barmherzigen Brüder oder Schwestern.

(Nach Jost.)

Antwort auf ein Schreiben, in welchem nach dem Besuche eines Klosters Verwunderung darüber an den Tag gelegt worden, daß es Menschen gebe, die

1. So ganz auf die Welt verzichten können;
2. immer nur traurige Anschauungen aufsuchen;
3. so ganz der Ruhe des Schlafes entbehren;
4. sich allen Launen der Kranken bloßstellen;
5. sich großen Gefahren aussetzen; und
6. noch Undank erfahren.

Der Schreibende findet freilich wenig Menschen zu diesem Berufe geneigt oder geeignet, die meisten haben andere wichtigere Pflichten. Um so bewundernswürdiger sei die Tugend jener, welche übrigens sich selbst belohne,

1. durch gute Erfolge;
2. in dem Glücke ganzer Familien;
3. in Bereicherung der eigenen Erfahrungen und Verbreitung nützlicher Beobachtungen;
4. im Bewußtsein des uneigennützigen Strebens;
5. in der Erinnerung eines so vollbrachten Lebens am Abend des Daseins und an den Pforten des Todes; eine Erinnerung, welche schon ein Vorgefühl himmlischer Freuden gewähre;
6. in der jenseitigen Belohnung;
7. in dem Bewußtsein, Gott dadurch geliebt und verherrlicht zu haben.

11. Palästina als klassischer Boden.

(Von Jost.)

Hier wird nicht sowohl die staatliche Entwicklung, als vielmehr die religiöse betrachtet, und man möchte genauer anschauen:

1. Die Wiege der ersten Gotteserkenntniß, und der Kämpfe dieser gegen das Heidenthum;

2. den Schauplatz der Erzväter, und späterhin der Richter, mehr aber noch der Propheten, die zum Theil auf Oertlichkeit Bezug nehmen; überhaupt den Boden der heiligen Literatur;
3. vor allem Jerusalem mit seinen mannichfachen Schicksalen, und zugleich den Kriegsschauplatz der Makkabäer, Hasmonaer und Herodäer;
4. endlich die Wiege des Christenthums und seiner ersten Ausbildung und zugleich den Schauplatz der Römerkriege und der Todeskämpfe des jüdischen Volkes.

(Der Ton steigert sich zur Begeisterung für das höhere Leben.)

---

12. Wie schön ist's im Freien.

Im Zimmer ist's dumpf, dunkel, freudelos, ungesund, unschön! Anders im Freien! Im Garten. (Blumen, Bäume, Luft.) Auf der Flur. (Licht, Luft, Belebung durch die Thierwelt, Thätigkeit der Menschen.) Im Walde. (Duft, Kühlung, verborgene Wiesenplätzchen, Quelle.) Auf der Höhe. (Fernsicht, Erfrischung.) Wie glücklich der, welcher durch nichts gehindert ist, im Freien sich zu ergötzen.

13. Im Gebirge ist es schön.

Schön ist die Ebene, vorzüglich durch ihre Kultur. Schöner aber ist's in den Bergen. Schöner im Thal, auf den Abhängen, auf den Höhen. Licht, Luft, Farben, Formen, Vegetation behaupten überall den Vorrang vor der Ebene. Wohl hat das Gebirge seine Gefahren, seine Nachtheile; dennoch lebt es sich in den Gebirgen angenehmer, als in flachen Gegenden.

14. Die Natur ist im Frühlinge wieder erwacht.

(Von Ritsert.)

Das Bild liegt hier in dem Worte „erwacht“. Dieses Wort (erwachen) wird eigentlich nur von Menschen und Thieren gebraucht, wenn sie den Zustand des Schlafes ver-

lassen. Im Schlafe ist alle äussere Lebensthätigteit unterbrochen, der freie Gebrauch der Kräfte gehemmt; wie erstarrt und abgestorben liegt der Schlafende da. Wenn aber der Mensch vom Schlafe erwacht, so zeigt sich neues Leben; die Kräfte des Körpers wie des Geistes sind wieder völlig rege; sie sind durch den Schlaf gestärkt und äussern sich in frischer Thätigkeit. — Eben so verhält es sich mit der Natur. Im Winter schlummert sie gleichsam; Alles ist in dieser Jahreszeit erstarrt; trauernd und öde erscheint dann das Reich der Schöpfung auf Erden; es scheint mit dem Leichengewande des Todes bedeckt. Wann aber der Frühling herannaht, dann regt sich in der Natur Alles mit neu belebter Kraft; die Keime brechen durch der Sonne erwärmende Kraft hervor; die Knospen und Blüthen entfalten sich; die Wiesen und Felder schmücken sich mit frischem Grün und lachen uns an in wundervoller Schönheit; der liebliche, tonreiche Gesang der Vögel erschallt; die tausendfachen Stimmen anderer Thiere dringen in unser Ohr; die Schaar der Fische bewegt und spiegelt sich munter in dem Gewässer; alles Gewürm verläßt seinen dunklen Aufenthalt unter der Erde und die Winkel, wo es sich während des frostigen Winters verborgen hatte, und freut sich des neuen Lebens; fröhlich schwirrt es in dem unermeßlichen Raume der Luft, fröhlich regt sich's in den Klüften ꝛc. Man sage darum mit vollem Rechte: „die Natur ist wieder erwacht:" sie ist aus dem Winterschlafe erstanden.

15. Sommer. Herbst. Winter. (Schilderungen.)

Sommer. Blumen. Kirschen. Sonnenaufgang. Tageslänge. Die Abende. Im Freien. Gesang der Vögel. Schifffahrt auf dem Flusse.

Herbst. Weinlese. Obsterndte. Jagd. Fischfang.

Winter. Schlittenfahrten. Freuden auf dem Eise. Im warmen Zimmer. Die Winterabende.

16. Die Weinlese. (Brief.)

(Nach Jost.)

(Der Schreibende beklagt ihre Ausartung.)

Bericht von dem unerwarteten geräuschvollen Treiben, das der Schreibende angetroffen; Jubelgeschrei. Man läßt sich erzählen, daß Weinlese sei, und wie diese fröhliche Festlichkeiten herbeiführt, — diese werden beschrieben. Man macht nun Bemerkungen über die Seltsamkeit, daß auch in Mißjahren die Feste mit gleicher Lust gefeiert werden,

und zwar, wie immer, hauptsächlich von denen, die dem Weinbau fern stehen, von müssigen Städtern, von Gewerbtreibenden aller Art, am meisten von der Schuljugend, die oft sogar Unheil anrichtet. Man erstaunt über die Sucht, zu schießen, Feuerwerke abzubrennen, und überhaupt den Aufwand, welchen die Weinlese verursacht, die den Wirthen, Feuerwerkern und Wundärzten mehr eintrage, als den Winzern. Man werde unwillkührlich an die Bachanalien und Dionysosfeste der Alten erinnert, die ihrem Weingotte die Kraft beilegten, seine Feinde durch Wahnsinn und Raserei zu strafen, dagegen seine Diener in einen fröhlichen Taumel und Sinnenrausch zu versetzen, der übrigens oft genug bis zur Tollheit trieb, wie die Mänaden selbst Menschenopfer brachten. Betrachtung über den Mißbrauch der edelsten Gabe, welche den Genuß belebt, Lust und Freude verbreitet, das Herz dem Herzen öffnet, alles Mißtrauen verscheucht, alle Feste erhöht, selbst in der Trauer Trost spendet, — bis zur Erniedrigung der Menschheit; schon von den denkenden Römern frühzeitig verurtheilt und verboten; dennoch immer wiederkehrend, und selbst in unsern Tagen nicht ganz zu vermeiden. — Uebrigens habe er sich dabei ergötzt.

17. Wirkungen des Weines.

(Von Jost.)

Schilderung eines geselligen Kreises, welcher sich heiter und lustig einfand, um eine Flasche zu leeren. Der Schreibende hat sich entfernt, als die Freunde noch recht munter waren, und allerlei Geschichten einander erzählten, auch Gesundheiten ausbrachten. Eine Stunde später findet er sie überlaut, wild singend und schreiend, bald heftig streitend, die vorher Beredten jetzt stammelnd, manche schlummernd, oder verdrießlich still, manche kaum sich aufrecht haltend. Freundschaft, Besonnenheit, Lust und Geselligkeit war gewichen, und wahrscheinlich hat jeder noch schlimmere Folgen empfunden. Es hat dies einen traurigen Eindruck gemacht.

18. Feiertag in der Stadt. Selbstgespräch.

(Von Jost.)

Schilderung des Unterschiedes zwischen dem Gewirre der Werktage und dem Aussehen der Stadt am Feiertage. Sonst frühe schon der Anblick herumziehender oder fahrender Landleute, — jetzt Ruhe und Stille, — statt der Bewegung an Kaufläden

und des Geräusches der Handwerker, alle Läden und Werkstätten geschlossen; — statt der Arbeitskleider saubere Festanzüge; himmlische Klänge der Glocken erinnern an höhere Gedanken; Zug nach der Kirche. Beschreibung des Gottesdienstes und des feierlichen Eindrucks.

Familienleben. Nachmittags wieder Bewegung, besonders der Spazierengehenden oder in Prachtwagen Fahrenden. Vergnügungsorte.

19. Der Neujahrsabend. (Selbstgespräch.)

Ein Jahr ist dahin! Was brachte es? An Glück und Unglück? An Fortschritt oder Rückschritt im Wissen? An Zu- oder Abnahme im Guten? Wie steht es heute mit mir? Zu Gott? Zu den Menschen? Welche Zukunft darf ich erwarten? Was will ich thun? Um Gott zu gefallen, einst Menschen zu nützen, glücklich zu werden? Ich will's versuchen; sei gesegnet darum, du neues Jahr!

20. Gottes Allmacht. (Brief.)

Beantwortung eines Schreibens, worin geschildert wurde, wie die großartigen Schauspiele der Natur einen gewaltigen Eindruck gemacht hätten, indem man bei der Sonne Auf- und Untergang, beim Anblick des ausgestirnten Himmels oder bei einem furchtbaren Ungewitter u. s. w. Gottes Allmacht recht erkannt habe. Gewiß alles sehr schön. Aber man wundert sich, daß erst solche große Erscheinungen dazu nöthig seien, — ob denn nicht jedes kleine Thier, jeder Baum, jedes Gräschen, jedes Blatt, jeder Flügel eines Insekts, jedes Härchen, jedes Stäubchen, dieselbe Lehre enthalte? Ob denn wohl menschliche Kunst auch nur das Geringste schaffen könne? Man brauche nicht erst in's Weite zu wandern, um diese treffliche Erkenntniß zu erlangen. Ueberall seien die Zeugen der göttlichen Allmacht, jeder Stein predige und ermahne den Menschen zur Demuth und zur Verehrung des Schöpfers.

21. Vom Spätaufstehen und Lesen zur Nachtzeit. (Brief.)

Dein Brief bereitete mir große Freude. Du berichtest mir Deine Lebensordnung. Sie mißfällt mir! Du willst nicht früh aufstehen. Du thust Unrecht. Warum? Du liesest in die tiefe Nacht hinein. Dies schadet. Wie? Bessere Dich! Reformire Deine Tagesordnung!

22. Der rechte Fleiß.

Worin besteht er? Worin nicht? Beispiele hierüber. Was bewirkt der rechte Fleiß? Was schadet die eitle Thätigkeit? Was sollte somit namentlich der studirende Jüngling thun?

23. Aeussere Lebensart.

(Von Jost.)

Man hört Urtheile über die Lächerlichkeit eingeführter Formen, die an sich keinen Sinn haben, auch gedankenlos geübt werden, oft sogar das Gemüth empören, weil sie Freundlichkeit erheucheln, während Haß oder Verachtung im Herzen wohnen; und über die noch größere Lächerlichkeit, eine Verabsäumung der Formen für ein Vergehen zu halten.

1. Beim ersten Blick müsse es in der That seltsam erscheinen, daß solche Formen die Gesellschaft überall beherrschen. Sie beengen das Leben, erfordern unnöthige Aufmerksamkeit, bringen oft in Verlegenheit, beschämen die edelsten Menschen und machen, daß die feinsten Heuchler gefallen. (Alles vereinzelt darzustellen.)
2. Dagegen ist schon die allgemeine Verbreitung derselben, sogar bei rohen Söhnen der Natur, ein Beweis, daß solche Formen nothwendig sind. (Anzuführen manche Sitten der einfachsten Völker, besonders in Gruß und in Achtungszeichen aller Art.) Nur einsame Schriftsteller haben ihre Stimme dagegen erhoben, aber vergeblich.
3. Mit Recht. Man denke sich nur eine Gesellschaft ohne alle Form, in welcher jeder sich nach Belieben oder Antrieb bewegte. (Um zu zeigen, wie es da zugeht, sehe man nur die Versammlungen niederer Klassen, die schon viele Formen nicht beachten; die Wildheit, die Ausbrüche der Leidenschaften, die Verletzungen der Gefühle, die Unsauberkeit der Erscheinung, der Reden, der Späße.)

4. Die Formen sind Beschränkungen der Zügellosigkeit, Erinnerung an die Jedem gebührende Achtung, Verschönerungen der Geselligkeit, Veredlung der Gefühle, Erhaltung der Besonnenheit im Benehmen, in Rede und Schrift. Jeder fühlt sich freier in der Begränzung Aller, wie bei jedem Gesetze.

24. Besonnenheit.

(Nach Jost.)

Brief an einen Freund, dessen Leidenschaftlichkeit ihm oft Verdruß zugezogen hat. Bei seinem Eintritt in die Welt möchte man ein freundliches Wort ihm mitgeben; man sende ihm die Abschrift eines Briefes, der seine Wirkung nicht verfehlt hat. Der Brief ist von einem erfahrenen an einen jungen Freund. Sein Inhalt dieser: Man halte für gut, ihn auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche durch Heftigkeit und Uebereilung entstehen. Wie man Thiere fängt, die ihren Trieben folgen (Beispiele auszuführen), so gäbe es auch Menschenfänger. Der listige Verkäufer wisse die Begierden zu reizen; — der Schmeichler benutze die Eitelkeit zu seinen Zwecken; — der Betrüger lausche auf die Leidenschaften Anderer; — die Anregung der Habsucht führe zu gefährlichen Unternehmungen; — die des Ehrgeizigen zu Wagnissen aller Art. Selbst zu heftiger Tugendeifer führe böse Händel herbei, stürze in Schulden und bringe die Unbesonnenen in Haft und Kerker. Er wünsche daher vor allem Besonnenheit und Behutsamkeit anzuempfehlen.

(Die einzelnen Stücke müssen durch Beispiele und durch Betrachtung der bittern Folgen recht anschaulich dargestellt werden.)

25. Von der wahren Ehre.

(Der Stoff ist erst zu ordnen.) 1869.

Die wahre Ehre besteht nicht in

Schönheit, äusserer Gestalt, Schmuck;
Besitz von Kenntnissen ohne Tugend;
Reichthum und Besitz;
Adeliger Geburt;
Körperlicher Kraft;
Fähigkeit, viel essen und trinken zu können;
Tollkühnheit;

Sondern sie besteht in

Gottesliebe, Demuth vor ihm, Einheit mit ihm;
Reinheit der Sitten;
Wahrem Anstand, Liebe zu den Menschen. Sanftmuth;
Charakterfestigkeit, Ausdauer;
Fleiß, Thätigkeit für die Menschen;
Sorge für seine Familie;
Treue, Rechtschaffenheit.

26. Strebe nach geistigen Vorzügen!

Natur, Pflicht und Noth gebieten zu streben, thätig zu sein, Ziele zu setzen, zu verlangen. Zeitliche Güter haben, wie z. B. Gesundheit, Kraft, Schönheit, Besitz, Ehre, eine Bedeutung; aber nur unter der Bedingung, daß höhere damit verbunden sind. Sie genügen, erfüllen nicht. Strebe nicht nach ihnen in unrechter Gesinnung! Strebe nach höhern Gaben, nach Gaben des Geistes, Herzens, nach Gaben, welche zum Himmel führen! Laß, was dich hindert, sie zu erringen, laß Trägheit, Leichtsinn, Ungehorsam, Vergnügungssucht, laß die Sünde!

27. Vor welchen Fehlern soll sich der studierende Jüngling besonders hüten?

Vor Leichtsinn in der Wahl seiner Freunde. Vor Leichtsinn in der Wahl der Lektüre. Vor Leichtsinn in seinen Studien. Solcher Leichtsinn hindert ausreichende Bildung, giebt falsche Begriffe und Anschauungen, führt in viele Gefahren. Meide ihn!

28. Trunkenheit in der Jugend.

Es gibt junge Trunkenbolde. Was führt zur frühen Trunkenheit? Beispiel, Verführung, Mangel an Beaufsichtigung, Müssiggang, Reichthum an Subsistenzmitteln, Leichtsinn. Folgen für Körper, Geist. Zukunft in Diesseits und Jenseits. Wie bewahrt man sich? Was will ich thun?

29. Wann sind die Spiele schädlich?

Die Spiele können nützen, aber auch schaden. Sie rauben viele Zeit. Sie können einem bestimmten Stande oder Berufe gegenüber ungeeignet sein. Sie werden oft zur Leidenschaft. Sie schaden der Börse. Machen gerne empfänglich für wildes Thun und Treiben und rauben den Sinn für Edleres. Auch können sie der Gesundheit schaden.

30. Vom Nutzen des Reisens.

(Der Stoff ist zu ordnen.)

1. Das Reisen ist eines der vortrefflichsten Bildungsmittel und
2. von überaus reichem Nutzen.
   Bewegung und Anstrengung stärkt.
   Die Bekanntschaft mit frohen Menschen macht heiter.
   Reisen giebt geographische Kenntnisse.
   Es giebt Gelegenheit, Geschäftsverbindungen einzuleiten.
   Der Aufenthalt in freier Natur gibt Gesundheit und Kraft.
   Reisen befreit von Geschäften und Sorgen.
   Es giebt Kenntniß der Sitten und Gebräuche der Menschen.
   Man kann sich Kenntniß des Gewerbs- und Fabrikbetriebs in andern Gegenden verschaffen.
   Der Aufenthalt in verschiedenen Klimaten giebt körperliche Kraft.
   Der Anblick der Schönheit der Natur erhebt das Gemüth.
   Der Besuch wissenschaftlicher und künstlerischer Sammlungen verschafft mannichfache Kenntniß und Belehrung.
   Das Reisen giebt Bekanntschaft mit hervorragenden Persönlichkeiten unseres Berufes.
3. Nur reise man recht!

31. Ueber den Umgang mit Menschen.

(Der Stoff ist noch näher zu ordnen.)

1. (Begriff.) Besuche. Gesellschaften. Geschäftsverkehr. Reisen. Umgang mit Freunden.
2. (Nutzen.) Man lernt Menschen kennen. Man vermehrt seine Kenntnisse im Allgemeinen und für den Beruf. Man genießt dadurch mancherlei Freuden. Der

Umgang mit Menschen veredelt das Herz. Man bildet sich Grundsätze; man gewinnt an Charakter. Der Verkehr mit Menschen lehrt Anstand und Sitte. Er bringt auch materielle Vortheile.

3. (Schaden.) Man sieht viel Schlimmes. Man verwickelt sich in Verdrießlichkeiten. Man lernt zu viel Menschenrücksicht. Der Verkehr mit Menschen zerstreut den Geist zu sehr und hemmt die Sammlung desselben. Statt Anstand entsteht leicht Dressur und bloße Routine. Vergnügungssucht wird genährt; die Pflicht versäumt. Es entstehen zeitliche Nachtheile.
4. (Bedingungen.) Man habe selbst Religion und Charakter, und verkehre näher nur mit Leuten von Religion und Charakter! Erst thue man seine Pflicht und Arbeit, dann suche man erst Geselligkeit! Man suche nur passende Gesellschaft, edle, sittenreine, intelligente Menschen! Man sei nicht leidenschaftlich, sondern sei fähig, zeitweise den Umgang mit Menschen auch zu entbehren! Man suche, aus dem Verkehr mit Menschen zu lernen, zu gewinnen!
5. (Die Weise des Verkehrs mit Menschen.) Habe Vertrauen! Liebe die Menschen! Achte sie! Pflege edlen Anstand! Sei treu! schweigsam! vorsichtig!

32. Die Zeit ist das kostbarste Gut. (Brief.)

(Nach Jost.)

Veranlassung zu einer Aeußerung darüber giebt der Ausdruck, man sei in Verlegenheit darüber gewesen, wie man sich die Zeit vertreiben solle. Es wird nun dargestellt, wie das Streben die Zeit zu vertreiben, oder mit andern Worten, durch eine spielende Beschäftigung in einem Zustande der Bewußtlosigkeit einen Zeitraum unvermerkt zu überspringen, eine wahre Thorheit sei.

1. An sich ist es eine Lebensverkürzung. Eine Summirung der auf solche Weise vertriebenen Stunden ergiebt eine bedeutende Verringerung des Lebens.
2. Bezüglich auf Thätigkeit, bedeutet es eine absichtliche Schmälerung nützlicher Anwendung unserer Fähigkeiten.
3. Bezüglich auf innern Fortschritt und eigene Vervollkommnung in Kenntnissen und Fertigkeiten, eine absichtliche Hemmung, was einem Rückschritt gleich kommt, weil jeder Stillstand eine Erschlaffung hervorbringt.
4. In Betreff höherer Freuden ist es eine Beraubung unserer selbst und Anderer, weil wir in der verlorenen Zeit deren unendlich viele schaffen könnten.
5. In Betreff der edeln Erkenntnisse, der Vermehrung unseres Gedankenschatzes, der Stärkung unseres Gemüthes und unserer religiösen Gesinnungen, ist es eine Verwahrlosung von den verderblichsten Folgen.

Man schließt mit der Bemerkung, daß alles dieß eine wirkliche Erholung, wie sie des Menschen würdig sei, eine spielende, den Körper oder den Geist oder beide in stärkender Regsamkeit erhaltende Beschäftigung nicht als schlecht bezeichne. Sie dürfe nur nicht die Zeit vertreiben sollen, sondern müsse dazu dienen, sie festzuhalten und gut anzuwenden, damit sie noch eine angenehme Erinnerung zurücklasse.

33. Geld ist ein guter Diener, aber ein böser Herr.

(Der Stoff ist zu ordnen.)

Man fürchtet die Armuth; dagegen meint man, das Geld mache glücklich. Allein, es ist mit dem Gelde eine eigene Sache.

Das Geld ist ein guter Diener; es ist gut, wenn es beherrscht, wenn es gut benützt wird.

Man befriedigt seine Bedürfnisse und ist geschützt vor Noth.
Man kann sich angenehme Stunden bereiten in erlaubten Freuden.
Man kann Wohlthaten spenden.
Man kann Nützliches unternehmen.
Der Wohlhabende kann ungehindert Höherem nachstreben.
Er kann zur Ehre Gottes mit seinem Vermögen beitragen.
Wohlstand schützt vor vielen Versuchungen zur Sünde, z. B. vor manchem Unrecht.

Aber das Geld ist auch ein böser Herr; es bringt große Gefahr, wenn es uns beherrscht, übel benutzt wird.

Es macht Geizhälse, harte, lieblose Menschen.
Es macht üppige Verschwender, liederliche Menschen.
Es verleitet zu Betrug und Schwindelei.
Es verleitet zu Streitsucht, Hader, Prozessen, Mord.
Es macht gottvergessende, selbstvertrauende Menschen.
Es verbreitet eine gemeine, irdische, materielle Gesinnung.

Man bleibe Herr über das Geld! Erwerbe gerecht, benütze recht! Vergesse nie der höhern Güter!

34. Auszüge aus Büchern.

(Von Jost.)

Gute Bücher, namentlich Dichtungen, enthalten unendlich viele einzelne Gedanken, die, auch aus ihrem Zusammenhange gerissen, treffliche Betrachtungen und Wahrheiten

darbieten, welche die meisten Leser nur dort mit Vergnügen genießen und beifällig anerkennen, dann aber wieder vergessen. Es ist wünschenswerth, ihnen einen bleibenden Eindruck zu sichern, wie ihn viele Volkssprüchwörter wirklich machen. Das geschieht durch Auszüge.

1. Sie können ohne Wahl nach einander gemacht werden, besser aber nach dem Inhalte geordnet.
2. Sie müssen die Namen derer, welchen wir solche Schätze verdanken, an sich tragen. (Warum?)
3. Diese Quelle des Genusses wächst mit zunehmendem Alter und wird eine Sammlung von Goldkörnern der edelsten Art.
4. Sie wird fruchtbar durch Vergleichungen der Aussprüche verwandten Inhalts unter einander, und für Befähigte durch eigene Versuche.
5. Sie ist ferner eine reiche Quelle der Unterhaltung sowohl in Einsamkeit als in Gesellschaft einzelner Freunde.

35. Entbehrungen sind oft heilsam. (Brief.)

(Von Jost.)

Veranlassung geben ausgesprochene Klagen über fühlbaren Mangel an Mitteln zur Ausbildung der Jugend, zu Bequemlichkeiten, zu feinern Genüssen.

1. Der Begriff Entbehrung richtet sich nach dem Umfang der Wünsche.
2. Sie ist oft nur eingebildet, indem die Mittel zur Befriedigung vorhanden sind und nicht benutzt werden.
3. Sie ist durchweg der Antrieb zu tüchtigem Streben und zu weit glücklicherer Entwickelung.

Jeder dieser Punkte ist zu entfalten; der erste durch Schilderung der immer mit der Befriedigung einzelner Wünsche zunehmenden Ansprüche an die Welt, bis zu dem Gefühle, daß man früher bei weitem besser daran war; der zweite durch Schilderung der reichen Mittel auch derer, welche nur wenige äußere Lebensgüter besitzen, der innern Fähigkeiten, die noch durch Verhältnisse zu Mitmenschen unterstützt werden, der vielen Lebensgenüsse, die keinen Aufwand, und unendlich viele reinen Freuden; der dritte durch Beispiele von kräftigem Emporstreben unter den widerwärtigsten Verhältnissen.

36. Lob der Armuth.

Arme sind gewöhnlich gesünder und leben länger als Reiche. Dem Armen schmeckt Alles besser. Armuth gewährt mehr Ruhe des Herzens. Sie bewahrt vor vielen Sünden. Versprechungen und Aeusserungen des Herrn. Es ist aber vor Allem unverschuldete Armuth gemeint.

37. Die Stadt gegenüber den Lobreden auf das Landleben.

(Von Jost.)

Dichter preisen mit Begeisterung das Landleben: Virgil und Horaz, Thompson, Kleist, Voß, Göthe, Schiller u. s. w. und mit Recht, wegen der Freiheit, Unbefangenheit, Anspruchslosigkeit, Sitteneinfalt, Naturgemäßheit. Darum aber darf man die Stadt nicht verachten. Sie bietet Geselligkeit, und durch diese eine höhere sittliche Kraft, durch Vereinigung vieler Fähigkeiten und Mittel. Von den Städten geht die Vervollkommnung der Kunstarbeiten und Gewerbthätigkeit aller Art aus, ein Fortschreiten in Kenntnissen durch Gesellschaften und Anstalten der Aerzte, Juristen, Schulmänner, Gelehrten, Schriftsteller, Maler, Musiker; Verbreitung des Verkehres durch Handel und Posten, Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen; geistige Anregungen durch Zeitschriften, Sammlungen von Büchern, Kunstsachen, Alterthümern; durch Ankunft vieler Fremden, und durch viele gesellige Vereine, Stiftungen und versorgliche Anstalten für die leidende Menschheit. (Schiller's Glocke anzuziehen.) Es kann hier auch ein Blick auf die Verdienste Heinrich's des Finkler's geworfen werden, welcher auch in Deutschland den Städtebau förderte, wenn auch zunächst mehr aus Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit.

38. Der Soldat. (Gespräch.)

(Nach Jost.)

Ein Bürger macht einem Soldaten neckend den Vorwurf, sein Stand sei eine Geißel der Menschheit, dürste nur nach Blut, gehe auf Plünderung aus, vernichte Städte und Dörfer, stürze unendlich viele Familien in's Elend.

Der Soldat weist in schlichter Rede diese Anklage ab; er und seine Gesinnungsgenossen hätten ganz andere Begriffe von ihrem Berufe.

1. Sei der Soldat die Stütze der allgemeinen Sicherheit des Vaterlandes;
2. Vertrete er dasselbe nach Aussen, so daß er bei Feinden in Achtung stehe;
3. Thue er dies nicht in Aussicht auf Plünderungen, setze vielmehr Gesundheit und Leben für Andere auf's Spiel, und ertrage Beschwerden, Entbehrungen, Schmerzen und Leiden aller Art in der Pflichtübung;
4. Suche er nicht seine Ehre in Gewaltthaten und Verheerungen, sondern in der Unerschrockenheit, sowie in Entwaffnung des Feindes und in Schonung und Beschützung der Ueberwundenen und der Schwachen. Der Soldat bewähre sich nicht nur durch großen Muth, sondern vielmehr durch Großmuth.

39. Der Krieg. (Brief.)

(Von Jost.)

Antwort auf ein Schreiben, das die Friedensbestrebungen hoch pries und den Krieg als das schrecklichste Uebel verdammte. Allerdings sei der Krieg eine furchtbare Geißel;

1. Zerrüttung der Familien, Zerstörung der Wohnungen, der Felder und Wälder, Verstümmelung der Menschen, Verarmung;
2. Hemmung des Verkehrs, Vernichtung der Betriebsamkeit, Zerstörung bestehender Werke, Vandalismus;
3. Aufregung wilder Leidenschaften, Vernichtung der Sittlichkeit, Entwürdigung der Menschheit.
4. Abwendung des Geistes von Wissenschaft und Kunst, von allem Schönen und Edeln; und Herrschaft roher Gewalt.

Als äussere Belege dienen die vielen Ruinen von alten Städten und Burgen, der Untergang der trefflichsten Anstalten und Sammlungen (Bibliotheken, Kunstschätze). — Dennoch sei der Krieg oft unvermeidlich, und erscheine als ein Naturgesetz, als eine nothwendige Umwälzung zur Schaffung eines neuen Lebens:

1. Als Mittel zur Stärke des Körpers und Geistes nach eingetretener Erschlaffung.
2. Als Mittel zur Bekämpfung verderblicher Elemente, der Bosheit, List und Gewaltthat.
3. Als Mittel zum Aufschwung edler Kräfte und starker Gesinnungen, zur Erzeugung wahrer Seelengröße.
4. Als Mittel zum stärkern Völkerverkehr, zum gegenseitigen Austausch der Begriffe, der Erzeugnisse, der Sitten.
5. Zur Hervorrufung großartiger Werke, Bauten, Festungen, Brücken, Flotten u. s. f. Daher auch zum Fortschritt in Kenntnissen und Leistungen — Bezug auf Schiller's: Aber der Krieg hat auch seine Ehre &c.

Es werden wichtige Kriege erwähnt, der Kampf der Griechen gegen die Perser; der Niederländer gegen die Spanier; der Nordamerikaner gegen die Engländer u. a., selbst die unglücklich beendigten der Juden gegen die Römer, der Hussiten gegen die Oesterreicher, der Camisarden gegen die Franzosen u. a., aus denen doch wichtige Wirkungen hervorgingen.

40. Degen und Feder. (Brief über ein Gespräch.)

(Von Jost.)

Mittheilung eines Gesprächs zwischen einem Offizier und einem Gelehrten in heiterm Tone. Jener tritt nämlich herein und legt sofort seinen Degen scherzend ab, um dem

Friedensmann kein Aergerniß zu geben; der Gelehrte dankt ihm für die Aufmerksamkeit, zumal auch er selbst seine Waffe beseitigt habe. — Der Offizier fragt, welche Waffe? etwa die Feder? welche Kämpfe er denn führe? etwa Wortstreite über langweilige Dinge? Und dabei noch mit aller Vorsicht, um nicht zu verwunden? Ob dazu Muth nöthig sei, bei verschlossenen Thüren zu streiten? Was denn damit ausgerichtet werde? — Wer streiten wolle, müsse einhauen, den Feind vernichten, Furcht und Schrecken verbreiten; so erweitere ein Held sein Reich, so schlage man die Bosheit nieder, so wehre man alles Unrecht ab, so stehe man als Stütze des Vaterlandes in Achtung! Die Feder sei gut für Stubenhocker, für Krämer und Schreibekünstler, sonst aber auch nur wichtig im Federbusch. — Da erwidert der Gelehrte, er lasse die Feder nicht so herabsetzen. Sie sei als Waffe viel wirksamer als das Schwert. Dieses könne nur den Körper verwunden oder tödten; jene aber durchsteche die Seele, verwunde die erheuchelte Ehre, sogar den falschen Nachruhm lange nach dem Tode; sie wisse den Feind auch in weitester Ferne zu treffen; sie mache den Feind durch Verträge wehrlos; sie strafe das Unrecht und das Verbrechen, sie vertheidige das Vaterland dauernder als das Schwert; sie verscheuche selbst unsichtbare Feinde, Schatten der Finsterniß, Lügengeister; sie rüste auch die Schwachen mit Kraft aus, und verbreite rechten Muth gegen Gefahren und Widerwärtigkeiten. Ein Mißbrauch derselben sei noch weit verderblicher als der des Schwertes. — Der Offizier reicht ihm die Hand und erklärt, er habe wirklich einen ritterlichen Gefährten, und werde nun auch die Feder gehörig hochachten.

41. Vom Studium der Geographie.

Die Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner ist sehr angenehm; wir erfahren Interessantes und Neues. Geographische Kenntnisse sind nothwendig für das Studium anderer Wissenschaften. Welcher? In gewissen Ständen und Lebensberufen sind sie nothwendige Bedingung, wie für Kaufleute, Postbeamte ꝛc. Wer reisen muß oder will, muß Kenntniß der zu bereisenden Länder haben. Besonders nützlich ist solche Kenntniß im täglichen Umgang, im Verkehr, in Gesellschaft. Welche Ehre erwirbt sich oft der Kundige, welche Unehre der Unwissende! Selbst unserer höchsten Bestimmung führt dies Studium uns näher, indem es die unermeßlichen Schätze der Erde lehrend, an den erinnert und zu dem führt, der Alles gegeben.

42. Geschichte. (Brief.)

An einen Freund, welcher gefragt hat, wozu er denn Geschichte lerne? Was es ihn angehe, wer vor Jahrhunderten gelebt habe, und was da geschehen sei? Ob man

mit Geschichte sein Brod verdiene? Ob man durch sie Achtung erwerbe? Ob man sie vererben könne?

Antwort: man habe mit großer Verwunderung diese Fragen gelesen, die wohl nur von einem unwissenden Müssiggänger herrühren. — Zuerst begreife er nicht, wie man an Geschichte nicht Vergnügen finde? Ob denn wohl Mährchen angenehmer wären, als die Wahrheit? Man lerne aus ihr sehr viel. Was es uns angehe? Es seien Vorbilder und Warnungstafeln für uns in der Geschichte. Traurig aber sei die Meinung, daß die Kenntnisse nur gesucht werden, um Geld oder Ehre damit zu erwerben.

Welcher niedrige Begriff von Bildung! (Dies ist recht zu verdeutlichen.) Wer nur nach Gewinn strebt, ist ein feiler Miethling, keiner edlen Regung fähig. — Uebrigens verschaffen Kenntnisse Achtung, und seien, obgleich mit absterbend, doch eine bessere Erbschaft als vergängliche Reichthümer. Sie sind der Schatz der Nachkommen und bleiben gewöhnlich auch ein Gegenstand ihres Strebens.

43. Lob meines Vaterlandes, der Schweiz.
(Der Stoff ist noch zu ordnen.)

Jedes Land hat Grund, dem Spender aller Gaben zu danken. Jedes Land ist mit Vorzügen beschenkt, erfreut seine Bewohner und ist Lobes würdig. Wie sehr aber die Schweiz!

Sie hat schützende Berge; eine schöne Natur, welche die Fremden anlockt. Erhabene Gletscher. Besitz politischer Freiheit. Fester Charakter des Volkes. Klarer, besonnener, berechnender Verstand der Bewohner. Hervorragende Gestalten in der Geschichte der Künste und Wissenschaften. Der Schweizer ist, wenigstens der deutsche, gemäßigten Gemüthes, das vor Extravaganzen sich bewahrt. Hohe Vaterlandsliebe. Das Land ist reich an Produkten; die Berge haben eine reiche Fauna und Flora. Gesundes Klima. Wohlstand.

Machen wir uns eines solchen Vaterlandes würdig! Wodurch?

V.

Aufgaben.

Erzählendes.
Beschreibendes.
Schilderungen.
Abhandlungen.

Erzählendes.

Der Jüngling zu Nain. Eine Erzählung.
Elias. Zusammenstellung der biblischen Thatsachen.
Moses. Seine Größe.
Meine letzten Ferien.
Kolumbus. Kurze Biographie.
Karl der Große als Christ.
Die Jungfrau von Orleans. Erzählung.
Abraham und Jephta. Erzählung, Vergleichung, Beurtheilung.
Tell. Erzählung.
Herrmann. Erzählung.
Leonidas.
Ein schweizerisches Siebengestirn: die sieben Besten in der Geschichte der Schweiz.
Samson.
Das jüdische Volk (von Jakob bis zu den Königen), ein Bild des menschlichen Lebens.
Joseph, der Sohn Jakob's, ein Vorbild Jesu Christi.
Die alten Deutschen. Grundzüge ihres Charakters.
Das Ritterthum. Zusammenstellung meines Wissens von ihm.
Alexander und Hanibal. Eine Vergleichung.
Troja's Untergang.
Eine Parthie aus meinen letzten Ferien.
Aristides.
Gottfried von Bouillon.
Die Athenienser und die Spartaner.
Die Gladiatorenspiele und die Turniere.
Die Solonische und die Lykurgische Gesetzgebung.

Beschreibendes.

Die Kugelgestalt der Erde. Gespräch eines Vaters mit seinem Sohne.
Der Brief. Begriff, Theile, Regeln.
Die Hauptstadt des Landes. Beschreibung.
Mein Heimathsort. Historisch-geographische Darstellung.
Die Obstbaumzucht. Das Wichtigste über sie.
Der Menschenfreund. Zeichnung desselben.
Der Rhein. Beschreibung desselben von der Quelle bis zur Mündung.
Das Wasser als verheerendes Element. Beschreibung.
Die Eiche.
Beschreibung einer Schulfeierlichkeit.
Das Dampfmaschinenmodell unserer Anstalt. Technische Beschreibung.
Der Dom (in Chur . . .)
Der geschäftige Müssiggänger.
Der Mann nach der Uhr.
Der Tagdieb.
Der Zerstreute.
Der Neuigkeitskrämer.
Der Phlegmatische.
Rhein und Donau.
Das Meer und die Wüste.
Der Fromme und der Frömmler.
Eigensinn und Charakter.
Mensch und Baum.

Schilderungen.

Die fünf Sinne, welche Zeugen der Güte Gottes!
Wie schön ist das Leben; Geschildert in den Freuden durch die fünf Sinne!
Die Zeit der Genesung. Schilderung.
Nach überstandener Krankheit. Eine Betrachtung.
Die Weinlese.
Ostern. Eine Schilderung.
Die Christnacht.
Der Blinde.
Lob des Ackerbaues.
Die Gewässer, Schmuck der Erde.
Ich freue mich, daß ich ein Deutscher bin.
Die Sterne.
Wiederkehr des Frühlings.
Der Winter.
Das Gewitter.
Der Sturm.
Der Regenbogen.
Die Feuersbrunst.
Das Leichenbegängniß.
Die Heuerndte.
Der Blumengarten.
Die Freuden des Wohlthuns.
Die Erhabenheit des Menschen.
Das Glück der Kindheit.
Das Glück, Gott zu erkennen.
Auf Bergeshöhe!
Gruß an den Winter.

Gedanken auf einem Gottesacker.

Der liebste Tag meines Lebens.

Mein Liebling in der Geschichte. Brief.

Gedanken in einer verfallenen Ritterburg.

Das Vaterland. Ein Lobgesang in Prosa.

Die Unschuld. Ihr Lob.

Der Heiland, unsere Freude, unser Trost.

Maria, die Mutter des Herrn. Schilderung ihrer Vorzüge.

Die Eltern, unsere Freude.

Lob der Blumen.

Was spricht die Natur am Morgen?

Der Segen der Religion.

Die Märtyrer.

Am Neujahrsabend. Schildernde Betrachtung.

Wie gut ist es, gesund zu sein!

Wie gut ist Gott!

Am Grabe eines geliebten Lehrers. Selbstgespräch.

Empfindungen eines Kindes am Grabe seiner Eltern.

Empfindungen eines jungen Menschen, der in die Fremde geht. (Ein Brief, den ein Sohn im väterlichen Hause vor der Abreise zurückläßt.

Stillleben. Schilderung aus dem häuslichen Kreise.

Gedanken eines Nachtwächters. Selbstgespräch.

Zimmermannsspruch nach Erbauung eines Schulhauses.

Betrachtungen eines Storches auf dem Kirchthurm.

Den Tod fürchte ich nicht.

Erinnerung an die Mutterliebe. Selbstgespräch eines Gefangenen.

Ein Kind, wie lieblich ist es!

Die alten Schweizer, welche Vorbilder für uns!

Die Stürme der Natur — und der Leidenschaft. Vergleichung.

Die alten Ritter — meine Freude.

Du, Herr, bist mein Alles!

Ein Blick in die Zukunft! Wie wird es mit mir stehen? Was will ich thun?

Epaminondas. Eine Schilderung.

Lobrede auf das Wasser.

Nach guter That!

Der Wanderer und der studierende Jüngling. Gespräch. Worüber?
Das Leben eine Schifffahrt. Schilderung.
Der Schlaf, ein Bild des Todes.
Der Herbst auf dem Lande.
Blüthen und Hoffnungen. Schilderung.
Der Wald im Winter.
Mein Lieblingsspaziergang.
Morgenfrühe auf dem Lande.
Das Leben am Bahnhofe.
Der Jahrmarkt.
Wiege und Sarg.

Abhandlungen.

Klagen eines alten Philisters über die neue Zeit.

Das Heimweh der Schweizer. Brief eines jungen Schweizers an einen deutschen Freund, der sich über jene Erscheinung verwunderte.

Ueber die Geschwisterliebe.

Liebe Gott über Alles! Brief eines Lehrers an seinen Zögling,

Du sollst nicht tödten!

Kleine Freuden sind Hausbrod — große Zuckerbrod.

Vorzüge des Alters vor der Jugend.

Wer Gott fürchtet, hat nichts Anderes zu fürchten.

Wie man sich fremder Vergehungen theilhaftig macht.

Gedanke, Wort, That. Ihr Zusammenhang und ihre Würdigung.

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar ein breiter Weg durch Auen. — Allein sein Fortgang bringt Gefahr, sein Ende Nacht und Grauen.

Lob der Landwirthschaft. Gespräch eines Vaters mit seinem Sohne, den jener für dieselbe bestimmen und gewinnen will.

Die Gewässer des Festlandes. Ihr Nutzen für die Menschen.

Die Bedeutung der neuern Fremd-Sprachen. Brief an einen Freund, der ihr Studium vernachläßigt.

Sei heiter! Brief.

Der Gehorsam ist die Tugend der Tugenden.

Ist es gut, die Zukunft vorher zu wissen?

Wodurch kann man sich auf erlaubte und nützliche Weise das Leben verschönern?

Ueber die wahren Vergnügungen.

Vom Nutzen der Reisen.

Auch der Herbst hat seine Freuden.

Die Haupttugenden des Jünglings.

Die Demuth und ihre wahre und falsche Verwandtschaft.

Sei nicht leichtsinnig! Brief.

Vom Anstand.
Wie wird man arm?
Die Vorzüge des Stadtlebens. Ein Gespräch.
Nutzen und Schaden der Eisenbahnen.
Die Schönheit eigener Fortbildung nach dem Austritte aus der Schule.
Jeder Stand ist schön.
Armuth und Noth, Folgen eigener Schuld.
Der gemeinsame Gottesdienst.
Was ist gemein?
Die Natur als Lehrerin.
Wider schlechte Lektüre.
Das Leben ist etwas Ernstes.
Wann ist Frieden in uns?
Von der Lüge, ihrer Schändlichkeit und Schädlichkeit.
Wer ist wahrhaft gebildet?
Die Freuden höherer Bildung.
Die Schule; ihre Bedeutung.
Von der rechten Lektüre.
Der Mensch ohne Gott und mit Gott.
Der Werth des Zeichnungsunterrichtes.
Wer ist ein Mann nach dem Herzen Gottes?
Vom schönen Charakter.
Ist die Welt wirklich ein Jammerthal?
Reich sein ist nicht immer ein Glück, arm sein nicht immer ein Unglück.
Böse Gesellschaften verderben gute Sitten.
Man lebt nur einmal in der Welt!
Wie soll sich der Mensch gegen die Thiere verhalten?
Trost in Krankheit. Brief an einen kranken Freund.
Ueber die Kraft des guten Beispiels.
Werth der Musik. Brief an einen Freund, der sie gern vernachläßigt.
Wie kann man seine eigene Sprache verbessern? (Aussprache, Ausdruck.)
Von wem kann man sagen: er habe Verstand?
Wer ist der Aermste?
Willst Du erst im Alter besser werden? Brief.
Das Aufschieben ist eine böse Sitte.

Ueber die Freundschaft.
Das Leben — eine Reise.
Von den Todten sprich nur Gutes.
Was ist besser, Vertrauen oder Mißtrauen?
Die Zunge. Was sie nützen kann und schaden.
Was können wir von den Kindern lernen?
Lob der Turnkunst.
Die Bücher sind Freunde.
Die Buchdruckerkunst, eine der wohlthätigsten Erfindungen.
Warum sind so viele unzufrieden?
Was macht ein fröhliches Gemüth?
Freund und Schmeichler.
Die Gefahren des Reichthums.
Die Feinde des Friedens (Stolz, Neid, Geiz, Zorn).
Ueber die Pflicht besonderer Dankbarkeit der Jugend gegen Gott.
Werth des guten Gedächtnisses.
Was erwartet von uns Jünglingen die Menschheit?
Die Kinder der Trunkenheit!
„O welch' ein Unglücksbote ist das Glück!" Young.
Der Schaden böser Reden.
Die Sprache. Ihr Nutzen.
Beneide Niemanden um hohe Aemter und Würden!
Gehorche der Stimme deiner Vorgesetzten!
Wann soll man schweigen?
Die Schädlichkeit des Spielens.
Weckstimmen zur Liebe gegen die Eltern.
Höre viel! Rede wenig!
Drei hohe Schulen des Menschen. (Umgang. Lektüre. Gottes Wort.)
Lob der deutschen Sprache gegenüber der französischen. Brief.
Wider die Eitelkeit in der Kleidung.
Die edelsten Freuden des Jünglings.
Die gewöhnlichen Fehler der Jünglinge bei Erlernung der Wissenschaften.
Was können wir von der Erde lernen?
Beobachtung der Schulgesetze ist Pflicht und Edelsinn.
Das Leben eine Schifffahrt. Abhandlung.

Rechter Gebrauch des Gehörsinnes.
Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.
Wann sind die Spiele schädlich?
Ueber die Offenheit.
Nutzen der Unzufriedenheit mit sich selbst.
Der Tod, der große Rathgeber, Befreier, Vergelter.
Wohlthun und Säen. Eine Vergleichung.
Unrecht leiden ist besser, als Unrecht thun.
Aechte Vaterlandsliebe.
Blüthen und Hoffnungen. Abhandlung.
Wie soll man sich, wenn man gelobt wird, verhalten?
Vom höchsten Gute. Welches ist es?
Friede ernährt, Unfriede verzehrt!
Die Thiere als Lehrmeister der Menschen.
Thu' nur das Rechte in deinen Sachen; das Andere wird von selbst sich machen!
Vergnügen ist ein kühlender Schatten, in dem der Wanderer ausruhen, aber nicht liegen bleiben soll.
Schreibe Beleidigungen in den Sand und Wohlthaten auf Marmor.!
Wenn der Herr das Haus nicht baut, so bauen die Bauleute umsonst!
Reichthum dient dem Weisen zur Zierde, dem Thoren zur Offenbarung seiner Thorheit.
Was du dem Armen giebst, giebst du dem Herrn.
Zank suchen, heißt Unglück lieben.
Laß' die Kohle liegen; brennt sie nicht, so schwärzt sie doch.
Wer Unrecht säet, wird Schaden erndten.
Stolz ist ein Vorbote des Verderbens; auf Demuth aber folgt Ehre.
Sparen ist ein großer Zoll.
Kommt Zeit, kommt Rath.
Willst du, daß wir mit hinein in das Haus dich bauen, laß es dir gefallen, Stein, daß wir dich behauen!
Der Uebel größtes ist die Schuld.
Sorglich verschließt ihr die Thür' jedweder Gattung von Dieben, nur nicht der schlimmsten Art, die um die Zeit euch bestiehlt.
Erst wäge, dann wage!
Die Folgen der neuen Verkehrserleichterungen.
Der Segen des Feuers.

Werth des Eisens.

Der Mensch im Kampfe mit der Natur.

Das Landleben von seiner Schattenseite.

Werth einer aufrichtigen Selbstprüfung am Ende jeden Tages.

Segnungen des Friedens.

Wer nicht vorwärts geht, geht zurück.

Welcher Unterricht mich besonders anzieht, und warum? Brief.

Welche Mittel stehen uns nach Vollendung der Schulzeit für unsere geistige Fortbildung zu Gebote?

Segen der christlichen Religion.

Pflugschaar und Schwert. Ein Gespräch.

Der Mensch ein Wanderer.

Der gute Mensch, ein Weinstock.

Stadt- oder Landleben? Gespräch.

Wahre und falsche Ehre.

Nutzen der Lektüre von Lebensbeschreibungen.

VI.

Gedichte.

Von Klopstock bis Geibel.

1750—1840.

F. G. Klopstock.

1. Schlachtgesang.

Wie erschallt der Gang des lauten Heeres
Von dem Gebirg in das Thal herab,
Da zum Angriff bei dem Waldstrom das Kriegslied
Zu der vertilgenden Schlacht und dem Siege den Befehl rief!

Mit herab zu großer Thaten Ernst,
Zu der unsterblichen Rettung Ruhm!
Die am Gebirg uns bei dem Strome stolz erwarten
Und im Gefilde der Schlacht mit dem Donner in dem Arm stehn —

O Tyrannenknechte sind sie nur!
Und vor dem Drohn des gesenkten Stahls,
Vor dem Herannahn und dem Ausspruch der Freien,
Die sich dem Tode gelassener heiligen, entflieh'n sie.

2. An den Erlöser.

Ich hofft es zu Dir, und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn,
Und Du hast mir mein Straucheln verzieh'n.

Beginn' den ersten Harfenlaut,
Heißer, geflügelter, ewiger Dank!
Beginn', beginn', mir strömet das Herz,
Und ich weine vor Wonne.

Ich fleh' um keinen Lohn: ich bin schon belohnt,
Durch Engelfreuden, wenn ich Dich sang,
Der ganzen Seele Bewegung
Bis hin in die Tiefen ihrer ersten Kraft.

Erschütt'rung des Innersten, daß Himmel
Und Erde mir schwanden,
Und flogen die Flügel nicht mehr des Sturms durch sanftes Gefühl,
Das, wie des Lenztags Frühe, Leben säuselte.

Der kennt nicht meinen ganzen Dank,
Dem es da noch dämmert,
Daß wenn in ihrer vollen Empfindung
Die Seele sich ergeußt, nur stammeln die Sprache kann.

Belohnt bin ich, belohnt! Ich habe gesehn
Die Thräne des Christen rinnen
Und darf hinaus in die Zukunft
Nach der himmlischen Thräne blicken!

Durch Menschenfreuden auch. Umsonst verberg ich vor dir
Mein Herz, der Ehrbegierde voll.
Dem Jünglinge schlug es laut empor; dem Manne
Hat es stets, gehaltener nur, geschlagen.

Ist etwa ein Lob, ist etwa eine Tugend,
Dem trachtet nach! Die Flamm' erkor ich zur Leiterin mir;
Hoch weht die heilige Flamme voran und weiset
Dem Ehrbegierigen bessern Pfad.

Sie war es, sie that's, daß die Menschenfreuden
Mit ihrem Zauber mich nicht einschläferten;
Sie weckte mich oft der Wiederkehr
Zu den Engelfreuden.

Sie weckten mich auch, mit lautem, durchdringendem Silberton,
Mit trunk'ner Erinnerung an die Stunden der Weihe,
Sie selber, sie selber, die Engelfreuden,
Mit Harf' und Posaune, mit Donnerruf.

Ich bin an dem Ziel, an dem Ziel! und fühle, wo ich bin,
Es in der ganzen Seele beben! So wird es (ich rede
Menschlich von göttlichen Dingen) uns einst, ihr Brüder Des,
Der starb und erstand, bei der Ankunft im Himmel sein!

Zu diesem Ziel hinauf hast Du,
Mein Herr und mein Gott,
Bei mehr als einem Grabe mich
Mit mächtigem Arm vorübergeführt.

Genesung gabst Du mir, gabst Muth und Entschluß
In Gefahren des nahen Todes!
Und sah ich sie etwa, die schrecklichen und unbekannten,
Die weichen mußten, weil Du der Schirmende warst?

Sie flohen davon, und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn!
Ich hoff't es zu Dir!

J. G. v. Herder.

3. Das Kind der Sorge.

Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann:
Da bildet im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

„Was hast du, sinnende Göttin?"
Spricht Zeus, der eben ihr naht.
„Ein Bild, von Thone gebildet,
„Beleb's, ich bitte dich, Gott."

„Wohlan denn! Lebe! — Es lebet!
„Und mein sei dieses Geschöpf!"
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!"

„Mein Finger hat es gebildet" —
„Und ich gab Leben dem Thon" —
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen
Da trat auch Tellus hinan.

„Mein ist's! Sie hat mir genommen
„Von meinem Schooße das Kind."
„Wohlan," sprach Jupiter, „wartet,
„Dort kommt ein Entscheider, Saturn."

Saturn sprach: „Habet es alle!
„So will's das hohe Geschick.
„Du, der das Leben ihm schenkte,
„Nimm, wenn es stirbet, den Geist;"

„Du Tellus, seine Gebeine:
„Denn mehr gehöret dir nicht,
„Dir, seiner Mutter, o Sorge
„Wird es im Leben geschenkt."

„Du wirst, so lang es nur athmet,
„Es nie verlassen, dein Kind,
„Dir ähnlich, wird es von Tage
„Zu Tage sich mühen in's Grab."

Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf:
Im Leben gehört es der Sorge;
Der Erd' im Sterben und Gott.

4. St. Polykarp.

„Was tödtet ihr die Glieder!" rief die Wuth
Des Heidenpöbels. „Sucht und würgt das Haupt."
Man sucht den frommen Polykarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten
Die Seinen ihn auf's Land geflüchtet. — „Ich
„Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
„In voller Gluth," so sprach der kranke Greis,
Und wachte mit besondrer Freude auf.
„Ihr Lieben mühet euch umsonst; ich soll
„Mit meinem Tode Gott lobpreisen." Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf.

„Bereitet," sprach er, „diesen Müden noch
„Ein Gastmahl. Ich bereite mich indeß
„Zur Reise auch." Er ging und betete;
Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sei tapfer, Polykarp!" Der Konsul sieht
Den heitern, schönen, ruhig sanften Greis
Verwundert. „Schone", sprach er, deines Alters,
„Und opfre hier, entsagend deinem Gott!"

„Wie sollt ich einem Herrn entsagen, dem
„Zeitlebens ich gedienet, und der mir
„Zeitlebens Gutes that?" — „Und fürchtest du
„Denn keines Löwen Zahn?" — „Zermalmet muß
„Das Weizenkorn doch einmal werden, sei's
„Wodurch es will, zur künft'gen neuen Frucht.
Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! er ist
„Der Christen Vater. Feuer! Feuer her!"
Sie trugen Holz zusammen und mit Wuth
Ward er ergriffen. — „Freunde," sprach er, „hier
„Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
„Mich würdigte, der wird mir Muth verleih'n."

Und legte still den Mantel ab, und band
Die Sohlen seiner Füße los und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend rings um ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete;
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieß.
Er sank; es floß sein Blut; die Flamm erlosch;
Und eine weiße Taube flog empor. —
Nur Einfalt, Unschuld giebt im Tode Muth.

5. Der gute Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Patmos
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling", sprach er zu dem Bischof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
„Stehst du mir für ihn. — Hierüber zeuge
„Mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich.
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süßen Schmeicheleien,
Ward er müssig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,

Dann der Herrschaft Reiz; er sammelt um sich
Seine Spießgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam, die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?“ — Er ist gestorben!“
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?“ — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag ich es) ein Räuber.“
„Dieses Jünglings Seele“, sprach Johannes,
„Fordr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?“
„Auf dem Berge dort!“
„Ich muß ihn sehen!“

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieses wollt er).
„Führet“, sprach er, „mich zu eurem Führer.“

Vor ihn trat er! Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
„Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
„Einen Greis. Ich habe dich gelobet
„Meinem Herrn und muß für dich antworten.
„Gerne geb ich, willst du es, mein Leben
„Für dich hin; nur dich fortan verlassen
„Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
„Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“

Weinend schlug der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küßte seine Hand und seine Wange,
Nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
Läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander: in den schönen Jüngling
Goß sich ganz Johannes schöne Seele. —

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt und innig festhielt?
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt-Johannes-Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

G. A. Bürger.

---

6. Der Schatzgräber.

„Hört Kinder!“ sprach ein kranker Mann,
Der durch den Weinbau viel gewann,
„In unserm Weinberge liegt ein Schatz;
„Grabt nur darnach!“ „An welchem Platz?„
So fragten Alle. „Sagt den Ort?“
„Grabt! Grabt!“ Er starb bei diesem Wort.

Kaum war der Greis zur Gruft gebracht,
So ward gegraben Tag und Nacht;
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb,
Man warf die Erde gar durch's Sieb,
Zog Furchen in die Läng und Quer
Nach jedem Steinchen hin und her,
Allein es ward kein Schatz verspürt,
Und jeder hielt sich angeführt.
Doch kaum erschien das nächste Jahr,
So nahm man mit Erstaunen wahr,
Daß jeder Weinstock dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug,
Und gruben nun Jahr ein, Jahr aus,
Des Schatzes immer mehr heraus.

J. H. Voß.

7. Der siebzigste Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Jucht voll schwellender Haare geziert war.
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster;
Der fast Allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung gespielt, und hinweg schon Manchen gesungen.
Oft nun faltend die Hände, und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählig
Starrte sein Blick, und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill und silberfarbenem Hauptthaar
Lag auf dem Buch die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt, und geschmückt mit goldener Trobbel.
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemmel gepredigt, und, von dem Pfarrer
Auserseh'n für die Kirch, mit Noth vollendet die Laufbahn,
Durch die lateinische Schul', und die theure Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwählter Pfarrer in Merlitz,
Und seit kurzem vermählt mit der wirthlichen Tochter des Vorfahrs.

Fern her hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Tobak mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt, er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie beide, das Fest mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter;
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohns Zacharias geklingt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen, und Töchterchen nennten, und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin, oder des Enkels!
Viel noch sprachen sie fort von den Tagen des Grams und der Tröstung
Und wie sich alles nunmehr auflös' in behagliches Alter.
„Gutes gewollt, mit Vertrau'n und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du Trauteste, solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weinetest: Frau, nur geduldig!
Leb' und vertrau! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn! wer getrost fortgehet, der kommt an!"
Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernähr und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn, und duftete süße Betäubung.
Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen gezieret,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten, und mit Bewirthung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter;
Hatte gefegt und geuhlt,*) und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und luftigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch,
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Leskoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack,
Sammt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheurt die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims'; auch hiengen ein paar stettinische Krüge,
Blaugeblümt, an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Desem**) und Mangelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildetem Deckel und schimmerte; unten befestigt
Hieng ein Pedal: es lag auf dem Pult ein off'nes Choralbuch.

*) „Uhlen" — mit einem Besen abstauben.
**) „Desem" — Schnellwaage.

Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Köpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz)
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnet.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gyps, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Theetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Aepfel.
Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis', und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Kukuk.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht' und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Scheunthor.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken, und flüsterte halb was sie dachte:
Lieber Gott, wie es stürmt, und der Schnee in den Gründen sich aufhäuft;
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thüre, wer seines Vieh's sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt, und das Pfötchen sich leckt und Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!
Sprach's, und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt,
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!
Dachte sie leis' im Herzen, und lächelte selber der Thorheit.
Neben dem schlummernden Greis', an der andern Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzo ein Tuch von fein gemodeltem Drillich,
Stellete dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung.
Auch die blechene Dos' und darin großklumpigen Zucker,
Trug sie hervor aus dem Schrank, und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein paar Thonpfeifen mit Posen,
Grün und roth, und legte Tobak auf den zinnernen Teller.
Als sie drinnen nunmehr den Empfang der Kinder bereitet,

Gieng sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarrte der Drücker.
Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastigen Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf, und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken,
Daß ich frisch (denn er schmecket viel kräftiger) brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf, und buchenem Stammholz.
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Gluth, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fortglimme, dem leidigen Froste zur Abwehr.
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern' an der Sonn' ausruh'n, und am wärmenden Ofen im Winter.
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthau'n.
Und der Ermahnenden folgte Marie, und sprach im Herausgehen:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das Unsrige, dammelt hindurch wohl.
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut und den Milchküh'n,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog, und leckten die Hand und ließen sich craueln."
Sprach's und so bald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feurung hinein, und weckte die Gluth mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.
Emsig stand an dem Heerde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Gluth in der Pfann' und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd schwitzten die Bohnen, und bräunten sich, während ein dicker
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttelte Bohnen darauf und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf mit der Linken, und dreht' in der Rechten den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schooß haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verspündete, sprach sie gebietend:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht störe den Vater.
Denkt auch Thoms an die Karpfen für unsern Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?
Hol' er vor dunkeler Nacht! sonst geht ihm der kitzliche Fischer

Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring ihm das Beil, und bedeut ihm. Dann im Vorbeigeh'n
Steig' auf den Taubenschlag, und sieh', ob der Schlitten nicht ankommt."
Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußiger Mauer das Beil und den maschigen Beutel:
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus,
Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg und winselte; aber sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brodes,
Sprang er behend auf den Ofen, und streckt' aus ruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thoms mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror's! und sie sagt' in der Eile den Auftrag:
„Splittere Holz für die Gans und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thoms, vor dunkeler Nacht; sonst geht dir der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor."
Thoms antwortete drauf, und stellte die Häckerlinglad' hin:
„Splitter, Maria, und Karpfen verschaff' ich dir, früher denn Noth ist.
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzlich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet!"
Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag, und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz', und schlug sich über die Schultern.
Als sie mit schärferem Blick in des Schnee's umnebelnden Wirbeln
Spähte, — siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab, und brachte der emsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee.
„Mutter, es kommt, wie ein Schlitten, ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie; da verlor die erschrockene Mutter den Löffel,
Unter ihr bebten die Kniee, und sie lief mit klopfendem Herzen,
Athemlos; ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort', und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Roff' in den Hofraum,
Blank geschirrt, und der Schlitten mit halb schon off'nem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür, und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.
Mütterchen rief: „Willkommen! daher: Willkommen ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch?" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen? Dann von den Kindern
Selbst sich zu schonen, ermahnt: „Laßt Kinderchen!" sprach sie; dem Sturmwind

Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinalt und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft."
Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack,
Und liebkosete viel, mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann Beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter!
Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken,
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet.
Sprach's und führte sie leis' in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflöck' aufhängte die nordische Wintervermummung,
Mäntel mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt, und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst.
Tochter und Sohn, willkommen! an's Herz, willkommen noch einmal!
Ihr uns Altenden Freud'; in Freud' auch altet und greiset,
Stets einmüthigen Sinn's, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Aug', da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermählt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! Denn ich dutze dich, weil du es forderst,
Aber die Stub' ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein!
Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkos'te die Tochter:
„Mutter, ich dutze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war;
Denn du gebarst und erzogst mir den wackeren Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb, ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."
Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So zart und geschlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm denn und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag."

Schalkhaft lächelte d'rob und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring' ich im Koffer
Unserm Vater zur Lust und dem Mütterchen, ohne dein Wissen!
Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leise die Thür, und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah' er empor, und hieng in der trautesten Kinder Umarmung.

L. H. Ch. Hölty.

---

8. Das Landleben.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säußeln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhab'nen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn;
Seine Nachtigall weckt, flötend, ihn wieder auf,
Wenn das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf seine Beete scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkündigerin,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

Ruht im wehenden Gras, wenn sich die Kühl' ergießt,
Oder strömt den Quell über die Blumen aus,
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süß're Rast
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin!

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Girrt und säuselt ihn an, flattert ihm auf den Korb,
Picket Krumen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfes, setzet sich auf ein Grab.
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz,

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus.

G. v. Salis.

9. Winterlied.

Das Feld ist weiß, so blank und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein,
Die blaue Luft ist stille;
Hell wie Krystall blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstrahl spaltet sich im Eis,
Er flimmert blau und roth und weiß
Und wechselt seine Farbe.
Aus Schnee heraus ragt nackt und kraus
Des Dorngebüsches Garbe.

Von Reifenduft befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstrahl bewegen.
Dort stäubt vom Baum der Flocken Flaum
Wie leichter Blüthenregen.

Tief sinkt der braune Tannenast
Und drohet mit des Schnees Last
Den Wand'rer zu beschütten.
Vom Frost der Nacht gehärtet kracht
Der Weg von seinen Tritten.

Das Bächlein schleicht, von Eis geengt;
Voll lauter blauen Zacken hängt
Das Dach; es stockt die Quelle;
Im Sturze harrt, zu Glas erstarrt,
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise piepet laut;
Der muntre Sperling pickt vertraut
Die Körner vor der Scheune;
Der Zeisig hüpft vergnügt und schlüpft
Durch blätterlose Haine.

Wohlan! auf fest gediegner Bahn
Klimm' ich den Hügel schnell hinan,
Und blicke froh in's Weite,
Und preise den, der rings so schön
Die Silberflocken streute.

10. Das Grab.

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand.
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinem Schooß.
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlass'ne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund:
Der Waisen Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt.

Joh. Wolfgang v. Göthe.

---

11. Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Thu ich Wunder auch.

Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke,
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß zum Zwecke
Wasser fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.

Seht er läuft zum Ufer nieder!
Wahrlich ist schon an dem Fluße,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Guſſe,
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schaale
Voll mit Wasser füllt!
Stehe, stehe,
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergessen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein!
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen,
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will.
Stock der du gewesen,
Steh doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!
Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen!
Naß und näßer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

12. Erlkönig.

Wer reitet so schnell durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif!

„Du liebes Kind, komm', geh mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,
In dürren Blättern säuselt der Wind.

„Willst, feiner Knabe, du mit mir geh'n?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater! und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh's genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau.

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt,
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

13. Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!

Der König sprach's, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt Ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu lohnen für sein Spiel,
Ein' goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gieb mir nicht;
Die Kette gieb den Rittern
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's Euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott, so warm, als ich
Für diesen Trunk Euch danke.

14. Lied des Harfenspielers.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

15. Mignon's Lied.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl? Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus, auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl? Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennst du es wohl? Dahin! dahin
Geht unser Weg! O Vater, laß uns ziehn!

Friedrich v. Schiller.

16. Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen, in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolph's heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendet nach langem verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
„Mein königlich Herz zu entzücken;
„Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
„Der mit süßem Klang mir bewege die Brust,
„Und mit göttlich erhabenen Lehren.
„So hab ich's gehalten von Jugend an,
„Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
„Nicht will ich's als Kaiser entbehren.“

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
„Der Sänger singt von der Minne Sold;
„Er preiset das Höchste, das Beste,
„Was das Herz sich wünscht, was der Sinn
begehrt,
„Doch sage, was ist des Kaisers werth
„An seinem herrlichsten Feste?“ —

„Nicht gebieten werd ich dem Sänger“,
spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
„Er gehorcht der gebietenden Stunde.
„Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
„Man weiß nicht, von wannen er kommt
und braust,
„Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
„So des Sängers Lied aus dem Innern
schallt,
„Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
„Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt,
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
„Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
„Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
„Und als er auf seinem stattlichen Roß
„In eine Au kommt geritten,
„Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
„Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn,
„Voran kam der Meßner geschritten.“

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin
„Das Haupt mit Demuth entblößet,
„Zu verehren mit gläubigem Christensinn
Was alle Menschen erlöset.

„Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
„Von des Gießbachs reißenden Fluthen ge-
schwellt,
„Das hemmte der Wanderer Tritte;
„Und beiseit legt jener das Sakrament,
„Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
„Damit er das Bächlein durchschritte.“

„Was schaffest du? redet der Graf ihn an,
„Der ihn verwundert betrachtet.
„Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
„Der nach der Himmelskost schmachtet;
„Und da ich mich nahe des Baches Steg,
„So hat ihn der strömende Giesbach hinweg
„Im Strudel der Wellen gerissen.
„Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
„So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
„Durchwaten mit nackenden Füßen.

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich
Pferd,
„Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
„Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
„Und die heilige Pflicht nicht versäume,
„Und er selber auf seines Knappen Thier
„Vergnüget noch weiter des Jagens Begier;
„Der andre die Reise vollführet;
„Und am nächsten Morgen, mit dankendem
Blick,
„Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
„Bescheiden am Zügel geführet.“

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
„Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
„Das Roß ich beschritte fürderhin,
„Das meinen Schöpfer getragen.
„Und magst du's nicht haben zu eignem
Gewinnst,
„So bleibt es gewidmet dem göttlichen
Dienst!

„Denn ich hab es dem ja gegeben,
„Von dem ich Ehre und irdisches Gut
„Zu Lehen trage und Leib und Blut
„Und Seele und Athem und Leben."

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
„Der das Flehen der Schwachen erhöret,
„Zu Ehren euch bringen hier und dort,
„So wie ihr jetzt ihn geehret.
„Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
„Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
„Euch blühn sechs liebliche Töchter.
„So mögen sie, rief er begeistert aus
„Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
„Und glänzen die spätsten Geschlechter."

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Sänger in's Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

17. Die Bürgschaft.

Zu Dionys dem Tyrannen schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
„Das sollst du am Kreuze bereuen!"

„Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit,
„Und bitte nicht um mein Leben;
„Doch willst du Gnade mir geben,
„Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
„Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
„Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
„Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
„Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
„Eh' du zurück mir gegeben bist,
„So muß er statt deiner erblassen,
„Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
„Daß ich am Kreuz mit dem Leben
„Bezahle das frevelnde Streben;
„Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
„Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit:
„So bleib du dem König zum Pfande,
„Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen.
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint;
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,

Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
„Es eilen die Stunden, im Mittag steht
„Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
„Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
„So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Muth,
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?" ruft er vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
„Das muß ich dem Könige geben!"
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich,
„Um des Freundes Willen erbarmet euch!"

Und drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee;
„O hast du mich gnädig aus Räubers Hand,
„Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
„Und soll hier verschmachtend verderben,
„Und der Freund mir, der liebende, sterben!"

Und horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen.
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüberfliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen.

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß;
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendroth's Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter.

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
„So rette das eigene Leben!
„Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde erwartet' er

„Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
„Ihm konnte den muthigen Glauben
„Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“ —

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht,
„Ein Retter, willkommen erscheinen,
„So soll mich der Tod ihm vereinen.
„Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
„Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
„Er schlachte der Opfer zweie
„Und glaube an Liebe und Treue.“

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und siehet das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, erwürget!
„Da bin ich, für den er gebürget!

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr';
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen —

Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
„Ihr habt das Herz mir bezwungen;
„Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn;
„So nehmet auch mich zum Genossen an!
„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
„In eurem Bunde der Dritte!“

18. Der Ring des Polykrates.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
„Dies Alles ist mir unterthänig,“
Begann er zu Aegyptens König,
„Gestehe, daß ich glücklich bin.“ —

„Du hast der Götter Gunst erfahren!
„Die vormals deines Gleichen waren,
„Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
„Doch Einer lebt noch, sie zu rächen;
„Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
„So lang des Feindes Auge wacht.“

Und eh' der König noch geendet,
Da stellt sich, von Milet gesendet,
Ein Bote dem Tyrannen dar:
„Laß Herr, des Opfers Düfte steigen,
„Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
„Bekränze dir dein festlich Haar!“

„Getroffen sank dein Feind vom Speere;
„Mich sendet mit der frohen Mähre
„Dein treuer Feldherr Polydor“ —
Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
Noch blutig, zu der beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,“
Versetzt er mit besorgtem Blick.
„Bedenk', auf ungetreuen Wellen,
„Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
„Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“

Und eh' er noch das Wort gesprochen,
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet.
„Dein Glück ist heute gut gelaunet;
„Doch fürchte seinen Unbestand.
„Der Kreter waffenkund'ge Schaaren
„Bedräuen dich mit Kriegsgefahren;
„Schon nahe sind sie diesem Strand."

Und eh' ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht man's von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: „Sieg!
„Von Feindesnoth sind wir befreiet,
„Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
„Vorbei, geendet ist der Krieg!"

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
„Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
„Doch," spricht er, „zittr' ich für dein Heil,
„Mir grauet vor der Götter Neide:
„Des Lebens ungemischte Freude
„Ward keinem Irdischen zu Theil."

„Auch mir ist alles wohlgerathen,
„Bei allen meinen Herrscherthaten
„Begleitet mich des Himmels Huld;
„Doch hatt' ich einen theuren Erben,
„Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
„Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld."

„Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
„So flehe zu den Unsichtbaren,
„Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
„Noch keinen sah ich fröhlich enden,
„Auf den mit immer vollen Händen
„Die Götter ihre Gaben streun."

„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
„So acht auf eines Freundes Lehren,
„Und rufe selbst das Unglück her;
„Und was von allen deinen Schätzen
„Dein Herz am Höchsten mag ergötzen,
„Das nimm und wirf's in dieses Meer."

Und jener spricht, von Furcht beweget:
„Von Allem, was die Insel heget,
„Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
„Ihn will ich den Erinnen weihen,
„Ob sie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Fluth.

Und bei des nächsten Morgens Lichte —
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
„Herr, diesen Fisch hab ich gefangen,
„Wie keiner noch in's Netz gegangen,
„Dir zum Geschenke bring ich ihn."

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet
Und ruft mit hoch erstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
„Ihn fand ich in des Fisches Magen;
„O, ohne Grenzen ist dein Glück!"

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
„Mein Freund kannst du nicht weiter sein.
„Die Götter wollen dein Verderben;
„Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

19. Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu, nehmt, sie soll euer sein!
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen,
Doch theilt euch brüderlich darein!

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt;
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen;
Der Abt wählt sich den edlen Firnewein;
Der König sperrt die Brücken und die Straßen,
Und sprach: der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern';
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn.

Weh mir! So soll ich denn allein von allen,
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hieng an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun? spricht Zeus, die Welt ist weggegeben;
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

20. Hektor's Abschied.

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müssig liegt dein Eisen in der Halle,
Priam's großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken,
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektor's Liebe stirbt im Lethe nicht.

21. Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her;
Das Herz nur giebt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist freigeschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben;
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben;
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke;
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde;
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.

22. Breite und Tiefe.

Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch geh'n sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren,
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen,
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Fr. v. Schlegel.

---

23. Bei der Wartburg.

Auf Bergeshöhen,
Da wohnten die Alten,
Die Alten, die Ritter des herrlichen Landes.
In Eisen gewaffnet,
Aus steinernen Burgen,
So schauten sie muthig zu Thale hernieder,
Wo rund die Wälder allgrüne,
In Sonne und Nebel gekleidet,
Aus tausend Röhren Erfrischung duften,
In ew'gem Sturme dumpfe Lieder rauschen Fernher
Wie aus hohen Nordens dunklem Geheimniß.

Voll von Gedanken und selig
Stehet der Mann
Im glühenden Sommer am Gitter,
Den Helm von den Augen sich drückend,
Schauet verfolgend
Die schwindelnden Züge
Richtiger Wolken,
Riesengebilde und Räthsel,
Dazwischen den fröhlichen Schwarm des Geflügels
Und lächelt in Freuden
Wie breit und langsam
Der Strom sich windet,
Bald schwarz, bald silbern,
Durch grünende Anger,
Die luftigen Dörfer zur Seite
Und zierliche Städte

Mit schlanken Thürmen und Glockenspiel;
Langsam dann im Thal gezogen
Auf allen Straßen und Wegen
Orientes Reichthum in vollem Triumphe,
Wagen und Männer,
Elephanten und Mohren,
Blühende Stein' und farbige Früchte,
Indiens goldenster Segen.

Wenn der Frühling grünet,
So schweift er im Walde;
Bald im Schwarm der Gefährten,
Bald vertieft er sich einsam,
Wo kein Tritt mehr ertönt,
Wo das Reh nicht mehr flieht,
Das bedeutend ihn anschaut
Mit sittsam verständigen Augen.
Wohl bemerkt er das Zeichen:
Denn himmlisch naht ihm
Aus Waldesgrüne
Die hohe Frau seines Herzens,
Die schweigend redet,
Statt nichtiger Worte
Volle Blumen ihm reichend
Zum Bunde der Treue.
Und beide, vom Dufte bezaubert,
Im Schatten der Linde versunken,
Schauen in selige Augen,
Ruhen dem Frühling im Schooße.
Freudig umarmt den Helden die Tugend
Und inmitten der Freuden
Gürtet sie ihn mit gewaltigem Schwerte,
Alle Laster zu tilgen:
Muthig nimmt er die Waffen.
Froh der Freuden kehrt er am Abend
Zu seinem Felsen wieder,
Wo die Freunde zusammen
Deutscher Freuden sich freuen.
Wenn aber die braune Erde erstarrt ist,
Die Flüsse leuchten wie Eisen,
In weißem Laube die Wälder schimmern:
Dann horchen bei fröhlichem Feuer
Sie alten Geschichten.
Wie Zwerge künstlich in Höhlen leben,
Sehen im Geiste
Dort unten die dunkelste Tiefe,
Von Lichtern durchschienen,
Voll Schätze und Mährchen.

So lebten die Ritter, die Alten,
Die Männer des herrlichen Landes.
Und schieden sie endlich,
So nahm sie Michael freundlich
In starkem Arme,
Von leuchtendem Eisen umkleidet,
Und trug sie gen Himmel
Zu Christus und Karl dem Großen.
Voll Andacht kniete der Ritter
Und neigte das Haupt,
Ganz brünstig zu schauen
Den himmlischen Purpur der Liebe,
Das Blut der ewigen Hoffnung,
Bis segnend die Hand des Heilands ihn rührte.
Kräftig ermannt er sich dann
Und tritt voll Ehre zu dem alten Karl,
Daß der Greis ihm die Hände schüttelt
Und Roland und Reinald gebietet,
Ihm volle Becher des Trostes zu reichen.

A. W. v. Schlegel.

24. Das Sonett.

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei, eingefaßt von zweien,
Im Doppelchore schweben auf und nieder.

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Den werd ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Doch, wem in mir geheimer Zauber winket,
Dem leih' ich Hoheit, Füll' in engen Grenzen
Und reines Ebenmaß der Gegensätze.

Novalis. (Fr. L. v. Hardenberg.)

25. Seligkeit in Jesu.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt;
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe,
Treugesinnt nur meinem Herrn;
Lasse still die andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein;
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Fluth mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand;
Längst vermißte Brüder
Find' ich neu in seinen Jüngern wieder.

Clemens Brentano.

26. Die Gottesmauer.

Drauß vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß vor Schleswig, weit vor allen
Liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in Deinen Schooß ich schütte
„Alle meine Sorg und Pein!"
Doch ihr Enkel ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein:

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein:
„Daß dem Feinde vor uns graue,
„Nimm in Deine Burg uns ein!"
„Mutter," spricht der Weltgesinnte,
„Eine Mauer uns um's Haus
„Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
„Euer lieber Gott heraus!".

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen!
„Wenn's dem lieben Gott gefällt,
„Kann er uns die Mauer bauen;
„Was er will, ist wohlbestellt."

Trommeln rumdidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus ziehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verräth das Lied!"
Aber sieh! das Heer von Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!"
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosackenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue
„Enkel, was der Nachbar macht!"
Auf nach innen geht die Thüre;
Nimmer käm' er sonst heraus:
Daß es Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.

„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja! der Herr kann Mauern bauen!
„Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!"
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundert vierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.

„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

A. v. Droste=Hülshoff.

27. Die beschränkte Frau.

Ein Krämer hatte eine Frau,
Die war ihm schier zu sanft und milde,
Ihr Haar zu licht, ihr Aug zu blau,
Zu gleich ihr Blick dem Mondenschilde;
Wenn er sie sah so still und sacht
Im Hause gleiten wie ein Schemen,
Dann faßt es ihn wie böse Macht,
Er mußte sich zusammennehmen.

Vor allem macht ihm Ueberdruß
Ein Wort, das sie an alles knüpfte,
Das freilich in der Rede Fluß
Gedankenlos dem Mund entschlüpfte:
„In Gottes Namen", sprach sie dann,
Wenn schwere Prüfungsstunden kamen,
Und wenn zum Weine ging ihr Mann,
Dann sprach sie auch: „In Gottes Namen."

Das schien ihm lächerlich und dumm,
Mitunter frevelhaft vermessen;
Oft schalt er und sie weinte drum,
Und hat es immer doch vergessen.
Gewöhnung war es früher Zeit
Und klösterlich verlebter Jugend;
So war es keine Sündlichkeit
Und war auch eben keine Tugend.

Ein Sprichwort sagt: wem gar nichts fehlt,
Den ärgert an der Wand die Fliege;
So hat dies Wort ihn mehr gequält,
Als andre Hinterlist und Lüge.
Und sprach sie sanft: „Es paßte schlecht!"
Durch Demuth seinen Groll zu zähmen,
So schwur er, übel oder recht,
Werd' es ihn ärgern und beschämen.

Ein Blüthenhag war seine Lust.
Einst sah die Frau ihn sinnend stehen,
Und ganz versunken, unbewußt,
So Zweig an Zweig vom Strauche drehen;
„In Gottes Namen," rief sie, „Mann,
„Du ruinirst den ganzen Hagen!"
Der Gatte sah sie grimmig an,
Fürwahr, fast hätt' er sie geschlagen.

Doch wer das Unglück sucht und Reu,
Dem werden sie entgegeneilen,
Der Handel ist ein zart Gebäu,
Und ruht gar sehr auf fremden Säulen.
Ein Freund fallirt, ein Schuldner flieht,
Ein Gläub'ger will sich nicht gedulden,
Und eh' ein halbes Jahr verzieht,
Weiß unser Krämer sich in Schulden.

Die Gattin hat ihn oft gesehn
Gedankenvoll im Sande waten,
Am Contobuche seufzend stehn,
Und hat ihn endlich auch errathen;
Sie öffnet heimlich ihren Schrein,
Langt aus verborgner Fächer Grube,
Dann, leise wie der Mondenschein,
Schlüpft sie in ihres Mannes Stube.

Der saß, die schwere Stirn gestützt,
Und rauchte fort am kalten Rohre:
„Karl!" drang ein scheues Flüstern itzt
Und wieder „Karl!" zu seinem Ohre;
Sie stand vor ihm, wie Blut so roth,
Als gält es eine Schuld gestehen.
„Karl!" sprach sie, wenn uns Unheil droht,
„Ist's denn unmöglich ihm entgehen?"

Drauf reicht sie aus der Schürze dar
Ein Säckchen, stramm und schwer zu tragen,
Drinn alles, was sie achtzehn Jahr
Erspart am eigenen Behagen.
Er sah sie an mit raschem Blick,
Und zählte, zählte nun auf's Neue,
Dann sprach er seufzend: „Mein Geschick
Ist zu verwirrt — dies langt wie Spreue!"

Sie bot ein Blatt und wandt' sich um,
Erzitternd, glüh gleich der Granate;
Es war ihr kleines Eigenthum,
Das Erbtheil einer frommen Pathe.

„Nein", sprach der Mann, „das soll nicht sein!"
Und klopfte freundlich ihre Wangen.
Dann warf er einen Blick hinein
Und sagte dumpf: „Schier möcht' es langen!"

Nun nahm sie aus der Schürze Grund
All ihre armen Herrlichkeiten,
Theelöffelchen, Dukaten rund,
Was ihr geschenkt von Kindeszeiten.
Sie gab es mit so freud'gem Zug.
Doch war's, als ob ihr Mund sich regte,
Als sie zuletzt auf's Contobuch
Der sel'gen Mutter Trauring legte.

„Fast langt es", sprach gerührt der Mann,
„Und dennoch kann es schmählich enden;
„Willst du dein Leben denn fortan,
„Geplündert, fristen mit den Händen?"
Sie sah ihn an — nur Liebe weiß
An liebem Blicke so zu hangen —
„In Gottes Namen!" sprach sie leis,
Und weinend hielt er sie umfangen.

J. v. Eichendorf.

28. Des Jägers Abschied.

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang' noch mein' Stimm' erschallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt!
Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt:
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Banner, das so kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
Hast du treu uns auferzogen,
Frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Was wir still gelobt im Wald!
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten:
Deutsch Panier, das rauschend wallt,
Lebe wohl,
Schirm dich Gott, du schöner Wald!

Ad. v. Chamisso.

29. Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt?

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter diesen Fenstern
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflorte Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer nimmer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

30. Der neue Diogenes.

Was pressen sich die dichten Massen
Des Volkes in den engen Raum?
Es fassen, Amiens, deine Straßen
Das wogende Gedränge kaum.
Der Kaiser naht, der Herr der Welt;
Hebt Siegeslieder an, zu singen!
Er hat der Feinde Macht zerschellt,
Er naht, den Seinen Heil zu bringen!

Der Freudenrausch, der sich ergossen,
Er läßt den Einen unberührt:
Ein Steinmetz ist's, der unverdrossen
Den Meißel und den Hammer führt:
Der läßt den Zug vorübergeh'n
Und nicht im Tagewerk sich stören,
Als hab' er Augen nicht, zu seh'n,
Als hab' er Ohren nicht, zu hören.

Vom Roß herab bemerkt von ferne
Der Kaiser dort den rüst'gen Mann;
Es reizt ihn, daß er kennen lerne,
Wer so von ihm sich sondern kann.

Er hat sich ihm genaht, er fragt:
„Was schaffst du da?" — „Den Stein behauen!"
Entgegnet der, und wie er's sagt,
Er kann ihm scharf in's Antlitz schauen.

„Ich sah dich bei den Pyramiden,
Du schlugst dich gut, du warst Sergeant:
Wie kam's, daß du den Dienst gemieden,
Vergessen hier und unbekannt?"
„Ich habe meine Schuldigkeit
Gethan, o Herr, zu allen Stunden,
Und ward nach ausgedienter Zeit
Von Eid und Kriegespflicht entbunden!"

„Es thut mir leid, im Heer zu missen,
Wer brav sich hielt im Kriegeslauf:
Laß deinen kühnsten Wunsch mich wissen,
Des Kaisers Gnade sucht dich auf!"
„Ich brauche nichts, die Hände mein
Genügen noch, mich zu ernähren.
Laß mich behauen meinen Stein,
Und deiner Gnade nicht begehren."

31. Tragische Geschichte.

'S war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan —
Der Zopf der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
'S wird aber noch nicht besser d'rum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Er thut nichts Gut's, er thut nichts Schlecht's, —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort:
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Johann Ladislav Pyrker.

---

32. Eleazar.

Hingebung.

Tief in des Gartens Schooß', im Schatten der säuselnden Palmen,
Saß Eleazar, der Greis, und lächelte: heilige Wonne
Fühlend über die Stelle des Buch's, die er eben gelesen.
Aber die Stelle hieß: „Und Abraham lud auf den Rücken
Isaak's das Opferholz, und hieß die Knechte verziehen.
Als er den Berg bestieg, in den Händen tragend das Messer
Selbst mit der Gluth: da folgt ihm sein Sohn, erkoren zum Opfer,
Keuchend unter der Last. Sie gingen zusammen, und schwiegen.
Doch nun rief ihm der Sohn: „Mein Vater!" Und dieser: „Ich höre."
Isaak begann: „Da seh' ich die Gluth und das Messer, und nirgend
Wies das Opfer sich noch — wo findest du solches, o Vater?"
Abraham drängte die Thräne zurück, und sagte beklommen:
„Still, mein Sohn: schon wird sich der Herr erlesen das Opfer!"
Aber er sah nicht zurück, und sie stiegen empor auf Moria.
„Himmlische Unschuld," dachte der Greis, „ein glänzendes Vorbild
Meines Erlösers seh' ich in dir! Wie selig die Menschen,
Welche, erwählt, zu leiden für ihn, mit heiteren Blicken
Wandeln die Dornenbahn zu den Wonnegefilden des Himmels!"
Gar nicht ahnt' er es noch, wie sein die schrecklichsten Leiden
Harrten, die er ertrug, ein Held, für den heiligen Glauben
Und das hohe Gesetz der gottgefälligen Wahrheit.
Sieh', da kamen die Krieger, gesandt, und pochten gewaltig
Fort an die Thüre des still- und einsamlebenden Greises.
Freundlich öffnet' er sie, und begann vor den Staunenden also:
„Waffen seh' ich gezückt, und des Krieges drohende Mienen?

Doch was sollen sie hier, in des Friedens stiller Behausung?
Den ihr sucht, ist ferne vielleicht, ihr habt ihn verfehlet."
„Nein, wir suchen dich, Eleazar!" so sagte der Hauptmann,
Der den Kriegern gebot, „Antiochus, Asia's König —
Deiner denn auch? entsendet uns selbst, daß wir dich gefesselt
Brächten vor seinen Thron und des Volk's versammelte Schaaren.
Dort, wie Zeus dein Loos mit dem ewig waltenden Schicksal
Ordnete, wird es dir geh'n; verhüllt ist der Himmlischen Rathschluß."
Lächelnd sprach Eleazar zu ihm: „Mich willst du, gefesselt,
Hin zu Antiochus Thron und des Volk's versammelte Schaaren
Schleppen, mich, den zitternden Greis? Ich folge dir willig."
Also führten sie ihn auf den Markt, wo Syriens König,
Sitzend auf goldenem Thron', im Kreise bewaffneter Krieger
Und unzähligen Volk's, den olympischen Göttern zu Ehren
Opfer zu bringen gebot, und ihnen durch Spiel' an dem Festtag
Huldigte: denn er gab dem siegenden Lenker des Wagens;
Dem, der weit vor allen die lastende Scheibe geworfen;
Der mit dem Pfeil, von der Sehne geschnellt, das ragende Ziel traf;
Der in dem Faustkampf Gegner besiegt', und dem hurtigsten Läufer —
Jeglichem gab er den Preis mit eigenen Händen zum Lohn hin.
D'rauf begann er und rief: „Ruhm sei den unsterblichen Göttern
Von den Völkern gezollt; gestürzt, und auf immer vernichtet
Sei Jehova's Altar; verflucht, wer diesen verehret,
Und dem Tode geweiht in den schrecklichen Qualen der Folter!"
Schauder ergriff das Volk von Jerusalem, als auf dem Marktplatz
Dort ertönte des Schreckens Ruf. Schon opferte mancher,
Scheuend Folter und Tod, als Feiger, den nichtigen Götzen;
Mancher, dem wahren Gott' Abtrünniger, wurde die Geißel
Seines Volks. So Jason, ein Mann unbändiger Ehrsucht,
Der des Hohenpriesterthums Würd' um sündiges Geld nur
Sich erst jüngst von dem König erkauft'. In grauser Verwildrung
Wüthet er gegen das Vaterland und den Glauben der Väter.
Dieser haßt' Eleazar schon lang, deß' leuchtende Tugend
Seiner Seel' entsetzliche Nacht und die ganze Verruchtheit
Seines Gemüth's noch mehr, noch erschütternder, furchtbarer, zeigte —
Allwärts auch des Würdigen Feind der unwürdige Mensch ist.
Aber, von Rach' empört, weil ihn Eleazar verworfen
Von dem Gesetz', und unwürdig des Hohenpriesterthums nannte,
Gab er Antiochus kund: „Eleazar schmähe des Königs
Herrschaft laut, und ihn selber, da er hellenische Sitten
Rings in dem Land von Israel, er, ein Syrer, gebiete!"

Jetzt durch drängende Haufen heran auf den wimmelnden Marktplatz
Führen die Krieger den Greis, und überall wich ihm, voll Ehrfurcht,
Aus die Menge und seufzt', erwägend das schreckliche Schicksal
Solch' ehrwürdigen Mann's, dem keiner in Israel gleich kam.
Jason stand auf den Stufen des Thron's, und lächelte grimmig
Hohn' der Höll' ihm entgegen, und doch vergab ihm der Dulder.
Abgewandten Gesicht's, des tiefaufgährenden Herzens
Wuth zu bergen, und stützend den Arm auf den goldenen Armstuhl,
Saß Antiochus dort auf dem Thron. Er winkte, gebietend,
Jason, dem Frevler, und sprach: „Er opfere jetzt an dem Altar
Zeus, dem Beherrscher der Erd' und des Himmels, dem mächtigsten Gotte,
Hier vor dem harrenden Volk; auch allen unsterblichen Göttern
Zoll' er, anbetend, Ruhm, so wird ihm noch heute vergeben.
Säumt' er, unserem Herrscherwink zu gehorchen in Demuth,
Dann auf die Folter mit ihm: in Qualen verhauch' er das Leben."
Und sie führten sogleich den Helden des Herrn auf den Kampfplatz.
Gegenüber dem Thron, auf sieben Stufen erhöhet,
Wies sich das Steingebild des Olympiers. Ueber ihm wölbte
Eine Kuppel sich auf, von Marmorsäulen getragen.
Von dem runden Altar', an dem Fußgestelle des Götzen,
Dampfte der Opferrauch empor, und erfüllte den Marktplatz.
Doch mit der goldenen Bind' um die Stirn', und in festlichen Kleidern
Standen die Priester umher, und sangen die Hymne des Opfers.
Sieh', nun stieg der heilige Greis in erschütternder Hoheit,
Allen sichtbar, dort auf die oberste Stufe des Tempels;
Wandte den Flammenblick, voll unaussprechlicher Anmuth,
Nach der starrenden Menge hinab, und es preßte das Mitleid
Thränen ihm aus, die schnell von seinen gerötheten Wangen
Nach dem Busen hinab in schimmernden Tropfen sich drängten.
Doch nun fuhr er betroffen zurück, die geöffneten Lippen
Bebten ihm; bald verlosch, bald flammte sein Auge nur heller,
Wie der Mond, den flugs ein schwindendes Wölkchen verhüllet;
Jetzt umschwebt ihm den Mund ein Himmelslächeln: er starrte
Vor sich hin in die bläuliche Luft — so däucht' es dem Volk dort:
Denn vom Erbarmer gesandt, war ihm der Himmlischen einer,
Uriel, liebend genaht. Auf goldenen Fittigen schwebt er
Eilend herab. Er trug herbei zwei goldene Becher;
Nahte dem staunenden Greis', und lächelt ihm mild in die Augen;
Dann begann er und sprach: „Eleazar, der Jahre schon neunzig
Sind dir entfloh'n, und nur zehn erübrigen dir vor dem Grab' noch!
Sieh', in der Linken dahier die Macht, das irdische Leben

Weit hinaus zu dehnen nach Wunsch, und hier in der Rechten
Nahen und schrecklichen Tod, doch kommenden Menschengeschlechtern
Noch zum Heil und begeisternden Trost. Was wählst du von beiden?"
Weit vorbog sich der Greis, und zitterte — bebte vor Sehnsucht
Nach dem seligen Augenblick des unsterblichen Lebens.
Viel zu gering ein Leben voll Schmach — zu nichtig die Qualen
Achtend, und höher schon nichts als den Tod im Segen Jehova's,
Griff er schnell nach des Engels Recht'; entriß ihr den Becher,
Hob ihn zum Mund, und trank, und fühlte sich wundergestärket:
Freudig zu kämpfen den Kampf, zu vollenden die herrliche Laufbahn,
Und zu erringen am Ziel die lohnenden Kränze des Siegers.
Doch der Engel umschlang in höherem Glanz Eleazars
Nacken, und rief mit erhebendem Blick: „Ich werde dir nahen,
Muth einhauchend im Kampf, und versüßen die Stunde des Todes."
Also rufend entschwand er schnell in den höheren Räumen.
Jason naht', ein Stück unrein geachteter Nahrung
Ihm in den Mund mit Gewalt zu drängen, und sagte: „Verzehr es,
All den unsterblichen Göttern zum Ruhm, so will ich dich retten!"
Aber er faßt ihn am Arm, und stieß ihn die Stufen hinunter.
Als er im schrecklichen Zorn nun flucht' und tobte vor Ingrimm,
Kam Nikanor heran, Feldoberst in Syrien's Heersmacht,
Dem Eleazar einst, huldflehend, am Throne genaht war.
Dieser führt ihn beiseit und sagte mit ängstlichen Blicken:
„Herrlicher Greis, gedenke der Zeit, wo wir uns im Burghof
König Antiochus, den die Welt den Großen genannt hat,
Sahen, und der dich, Gesandten des Volks von Israel, ehrte;
Denke der Tage denn auch, die uns dort in traulicher Einung
Selig entfloh'n, als ich, Eleazars Freund, vor dem König
Selber die Rechte des Volks von Israel, wegen des Freundes,
Kühn und muthig vertrat, und jenem erwirkte die Freiheit
Von unendlichem Druck, von Schmach und zermalmender Knechtschaft:
Solches bedenk', o Greis, und schone dein Leben, so theuer
Deinem Volk, dem Könige selbst, und deinem Nikanor!
Schaue den Rettungsweg und folg' ihm. Wie das Gesetz dir
Gönnet des Fleisches Genuß, laß solches dir holen und koste
Hier, am Altare des Zeus davon — so handelnd zum Schein nur:
Denn der Ruf: du habest der Opferspeise genossen,
Macht den König dir hold, und du bist gerettet auf immer.
Folge mir. Sieh', mir rinnet der Schweiß in glühenden Tropfen
Von der Stirne herab! Ich weiß es, mit ernster Gesinnung
Haltest du fest am ererbten Gesetz . . . doch will ich dich retten.

Schone dein Haupt, das allerverehrte; habe doch Mitleid
Mit dir selber, dem Volk und dem treugesinneten Freund hier."
Also sprach er, bewegt, und sein Aug' umhüllten die Thränen;
Doch Eleazar ergriff ihn am Arm', und führt ihn hinüber
Nach dem Platz, wo er heute zu steh'n von Jehova erwählt war:
Denn er trat zu dem Bild des Olympiers; stand, und bedachte
Jetzo den Adel seines Geschlechts; den erhabenen Vorzug,
Den sein Alter ihm gab, im Schmuck des grauenden Haupthaars,
Und die Jahre gesammt des frommen, unsträflichen Lebens —
Dacht' es im freudigen Muth', und sprach zu den Seinen gewendet:
„Israels Volk, merk auf! Mir bot unedeles Mitleid
Rettung von Qualen, vom Tod. Erlaubtes sollt' ich zum Schein nur
Kosten, und mir erheucheln damit ein schmähliches Leben?
Ich den Frevel begeh'n? Eleazar, der Lehrer des Volkes,
Er, der neunzigjährige Greis, erkaufe sich feig hier
Einige Jahre vielleicht, um solchen Preis der Verdammniß?
Weise damit der Jugend den Pfad der niedrigen Falschheit,
Arger Verstellung und List, und der Wahrheit freche Verachtung
Lehre dem zart aufblüh'nden Geschlecht durch sündiges Beispiel,
Daß Verwünschung und Fluch im dunkelen Grab ihn noch treffe?
Nein, ich wähle den Tod von euerm geschwungenen Mordbeil:
Denn nicht brächte mir solches Gewinn, so ich jetzo der Menschen
Henkergewalt entrönn', und mich des erheuchelten Lebens
Freuete, da ich nicht hier im irdischen Leben, nicht Jenseits
Gottes furchtbarer Hand entrönn', ein frevelnder Sünder!
Fort in den Tod! Der Abend des heiter entschwundenen Lebens
Und der Himmel im rein und schuldlos pochenden Herzen
Werd' auch jetzt nicht getrübt durch seelenverderbende Thorheit.
Jünglingen will ich zum Muster steh'n, daß sie, fürchtend Jehova's
Zorn allein, nicht fürchten den Trotz des sterblichen Menschen,
Der heut' wüthet und lärmt, und morgen verstummt in dem Grab liegt;
Daß sie wandeln die herrliche Bahn, die ich ihnen voran ging,
Für das Gesetz, das Vaterland, und den Glauben der Väter
Freudig aushauchend den Geist im heldenmüthigen Tod nur!"
Sag't es, und eilte herab, in den Tod zu gehen, entschlossen.
Jason sah mit höhnendem Blick nach dem Helden Nikanor,
Der ihm Rettung ersann; doch plötzlich wurde sein Mitleid
Umgewandelt in Haß, und sein Erbarmen zur Blutgier
Gegen den heiligen Greis, der sein', so wähnte der Syrer,
Spottete. D'rauf erforscht er schnell den Willen des Königs,
Der im empörten Gemüth ihm längst nur Folter und Tod sann,

Und jetzt wüthender rief! „In den Tod mit dem Frevler! Zermalmt ihn!“
Alsbald von dem Altare hinaus zum dunkelen Stadtthor
Führten sie ihn, und laut aufweinend eilte das Volk nach.
Doch Eleazar sah auf dem Todeswege vor sich hin,
Starr, mit flammendem Blick, und höherer Gluth auf den Wangen:
Denn der Unsterbliche ging vor ihm her. Nach dem Greise herüber
Hatt' er die huldausstrahlenden Augen gewendet, und streute
Himmlische Rosen vor ihm auf den Weg, voll wonnigen Duftes.
Draußen warfen die Wüthriche jetzt Eleazar zu Boden,
Streckten die Glieder ihm aus, und schlugen mit eisernen Stäben
Ihm die Glieder entzwei. Er rief, vertrauend, zu Gott auf:
„Jenseits leid' ich nicht mehr. Allmächtiger, stärke den schwachen,
Bebenden Greis! Du weißt es: nicht wählt ich des niedrigen Treubruch's
Schmählichen Rettungsweg — ich wählte den Tod des Gerechten!
Lös', o, gütig das Band des seelumengenden Fleisches,
Daß sie sich schwing' empor, und dir auf immer vereint sei!“
Doch der Unsterbliche beugte sich jetzt nach dem sterbenden Greis hin,
Und ein zitternder Tropfen sank ihm herab aus den Augen,
Deß' ätherischer Glanz des Mitleids innige Wehmuth
Spiegelte; kühlt' ihm sofort die Gluth der thauenden Wangen
Sanft mit dem fächelnden Schwung der goldenen Flügel und haucht ihm
Muth und Vertrau'n auf den Herrn in das angsterschütterte Herz ein.
Wie von dem Alpengebirg des Morgens schimmernder Nebel
Auf gen Himmel sich schwingt, und schnell in den bläulichen Luftraum
Fortzuschweben sich sehnt; doch hält ihn des ragenden Felsens
Scheitel noch fest; er haftet mit zartem Fuß auf den Höhen;
Also schwebte sein Geist, nun los von dem Leibe sich ringend,
Leis' empor, da stets ermattender'n Schlages sein Herz schlug,
Jetzo nur schwach mehr zitterte, stand — und ruhte für immer.
Doch nun stürzte der himmlische Freund an die selige Brust ihm,
Drückte den Seelenkuß zum Pfand des unsterblichen Lebens
Ihm auf den Mund. Sie standen, entzückt, in hehrer Umarmung,
Und entschwebten vereint den düstern Gefilden des Erdballs.
Seine sterbliche Hülle, vom Staub und Blut an dem Waldbach
Reinigend, trug das Volk mit Thränen hinaus an den Heerweg
Und bestattete sie in dem fest ummauerten Grab dort.

Theodor Körner.

33. Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell, mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,
Und springet an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet.
Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt,
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd,
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

34. Gebet während der Schlacht.

Vater ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze;
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!

Vater, du führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode;
Herr, ich erkenne deine Gebote,
Herr, wie du willst, so führe mich,
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich,
Vater, du segne mich!

Vater, du, segne mich!
In deine Hände befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf um die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit den Schwerte:
D'rum fallend und siegend, preis' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen,
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

35. Abschied vom Leben.

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage. —
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben. —

Viel gold'ne Bilder sah ich um mich schweben; —
Das schöne Traumbild wird zur Todtenklage. —
Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte:
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte,

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Max v. Schenkendorf.

36. Das Lied vom Rhein.

Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort.
Ein alter König, hoch geboren,
Dem jedes deutsche Herz geschworen. —
Wie oft sein Name wiederkehrt,
Man hat ihn nie genug gehört.

Das ist der heil'ge Rhein,
Ein Herrscher, reich begabt,
Deß Name schon, wie Wein,
Die treue Seele labt.
Es regen sich in allen Herzen,
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt,
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Sie hatten ihm geraubt
Der alten Würden Glanz,
Von seinem Königshaupt
Den grünen Rebenkranz.
In Fesseln lag der Held geschlagen:
Sein Zürnen und sein stolzes Klagen,
Wir haben's manche Nacht belauscht,
Von Geisterschauern hehr umrauscht.

Was sang der alte Held? —
Ein furchtbar dräuend Lied:
O weh' dir, schnöde Welt!
Wo keine Freiheit blüht,
Von Treuen los und bar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,
Mein, ach! gestorbenes Geschlecht
Und mein gebroch'nes deutsches Recht?

O meine hohe Zeit!
Mein goldner Lenzestag!
Als noch in Herrlichkeit
Mein Deutschland vor mir lag,
Und auf und ab am Ufer wallen
Die stolzen adligen Gestalten,
Die Helden, weit und breit geehrt
Durch ihre Tugend und ihr Schwert!

Es war ein frommes Blut
In ferner Riesenzeit,
Voll kühnem Leuenmuth
Und mild als eine Maid.
Man singt es noch in späten Tagen,
Wie den erschlug der arge Hagen:
Was ihn zu solcher That gelenkt,
In meinem Bette liegt's versenkt.

Du Sünder! wüthe fort!
Bald ist dein Becher voll;
Der Nibelungen Hort
Ersteht wohl, wann er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
Wann meine Schrecken dich umbrausen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art!"

Erfüllt ist jenes Wort:
Der König ist nun frei,
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu!
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihren Schein bewähren:
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heil'ge deutsche Kaiserthum!

Wir huld'gen unserm Herrn!
Wir trinken seinen Wein.
Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!

Wir wollen ihm auf's Neue schwören:
Wir müssen ihm, er uns gehören!
Vom Felsen kommt er frei und hehr:
Er fließe frei in Gottes Meer.

Moritz Arndt.

---

37. Das Blücherlied.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd;
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein,
D'rum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Er ist der Mann gewesen, als Alles versank,
Der muthig auf zum Himmel den Degen noch schwang.
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart:
Den Wälschen zu weisen die deutsche Art.

Er hat den Schwur gehalten, als Kriegsruf erklang.
Hei! wie der weiße Jüngling in'n Sattel sich schwang.
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen, auf der Aue, da er hielt solchen Strauß,
Daß vielen Tausend Wälschen die Haare standen kraus,
Daß Tausende liefen gar hastigen Lauf;
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf.

Bei Katzbach an dem Wasser, da hat er's auch bewährt,
Da hat er viele Tausende schwimmen gelehrt.
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmet, Ohnehosen! den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er da hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze, nicht Burg,
Sie mußten wieder springen, wie Hasen über's Feld,
Und hinterdrein ließ klingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o schöne Ehrenschlacht!
Da brach er den Franzosen in Trümmer Glück und Macht;
Da lagen sie so sicher nach letztem harten Fall,
Da ward der alte Blücher ein Feldmarschall.

D'rum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind im Saus!
Du reit' dem Glück entgegen, zum Rhein und über'n Rhein!
Du alter tapfrer Degen, und Gott soll mit dir sein.

38. Das Vaterlandslied.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe glüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland, ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland, Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl!
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß, es ist das Oesterreich,
An Siegen und an Ehren reich?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's, was der Fürsten Trug zerklaubt,
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
„So weit die deutsche Zunge klingt
„Und Gott im Himmel Lieder singt!“
Das soll es sein,
Das, wackrer Deutscher, soll es sein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt.
Das soll es sein,
Das, wackrer Deutscher, soll es sein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälschen Tand,
Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund,
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh' darein,
Und gib uns ächten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Friedrich Rückert.

39. Die drei Gesellen.

Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind,
Und thäten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher,
Der Andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein Jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die Drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der Eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oesterreich!
Der Andre, sich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der Dritte, ruhig sterbend,
Was rief der Dritte doch?

Er rief: Deutschland soll leben!
Da hörten es die Zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten sich an ihn.

Da rief der in der Mitten
Noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem Dritten
Riefen's und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,
Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die Drei.

Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
Um alle drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

40. Barbarossa im Kyffhäuser.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat, im Schloß verborgen,
Zum Schlaf sich hingesetzt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wieder kommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worau sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halboffen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh' hin vor's Schloß, o Zwerg!
„Und sieh', ob noch die Raben
„Herfliegen um den Berg."

„Und wann die alten Raben
„Noch fliegen immerdar,
„So muß ich auch noch schlafen,
„Bezaubert, hundert Jahr."

41. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald,
In gutem und schlechtem Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt statt Blätter;
Die Nadeln, die haben gestochen,
Das Bäumlein, das hat gesprochen:

„Alle meine Kameraden
„Haben schöne Blätter an
„Und ich habe nur Nadeln,
„Niemand rührt mich an;
„Dürft ich wünschen, wie ich woll't,
„Wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold."

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
Und früh' ist's aufgewacht.
Da hatt' es goldene Blätter fein;
Das war eine Pracht.
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz;
„Gold'ne Blätter hat kein Baum im Holz!"

Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart;
Der sieht die goldenen Blätter bald;
Er steckt sie ein, geht eilends fort,
Und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die goldnen Blättlein dauern mich;
„Ich muß vor den andern mich schämen,
„Sie tragen so schönes Laub an sich!
„Dürft' ich mir wünschen noch etwas,
„So wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas."

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hatt' es glasene Blätter fein;
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht; „Nun bin ich froh,
„Kein Baum im Walde glitzert so!"

Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind,
Und kommt an die glasenen Blätter;
Da lagen die Blätter von Glase
Zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub;
„Die andern Bäume dauern
„Mit ihrem grünen Laub.
„Wenn ich mir noch was wünschen soll,
„Wünsch' ich mir grüne Blätter wohl."

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh ist's aufgewacht;
Da hatt' es grüne Blätter fein;
Das Bäumlein lacht
Und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
„Daß ich mich nicht zu schämen brauch!"

Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer.
Es sprach nun zu sich selber;
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
Weder grüner, noch rother, noch gelber;
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte sie nicht tadeln.

Und traurig schlief das Bäumlein ein,
Und traurig ist es aufgewacht;
Da besieht es sich im Sonnenschein,
Und lacht und lacht,
Alle Bäume lachen's aus;
Das Bäumlein macht sich aber nichts daraus.

Warum hat das Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn seine Kameraden? —
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle seine Nadeln,
Daß jedermann es sehen kann;
Geh' naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an!
Warum denn nicht?
Weil's sticht.

42. Chidher.

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei;
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach, und pflückte die Früchte fort:
Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: wie lang' ist die Stadt vorbei?
Er sprach, und blies auf dem Rohre fort:
Das eine wächst, wenn das andere dorrt;
Das ist mein ewiger Weideort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach und lachte meinem Wort:
So lang', als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum,
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum:
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig' wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäume hier fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallte der Markt von Volksgeschrei.
Ich fragte, seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrieen und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an diesem Ort,
Und wird so gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

43. Hymne. Ghasel.

Flammt empor in euern Höh'n, Morgensonnen, lobt den Herrn!
Rauscht in euern Tiefen auf, Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Die ihr, ohne zu verglüh'n, lang geflammt vor seinem Blick,
Ohne zu verrinnen, lang hingeronnen, lobt den Herrn!
Der ein mannigfaltiges Leben schau'n will außer sich;

Alle, die ein Leben ihr habt gewonnen, lobt den Herrn!
Alle Tropfen seiner Huld, die zu Perlen sich geformt,
Funken Lichtes, die zu Gold sind geronnen, lobt den Herrn!
So viel Halme von dem Thau seiner Gnade trunken sind,
So viel sich an seinem Strahl Welten sonnen, lobt den Herrn!
Blumen, die der Frühling weckt, Garben, die der Sommer dörrt,
Trauben, deren Blut der Herbst preßt in Tonnen, lobt den Herrn!
Raupe, die das Blatt benagt, haftend an dem grünen Zweig,
Puppe, zur Verwandlung reif, eingesponnen, lobt den Herrn!
Schmetterlinge, die ihr noch von dem Duft der Blüthen nascht,
Schmetterlinge, die in's Licht schon zerronnen, lobt den Herrn!
Geister, eingeengt in Nacht, oder aufgeflammt in's Licht,
Herzen, schmeckend Lebenslust, Todeswonnen, lobt den Herrn!
Die ihr mit dem Flügelschlag glühender Begeist'rung strebt,
Oder fördert euer Werk still besonnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, deß Lichtgewand auch durch dunkle Fäden wächst,
Die ein unscheinbarer Fleiß hat gesponnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, der loben sich gern in allen Sprachen hört,
Die Bedürfniß seines Lobs hat ersonnen, lobt den Herrn!
Alle, die ihr euren Gott fühlet, ahnet, denket, schaut,
Die ihr sinnt, was niemals wird ausgesonnen, lobt den Herrn!
Wenn in des Gemüthes Nacht euch sein erster Schimmer brach,
Oder wenn ihr euch im Glanz habt versonnen, lobt den Herrn!
Alle Sinne, die des Sang's Woge schwellet himmelan,
Lobt mit allen rauschenden Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Alle Seelen in der Glut des Gebetes, Weihrauch gleich,
Lobt mit allen brennenden Morgensonnen, lobt den Herrn!

44. Die sechs Wörtlein.

Sechs Wörtlein nehmen mich in Anspruch jeden Tag,
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.
Ich soll, ist das Gesetz, von Gott in's Herz geschrieben,
Das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben.
Ich muß, das ist die Schrank', in welcher mich die Welt
Von einer, die Natur von andrer Seite hält.
Ich kann, das ist das Maß der mir verlieh'nen Kraft,
Der That, der Fertigkeit, der Kunst, der Wissenschaft.

Ich will, die höchste Kron' ist dieses, die mich schmückt,
Der Freiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt.
Ich darf, das ist zugleich die Inschrift bei dem Siegel,
Beim aufgethanen Thor der Freiheit auch ein Riegel.
Ich mag, das endlich ist, was zwischen allen schwimmt,
Ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt.
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag,
Die Sechse nehmen mich in Anspruch jeden Tag.
Nur wenn Du stets mich lehrst, weiß ich, was jeden Tag
Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag.

45. Für die sieben Tage.

Sprich, liebes Herz, in deines Tempels Mitten
Für sieben Wochentage sieben Bitten.
Zum ersten Tag: Laß Deine Sonne tagen,
Und Licht verleih'n der Erd' und meinen Schritten.
Zum zweiten Tag: O laß Dir nach mich wandeln,
Wie Mond der Sonne nach mit leisen Tritten.
Zum dritten: Lehre Deinen Dienst mich kennen,
Und wie ich dienen soll mit reinen Sitten.
Zum vierten Tag: Du woll'st mich nicht verlassen,
In meiner Woch', in meines Tagwerks Mitten.
Zum fünften Tag: O donnr' in's Herz mir Deine
Gebote, wenn sie meinem Sinn entglitten.
Zum sechsten Tag: O laß mich freudig fühlen,
Wodurch Du mir die Freiheit hast erstritten.
Zum siebenten: Die Sonne sinkt am Abend;
O dürft' ich mir so hellen Tod erbitten!
Preis Ihm, der nach den sieben Wochentagen
Vertheilet hat des Lebens Lust und Plagen!
Preis Ihm, der aufgeh'n über Gut und Böse,
Läßt seiner Lebenssonne Wohlbehagen.
Preis Ihm, vor dessen Blick die Monde wechseln,
Und seinen Preis in jedem Wechsel sagen.
Preis Ihm, der seinen Dienst die Erde lehret,
Und der sein Joch die Himmel lässet tragen.
Preis Ihm, er thront in Mitte seiner Wonnen,
Und hört ein Herz in Mitte seiner Klagen.

Preis Ihm! wenn mit dem Donner des Gesetzes
Er sprechen will, so muß der Mensch verzagen.
Preis Ihm! Er hat mit Armen sanft gesprochen,
Hat frei gemacht, die da gefangen lagen.
Preis Ihm! Es ist sein Blick die Sonn' am Abend,
Die untergeht, um neu der Welt zu tagen!

Ludwig Uhland.

---

46. Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande, bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich;
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich.
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, er saß auf schmuckem Roß;
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
„Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
„Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
„Es gilt uns heut zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit,
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib;
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
D'raus, statt der gold'nen Lieder, ein Blutstrahl hoch aufspringt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm;
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
„Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
„Nein! Seufzen nur und Stöhnen, und scheuer Sklavenschritt,
„Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!"

„Weh euch, ihr duft'gen Gärten, im holden Maienlicht!
„Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
„Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
„Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt."

„Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
„Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
„Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
„Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht!

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand:
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! Das ist des Sängers Fluch.

47. Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „Dem Glas zum Preis
„Schenk Rothen ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
„Gab meinem Ahn am Quell die Fei,
„Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
„Fahr wohl dann, o Glück von Edenhall."

„Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
„Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
„Wir schlürfen gern in vollem Zug,
„Wir läuten gern mit lautem Schall;
„Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
„Sich den zerbrechlichen Krystall;
„Es dauert länger schon, als recht,
„Stoßt an! mit diesem kräft'gen Prall
„Versuch ich das Glück von Edenhall!"

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt;
Die Gäste sind zerstoben all',
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Einstürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall,

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall',
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand — spricht er — springt zu Stück,
„Die hohe Säule muß zu Fall,
„Glas ist der Erde Stolz und Glück,
„In Splitter fällt der Erdenball,
„Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

48. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge, wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Noth,
Viel Steine gab's und wenig Brod,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Deß Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach,
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an, auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt;
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis Einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.

Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß zugleich.
Als er das Thier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken.
Zur Rechten sieht man, wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschaar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen.
Er sprach: „Sag' an, mein Ritter werth,
„Wer hat dich solche Streich gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
„Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
„Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

49. Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit,
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben,
Mein guter Kamerad.

50. Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

51. Schäfers Sonntagslied.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Weh'n!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich,
Das ist der Tag des Herrn!

52. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab,
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir,
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus,
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf,
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied;
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied
Und schwing mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge.

Justinus Kerner.

53. Der reichste Fürst.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Pfalzgraf von dem Rhein,
Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein.

Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euern
Wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge, silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß.

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart, ihr seid der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein.

Gustav Schwab.

54. Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Wie will ich spielen im grünen Hag,
„Wie will ich springen durch Thal und Höh'n,
„Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
„Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Da halten wir alle fröhlich Gelag,
„Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
„Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
„Dann scheinet die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Großmutter hat keinen Feiertag,
„Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
„Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
„Wohl dem, der that, was er sollt!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Am liebsten morgen ich sterben mag:
„Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
„Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
„Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammet die Stube wie lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

Eduard Mörike.

55. Die traurige Krönung.

Es war ein König Milesint,
Von dem will ich euch sagen:
Der meuchelte sein Bruders-Kind,
Wollte selbst die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffey-Schloß begangen.
O Irland! Irland! warest du so blind!

Der König sitzt um Mitternacht
Im öden Marmorsaale,
Sieht irr' in all' die neue Pracht,
Wie trunken von dem Mahle;
Er spricht zu seinem Sohne:
„Noch einmal bring' die Krone!
„Doch schau', wer hat die Pforten aufgemacht?"

Da kommt ein seltsam Todtenspiel,
Ein Zug mit leisen Tritten,
Vermummte Gäste groß und viel,
Eine Krone schwankt in Mitten.

Es drängt sich durch die Pforte
Mit Flüstern ohne Worte;
Dem Könige, dem wird so geisterschwül.

Und aus der schwarzen Menge blickt
Ein Kind mit frischer Wunde,
Es lächelt sterbensweh' und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, deß Herze tief erschrickt.

Darauf der Zug von dannen strich,
Von Morgenluft berauschet;
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenster lauschet;
Der Sohn mit Angst und Schweigen
Zum Vater thät' sich neigen. —
Er neiget über eine Leiche sich.

Aug. v. Platen.

56. Der Pilgrim von St. Just.

Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!

Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!

Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone war's bediademt.

Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

57. Das Grab im Busento.

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder,
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!
Und den Fluß hinauf, hinunter zieh'n die Schatten tapfrer Gothen,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Todten.
Allzufrüh und fern der Heimath mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Stirne blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen:
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je das Grab versehren!
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gothenheere;
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

58. Ghasel.

Sieh die Wolke, die mit Blitz und Knall spielt,
Sieh den Mond, mit dem der Himmel Ball spielt;
Sieh den Fels, der bis an's Firmament reicht,
Wie er liebend mit dem Wiederhall spielt;
Sieh den Strom, der rauschend sich am Fels bricht,
Wann er mit der vollen Woge Schwall spielt;
Sieh den Schmetterling, der längs des Stroms fleucht,
Und mit Hyazinthen überall spielt;
Spiele du nur mit, und sei ein Kind nur,
Schöne Spiele sind es, die das All spielt!

H. Heine.

---

59. Belsazar.

Die Mitternacht zog näher schon,
In stummer Ruh' lag Babylon;

Nur oben, in des Königs Schloß,
Da flackerts, da lärmt des Königs Troß.

Dort oben, in dem Königssaal,
Belsazar hielt sein Königsmahl.

Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n,
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein,

Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

Des Königs Wangen leuchten Gluth,
Im Wein erwuchs ihm kecker Muth.

Und blindlings reißt der Muth ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

Und er brüstet sich frech, und lästert wild;
Die Knechteschaar ihm Beifall brüllt.

Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

Er trug viel gülden Geräth auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehova's geraubt.

Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand.

Und er leert ihn hastig bis auf den Grund,
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

Jehova! dir künd' ich auf ewig Hohn, —
Ich bin der König von Babylon!

Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

Und sieh! und sieh! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschenhand;

Und schrieb, und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand.

Der König stieren Blicks da saß
Mit schlotternden Knieen und todtenblaß.

Die Knechteschaar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.

Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

60. Kaiser Rothbart.

Ein feiner Regen prickelt herab,
Eiskalt, wie Nähnadelspitzen.
Die Pferde bewegen traurig den Schwanz,
Sie waten im Koth und schwitzen.

Der Postillon stößt in sein Horn,
Ich kenne das alte Getute —
„Es reiten drei Reiter zum Thor hinaus!“ —
Es wird mir so dämmrig zu Muthe.

Mich schläferte und ich entschlief,
Und siehe, mir träumte am Ende,
Daß ich mich in dem Wunderberg
Beim Kaiser Rothbart befände.

Er saß nicht mehr auf steinernem Stuhl,
Am steinernen Tisch, wie ein Steinbild;
Auch sah er nicht so ehrwürdig aus,
Als man sich gewöhnlich einbild't.

Er watschelte durch die Säle herum
Mit mir in trautem Geschwätze;
Er zeigte wie ein Antiquar
Mir seine Curiosa und Schätze.

Im Saale der Waffen erklärte er mir,
Wie man sich der Kolben bediene,
Von einigen Schwertern rieb er den Rost
Mit seinem Hermeline.

Er nahm einen Pfauenwedel zur Hand
Und reinigte vom Staube
Gar manchen Harnisch, gar manchen Helm,
Auch manche Pickelhaube.

Die Fahne stäubte er gleichfalls ab
Und er sprach: „Mein größter Stolz ist,
„Daß noch keine Motte die Seide zerfraß
„Und auch kein Wurm im Holz ist.“

Und als wir kamen in den Saal,
Wo schlafend am Boden liegen
Viel tausend Krieger, kampfbereit,
Der Alte sprach mit Vergnügen:

„Hier müssen wir leiser reden und gehn,
„Damit wir nicht wecken die Leute;
„Wieder verflossen sind hundert Jahr
„Und Löhnungstag ist heute.“

Und siehe! der Kaiser nahte sich sacht
Den schlafenden Soldaten
Und steckte heimlich in die Tasch
Jedwedem einen Dukaten.

Er sprach mit schmunzelndem Gesicht,
Als ich ihn ansah verwundert:
„Ich zahle einen Dukaten per Mann,
„Als Sold nach jedem Jahrhundert.“

Im Saale, wo die Pferde stehn
In langen schweigenden Reihen,
Da rieb der Kaiser sich die Händ',
Schien sonderbar sich zu freuen.

Er zählte die Gäule, Stück vor Stück,
Und klätschelte ihnen die Rippen;
Er zählte und zählte, mit ängstlicher Hast
Bewegten sich seine Lippen.

„Das ist noch nicht die rechte Zahl,“ —
Sprach er zuletzt verdrossen, —
„Soldaten uud Waffen hab' ich genug,
„Doch fehlt es noch an Rossen.“

„Roßkämme hab' ich ausgeschickt
„In alle Welt, die kaufen
„Für mich die besten Pferde ein,
„Hab' schon einen guten Haufen,“

„Ich warte bis die Zahl komplet,
„Dann schlag ich los und befreie
„Mein Vaterland, mein deutsches Volk,
„Das meiner harret mit Treue."

So sprach der Kaiser, ich aber rief:
„Schlag' los, du alter Geselle,
„Schlag' los, und hast du nicht Pferde genug,
„Nimm Esel an ihrer Stelle."

Der Rothbart erwiederte lächelnd: „Es hat
„Mit dem Schlagen gar keine Eile,
„Man baute nicht Rom in einem Tag,
„Gut Ding will haben Weile.

Wer heute nicht kommt, kommt morgen gewiß,
Nur langsam wächst die Eiche,
Und chi va piano va sano, so heißt
Das Sprichwort im römischen Reiche.

Nic. Lenau.

61. Die Werbung.

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärtiger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge:
Was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.
„Laß die Geige wilder singen!
„Wilder schlag' das Zimbal du!"
Ruft der Werber und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller,
Braust der Instrumente Kampf,
Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise,
Hinzog in die Türkenschlacht.
Wie des Werbers Augen glühn!
Und wie all' die Säbelnarben,
Ehrenrößlein, purpurfarben,
Ihm auf Wang' und Stirne blühn!
Klirrend glänzt das Schwert in Funken,
Das sich oft im Blute wusch;
Auf dem Tschako, freudetrunken,
Taumelt ihm der Federbusch. —
Aus der bunten Menge ragen
Einen Jüngling, stark und hoch,
Sieht der Werber mit Behagen.
„Wärest du ein Reiter doch!"
Ruft er aus mit lichtern Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
„Würden dem Husaren taugen;
„Komm und trinke Brüderschaft!"
Und es schwingt der Freudigrasche
Jenem zu die volle Flasche.
Doch der Jüngling hört es schweigend,
In die Schatten der Gedanken,

Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz neigend.
Ihn bewegt das edle Sehnen,
Wie der Ahn ein Held zu sein;
Doch berieseln warme Thränen
Seiner Wangen Rosenschein.
Ausser denen, die da rauschen
In Musik in Werberswort,
Scheint er Klängen noch zu lauschen,
Hergeweht aus fernem Ort.
„Komm zurück in meine Arme!"
Fleht sein Mütterlein so bang;
Und die Braut in ihrem Harme
Fleht: „O säume nimmer lang!"
Und er sieht das Hüttchen trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen;
Hört davor die Linde schauern,
Und den Bach vorüberweinen. —
Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?
Also steht er unentschlossen,
Während dort Geworb'ne schon
Zieh'n in's Feld auf flinken Rossen,
Lustig mit Drommetenton.
„Komm in uns're Reiterschaaren!"
Fällt der Werber jubelnd ein! —
„Schönes Leben des Husaren!
„Das ist Leben, das allein!" —
Jünglings Augen flammen heller,
Seine Pulse jagen schneller! —
Plötzlich zeigt sich mir im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt.
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort in's Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun' und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern
Mit unendlich süßem Sehnen
Mit der Stimmen weichem Zittern
Singen Geigen, Grabsirenen.
Und der Finst're schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe. —
Bald im ungestümen Werben
Wird der Liebe Klagelaut,
Wird das Bild der Heimath sterben!
Arme Mutter, arme Braut! —
In des Jünglings letztes Wanken
Bricht des Werbers rauhes Zanken,
Lacht des Werbers bitt'rer Hohn:
„Bist wohl auch kein Heldensohn!
„Bist kein ächter Ungarjunge!
„Feiges Herz! so fahre hin!"
Seht, er stürzt mit raschem Sprunge —
Zorn und Scham der Wange Glüh'n —
Hin zum Werber, von der Rechten
Schallt der Handschlag in den Lüften,
Und er gürtet, kühn zum Fechten,
Schnell das Schwert sich um die Hüften. —
Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild;
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart herab
Still die scheue Männerzähre.
Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Anastasius Grün.

62. Unsere Zeit.

Auf dem grünen Tische prangen Kruzifix und Kerzenlicht,
Schöff' und Räthe, schwarz gekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht;
Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die Frevlerin,
Weil sie trüb und unheildrohend und von sturmbewegtem Sinn'!

Doch es kommt nicht die Gerufne, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit.
Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern;
Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu den Herrn:

„Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch!
„Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschriebnen Blatte gleich;
„Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid ihr!
„Wenn die Schrift nicht just erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür?"

„Ein Pokal durchsicht'gen Glases ist die Zeit, so hell, so rein;
„Wollt des süßen Weins ihr schlürfen, gießt nicht eure Hefen drein,
„Und es ist die Zeit ein Wohnhaus, nahm ganz stattlich sich sonst aus,
„Freilich, seit ihr eingezogen, scheint es oft ein Narrenhaus."

„Seht, es ist die Zeit ein Saatfeld: — da ihr Disteln ausgesät,
„Ei, wie könnt ihr drob euch wundern, daß es nicht voll Rosen steht?
„Cäsar ficht auf solchem Felde Schlachten der Unsterblichkeit;
„Doch auch Memmen, zum Entlaufen, ist es sattsam groß und weit.

„Zeit ist eine stumme Harfe: — prüft ein Stümper ihre Kraft,
„Heulen jammernd Hund und Kater in der ganzen Nachbarschaft! —
„Nun wohlan, so greift begeistert, wie Amphion, fest darein,
„Daß auch Strom und Wald euch lausche, Leben fahre in den Stein!"

63. Die Sprüche der Bäume.

Wenn Mitternacht die Fluren deckt,
Und Schweigen in allen Räumen,
Beginnt im Hain, auf Waldeshöhn,
Und wo nur immer Bäume stehn,
Ein neues Leben zu keimen.

Die Bäume halten Zwiesprach nun
Und brechen das bange Schweigen.
Da regt sich's, flüstert, rasselt und lauscht's,
Da säuselt, lispelt, weht und rauscht's
Lebendig in allen Zweigen.

Die schlanke Pappel spricht und hält
Die Arme zum Himmel erhoben:
„Dort oben rauscht des Segen's Quell,
„Dort oben ist's so schön und hell,
„Drum streb' ich sehnend nach oben."

Die Weide blickt zu Boden und spricht;
„Zur Erde strebt mein Verlangen,
„So warm, so traulich ist's bei ihr,
„Da glühen Früchte und Blumenzier,
„Drum will mein Arm sie umfangen."

Da spricht der Apfelbaum: „Ich bin
„Mit Blüth' und Frucht gesegnet;
„Doch blickt wer zu mir sehnsuchtsreich,
„Da schüttl' ich gern mein Haupt sogleich,
„Daß Blüthen und Frücht' es regnet."

Es spricht die Tanne guten Muth's:
„Ob ich an Blüthen auch darbe,
„Mein Reichthum ist Beständigkeit,
„Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
„Nie ändr' ich meine Farbe!"

Der hohe, stolze Eichbaum spricht:
„Ich zittre vor Gottes Blitzen!
„Sonst ist kein Sturm, mich zu beugen, stark,
„Kraft ist mein Stamm und Kraft mein Mark;
„Ihr Schwächern, euch will ich schützen!"

Die Epheuranke thät an ihn
Sich inniger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein,
„Und wer nicht gerne steht allein,
„Mag an den Freund sich schmiegen."

Drauf sprachen sie so vieles noch,
Ich hab' es halb vergessen:
Doch hört ich noch manch' kluges Wort;
Es schwiegen nur am Grabe dort
Die traurigen Cypressen.

Wie kommt es, daß die Sprüchlein all
Kein Menschenherz doch trafen?
Die Antwort ist so schwierig nicht:
Die Bäume predigen beim Sternenlicht,
Da aber müssen wir schlafen.

J. Chr. v. Zedlitz.

64. Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr.
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis,
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nahe:
„Frankreich!" heißt die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!"

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

J. Nep. Vogl.

65. Das Erkennen.

Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus fremdem Land.
Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er in's Städtchen durch's alte Thor,
Am Schlagbaum lehnet der Zöllner davor.
Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft saßen die Beiden früher vereint.
Doch siehe! der Zöllner erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straßen entlang,
Eine Thräne hängt ihm an bleicher Wang'.
Da thut seine Schwester ihr Fenster auf,
Und er winkt mit dem herzlichsten Gruße hinauf.
Doch sieh'! — auch die Schwester erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straße entlang,
Benetzt von Thränen die bleiche Wang'.
Da wankt von der Kirche sein Mütterchen her.
„Gott grüß' Euch!" so spricht er, und sonst nichts mehr.
Doch siehe! das Mütterchen schluchzt vor Lust:
„Mein Sohn!" und sinkt an des Burschen Brust.
Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutterherz hat ihn gleich erkannt.

Wilh. Müller.

66. Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister,
Gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein;
Er goß auch Lieb und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenthurme,
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar,

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich lass' auf kurze Weile
„Beim Kessel dich allein."

„Will mich mit einem Trunke
„Noch stärken zu dem Guß;
„Das gibt der zähen Speise
„Erst einen vollen Fluß."

„Doch hüte dich und rühre
„Den Hahn mir nimmer an;
„Sonst wär es um dein Leben,
„Fürwitziger, gethan!"

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Gluth hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfesselt sein.

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht; —
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er thät.

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn;
Will seine Kniee umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust,
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann;
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er, abzuräumen,
Und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Mackel
Die Glocke vor sich stehn.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr.
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr.

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an;
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut;
Er hört sein Todesurthel
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

„Ich dank' euch, spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und werth,
„Doch eine andre Gnade
„Mein Herz von euch begehrt:"

„Laßt mich nur einmal hören
„Der neuen Glocke Klang!
„Ich hab' sie ja bereitet;
„Möcht' wissen, ob's gelang."

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herrn gering,
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen,
So voll, so hell, so rein:
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

Leopold Schefer.

67. Der Gast.

Der Herr Jesus von dem Himmelszelt
Einmal niederschaut auf die Welt,
Wie Alles mag so schön bestehen;
Und sieht herfür die Sternlein gehen,
Blickt auch herab zur geliebten Erden,
Wo's eben Nacht begunnte zu werden.
Da sieht er die Leut' um die Tische treten,
Die Hände falten, sich neigen und beten:
„Komm', Herr Jesu, sei unser Gast,
„Und segn' uns, was du bescheeret hast!"
Da fühlt' er gerührtes Neigen, einmal
Wieder unten zu sein im Erdenthal,
Und selber an den Menschen zu spüren,
Ob sie es auch redlich mit ihm führen.

Also aus einer Ecken im Wald
Tritt er herfür in Bettlergestalt,
Geht sacht an seinem Stabe fort
Nach dem fast nahgelegnen Ort,
Und kömmt an eines Reichen Haus; —
War grad ein Fest und großer Schmaus.
Dort stellt er still sich vor den Saal,
Nach ihm fragt Niemand allzumal.
Er hört drin lachen, klingen und schwatzen,
Als sei im Haus eine Heerde Spatzen,
Hört reden, was Keines Gemüthe bessert,
Noch eines Menschen Nutz vergrößert,
Und haben's geredt, es gemahnt ihn so,
Als dröschen die Drescher nur leeres Stroh.

Als drob verwundert er lang gestanden,
Spricht er zu einem, ihm bei Handen:
„Ihr habt den Herrn Jesum zu Tisch gebeten,
„Nun komm' ich armer Bettler getreten,
„Und führ' euch seine Worte an:
„Was ihr mir thut, habt ihr ihm gethan!"
Da schauen's, sie werden ihn erst gewahr;
Es fährt auf ihn ein der Diener Schaar:
„Hinaus mit dir, du schlimmer Geselle!"
Und treiben ihn aus von Flur und Schwelle.
Ja, einer thät die Hund' auf ihn hetzen,
Doch die den Herren nicht verletzen.

Nun sinnt er nach, wie ihm gescheh'n,
Und sinnt bei sich im Fürbaßgehen:
Soll er das Haus mit Feuer strafen,
Soll er die Sünder lassen schlafen?
Man kann dem Bösen nichts Aergers thun,
Als ihn im Bösen lassen beruhn;
Doch setzt er ihnen noch Gnade aus.
Dann kömmt er an eines Armen Haus.
Das sieht gar klein und freundlich aus;
Eltern und Kinder um einen Tisch,
Die essen einen gesott'nen Fisch,
Der heut dem Vater in's Netz gegangen,
Und haben's so gut nicht gehabt seit Langem.
Ein kleines Hündlein hebet ein Bein,
Das Hündlein will auch gespeiset sein.

Wie da der Herr hinzugetreten
Und sanft um eine Gabe gebeten,
Das junge Weib aufsteht gewandt,
Und führt den Bettler an ihrer Hand
Zu ihrem Tisch ihn sich heißt setzen,
Weil sie sich heut an was Seltnem letzen.
Und Eltern und Kinder wurden satt,
Weil's ihnen der Herr gesegnet hatt';

Und sprachen: „Hab' Dank, Herr Jesu Christ,
„Daß du unser Gast gewesen bist!" —
Die Krumen streut sie hinaus zur Linde,
Damit auch das Vöglein Speise finde."

Drauf setzt sich der Vater an's Kamin,
Sein junges Weib kniet zu ihm hin,
Stellt ihm sein Kleinstes auf den Schooß
Und läßt ihm zeigen: „Wie groß? — So groß?"
Und lehrt's lieb haben den guten Mann,
Und hat gar herzliche Freude daran.
Der Herr sitzt still und sanft daneben,
Er fühlt das Herz sich heilig heben;
Der Menschen Leben und ihre Lust
Ueberwältigt mit Wonnen seine Brust.
Es wird ihm wohler, es wird ihm trüber;
Dem Göttlichen gehen die Augen über,
Er wendet in's Dunkle sein Angesicht,
Und wehret den quellenden Thränen nicht.

Die Knaben bringen das Quem pastores
Und zeigen auf seinen Knie'n ihm vor es,
Die Hirten und Engel Nachts auf dem Feld;
Dann wie ihm das Kind in der Krippen gefällt?
Die heiligen drei König mit ihrem Stern,
Gold, Weihrauch und Myrrhen sie bringen dem Herrn;
Den jungen Tobias mit seinem Hündlein,
Zuletzt Knecht Ruprecht und Christkindlein.
Nun legt die Mutter ihr Kind zu Bett,
Das Vaterunser ihm lehren thät;
Da schläft es ein mit nachbetendem Mund,
Die Mutter spricht: „Mein Kind schlaf gesund!"
Dann schafft sie dem Bettler ein Lager herzu,
Die Leutchen wünschen im gute Ruh,
Um vor der kalten Nacht geborgen,
In der Hütte zu schlafen bis zum Morgen.
Da ruht der Herr nun gern allein:
Es scheint der Mond ihm hell herein.

Und als der Morgen begunnte zu tagen,
Steht er auf, sich hinwegzutragen,
Dieweil verlöschen der Sterne Kerzen,
Und scheidet, sie segnend in seinem Herzen:
„Bleibt immer arm, ihr guten Leut!
„Den Armen ist Gott nimmer weit."
Stets weich und menschlich fühlt ihr Gemüth,
Wie selten das Herz auch dem Reichen glüht;
Und dulden sie Manches auf Erden gleich,
Den Armen ist das Himmelreich. —

Abr. Em. Fröhlich.

68. Die zweiundzwanzig Musikanten.

Es sitzen zweiundzwanzig Brüder
In ihrem wunderschönen Saal,
Und singen lauter frohe Lieder
Von Glück und Frieden allzumal.

Der Saal ist wie gemacht zum Singen,
So hochgewölbt und kühl und weit;
Sein stolzer Bau, sein Wiederklingen
Macht alle Herzen sangbereit.

Die Weisen, die darinnen tönen,
Sie stammen her aus alter Zeit,
Von jenen dreien, die den Söhnen
Den Heldenliedersaal geweiht;
Die führten gut den Fiedelbogen,
Die hatten einen scharfen Strich,
Und Saiten, die sie aufgezogen,
Erschwangen rein und mächtig sich.

Die einen spielen reich und prächtig,
Wie Geigen hoch und vielgestalt,
Die andern tief und wohlbedächtig
Des Basses feste Grundgewalt;
Hier tönen einfach Horngesänge,
Und freundlich dort die Flöte drein,
Trompeten kühn, Posaunen strenge
Zu Hirtenfreuden der Schalmei'n.

So jubeln zweiundzwanzig Brüder
Das schönste Lied: des Friedens Ruhm!
Im Saale rauscht es auf und nieder,
Er wird zum hohen Heiligthum.
O spielt zusammen, wie die Alten
In einem Takt und Herzensschlag,
Daß sich des Chores Pracht entfalten
Und unsern Saal erfüllen mag!

69. Kehlen wie Seelen.

Als die Nachtigall den Jungen
Ihre Lieder vorgesungen,
Hat ein Esel, wohlgeöhrt,
Dieß Geheimniß abgehört:
„Mangelt euch nicht das Empfinden,
„Werdet ihr die Weise finden,
„Welche jedes Herz entzückt."
Und der Esel ist beglückt;
Denn in diesen Frühlingstagen
Fühlt auch er sein Herze schlagen,
Und in distelreichen Gründen
Hebt er an, das zu verkünden.
Aber alle Thier entfloh'n
Diesem ungeheuren Ton.
Als er solches Elend klagte,
Lachte Nachtigall und sagte:
„Freilich passet deine Kehle
„Ganz genau zu deiner Seele;
„Denn du denkst nur Eseleien
„Und verkündest sie durch Schreien!"

Ferd. Freiligrath.

---

70. Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen,
Wo Gazellen und Giraffen trinken, lauert er im Rohre,
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkrale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam streift durch die Karroo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh! dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf, und flieht gepeinigt!
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh! die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Ein sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer, —
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her!

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen;
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen,
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin, und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen. —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Aug. Kopisch.

71. Das grüne Thier.

Die Thadener zu Hannerau sind ausgewitzte Leute;
Wär' noch kein Pulver in der Welt, erfänden sie es heute!
    Allein, allein,
    So wird es immer sein:
    Was man zum ersten Mal ersicht,
    Kennt selber auch der Klügste nicht!
    Und wie einmal die Thadner mäh'n,
    Sie einen grünen Frosch erseh'n,
    So grüne, so grüne!

So grüne war der liebe Frosch und blähte mit dem Kropfe:
Den Thadnern fiel vor Schreck dabei die Mütze von dem Kopfe.
    Mit Beinen vier
    Ein grünes, grünes Thier!

Das war für sie zu wunderlich,
Zu neu und zu absunderlich!
Da mußte gleich der Schultheiß her:
Sollt sagen, welch' ein Thier das wär,
Das grüne, das grüne!

Das grüne Thier der Schultheiß sah, als einen Hupf es machte!
Die Thadner wollten schon davon; da sprach der Alte: sachte!
Lauft nicht davon,
Es sitzt und ruhet schon.
Seid still! und ich erklär' es bald:
Das Thier kommt aus dem grünen Wald,
Der grüne Wald ist selber grün;
Davon ist auch das Thier so grün,
So grüne, so grüne!

So grüne; denn es lebt darin von eitel grünem Laube;
Und wenn es nicht ein Hirschbock ist, ist's eine Turteltaube!
Da hub der Hauf
Den Schulz mit Schultern auf,
Sie riefen: das ist unser Mann,
Der jeglich Ding erklären kann,
Er kennt und nennt es keck und kühn,
Keine Kreatur ist ihm zu grün,
Zu grüne, zu grüne!

Julius Mosen.

72. Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

In Warschau schwuren Tausend auf den Knieen:
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei gethan!
Tambour, schlag an! Zum Blachfeld laß' uns ziehen;
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein viertes Regiment.

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Hat doch kein Kam'rad einen Schuß gethan;
Und als wir dort den alten Todfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran;
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt,
Wir waren dort das vierte Regiment.

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an,
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir uns Bahn.
Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt,
Wir waren dort das vierte Regiment.

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch griffen wir mit Bajonetten an,
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan.
Wo blutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das vierte Regimeut.

O weh, das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht, wer uns dies Leid gethan?
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an;
Doch fragt ihr, wo die ärgste Wunde brennt, —
Ach, Polen kennt sein viertes Regiment.

Ade, ihr Brüder, die zum Tod getroffen,
An unsrer Seite dort wir fallen sah'n!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
Und um die Heimath ewig ist's gethan.
Herr Gott im Himmel, schenk' ein gnädig End'
Uns Letzten noch vom vierten Regiment!

Von Polen her, im Nebelgrauen, rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland
Mit dumpfem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein „Wer da?" schallt — Sie stehen festgebannt —
Und Einer spricht: „Vom Vaterland getrennt,
„Die letzten Zehn vom vierten Regiment."

73. Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und
Schmerz!
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manches mal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol.

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort sollt er niederknieen;
Er sprach: Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol.

Carl Geibel.

74. Rheinsage.

Am Rhein, am grünen Rheine —
Da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen
In goldner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel
Die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen
Zu Aachen aus der Gruft,
Und segnet seine Reben,
Und athmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim da funkelt
Der Mond ins Wasser hinein,
Und baut eine goldene Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber,
Und schreitet langsam fort,
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen,
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Trauben Duft.

Wir aber füllen die Römer
Und trinken im goldenen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft.

75. Sonette.

1.

Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen,
Doch hass' ich Eins noch grimmer als Despoten:
Das ist der Pöbel, wenn er sich den rothen
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Die kleinen Seelen glühn in solchen Tagen,
Sich aufzuspreizen als des Himmels Boten,
Und frech verlästern sie die großen Todten,
Denn Sünde ward es, aus dem Schwarm zu ragen.

Ja, wem das Herz nur höher wagt zu pochen,
Aus wem der Geist, der heil'ge, gottgesandte,
Erhaben zürnt, sein Urtheil ist gesprochen.

Hat doch der Pöbel einst, der wuthentbrannte,
Auf Aristides Haupt den Stab gebrochen,
Und in's Exil verstoßen einen Dante.

2.

O Muttersprache, reichste aller Zungen,
Wie Lenzwind schmeichelnd, stark wie Wetterdröhnen,
In deren drei Mal benedeiten Tönen
Zuerst erfrischt das Wort des Herrn erklungen.

Mit eh'rnen Banden hältst du uns umschlungen,
Uns Alle, die du zählst zu deinen Söhnen,
Daß Keiner sich dem Machtspruch mag gewöhnen,
Der ihm mit anderm Laut in's Ohr gedrungen.

Nun aber wollen dir die Weltgestalter
Einziehn ein ganz Geschlecht nach ihren Launen,
Und dänisch wälschen soll's im neuen Alter.

Wohl mag dich, Mutter, fassen drob ein Staunen,
Doch zage nicht! Nein, greif auf deinem Psalter
Ein wehrhaft Lied, schmetternd wie Kriegsposaunen.

76. Morgenwanderung.

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist der Wald so kirchenstill,
Kein Lüftchen mag sich regen;
Noch sind nicht die Lerchen wach,
Nur im hohen Gras der Bach
Singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch' ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
Durch alle Sinnen leise,
Da pocht an's Herz die Liebe auch
In ihrer stillen Weise,
Pocht und pocht, bis sich's erschließt,
Und die Lippe überfließt
Von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
Im Busch ihr Lied erklingen,
In Berg und Thal erwacht der Schall
Und will sich aufwärts schwingen,
Und der Morgenröthe Schein
Stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

Styl. | Gebundene u. ungebundene Rede. | –

1. Philosophischer Styl
   Betrachtung, Begriffe

2. Historischer Styl
   Geschichtsschreibung.
   Wissenschaftliche

} Wissenschaft. Abhandlungen

3. Schilderung – Beschreibung

5. Geschäftlicher.
   Briefe.

4. Humoristische Styl.
   Volkstümliche.

Eintheilung der Künste.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Volksliederbuch

für den vierstimmigen Männerchor.

Zur Förderung einfachen Volksgesanges.

Herausgegeben von J. H. Tschudi, Pfarrer in Glarus.

Preis broch. 1 Fr.; carton. 1 Fr. 10 Rp.

Ein Ehrenamt ist euch geworden,
Man wollt euch, Sänger, viel vertrau'n,
Ihr sollt in mächtigen Akkorden
Mit Fried' und Freud' das Herz erbau'n.

Des Volksgesanges gold'ne Leier,
In eure Hand ist sie gelegt:
O daß ihr deren heil'ges Feuer
Mit Liebe und mit Treue pflegt.

Die freundliche Anerkennung, welche die beiden Bändchen der Alpina gefunden, veranlaßten den Verfasser, ihnen auch ein Volksliederbuch für den Männerchor folgen zu lassen.

Allgemein thut sich das Bedürfniß und der Wunsch kund, den eigentlichen Volksgesang wieder zu Ehren zu ziehen, nachdem derselbe ungebührlich in den Hintergrund gedrängt worden ist. Man kann es sich nicht verschweigen, daß man vielfach die von Natur mit herrlicher Stimmgabe ausgestatteten Sangfreunde aus den Singvereinen vertrieben, nachdem man sich dazu hat verleiten lassen, die sonst ersehnten und erquickenden Singstunden mit ihren herzansprechenden Liedern zu langweiligen Gesangschulen zu machen, in welchen man sich an Notenstücken abmüht, die hoch über dem Horizont des Volkssängers schweben, für welche er kein Verständniß und keine Mittel hat und die ihm und seinen Zuhörern keinen wahren Genuß gewähren.

Jedem das Seine! Wem die Hallen tieferer Kunstbildung geöffnet worden sind, der mag immerhin in der Darstellung höherer Kunstschöpfungen sich versuchen. Für den Sänger aber, welcher am Gesang nichts weiter haben kann und will, als einen freundlichen Begleiter für seine Arbeits- und Feierstunden, als eine Erholung nach des Tages Mühen und Sorgen, für den verlangen wir das Volkslied! Jenes wie von selbst gewordene, edle, naturwüchsige Lied, das eine Verkörperung des besten Gemüthslebens im Menschen ist und das meist als melodische Sprache existirt und seine Sänger gefunden hat, bevor es in Noten fixirt worden ist und das auch immer gleich als eigenes Fleisch und Blut erkannt und geliebt wird. Sollen unsere Gesangvereine wieder zu eigentlichen Volkschören werden, wie sie es zum Heil unseres Volkslebens zur Zeit eines Nägeli gewesen sind: dann müssen sie sich wieder zum Volksliede wenden als dem naturgemäßen Elemente für den Volkssänger. Dann wird auch das Auswendigsingen wieder an die Tagesordnung kommen, das jezt vielfach verschwunden, und wird die Liebe zum Gesangvereinsleben wieder zunehmen, das jezt merklich erkaltet ist.

Zur Erreichung dieser Zwecke möchte das „Volksliederbuch" mitwirken. Das eigentliche Volkslied herrscht darum in ihm vor; die zahlreichen heimischen und fremde Volksweisen erscheinen darin vielfach in eigenthümlicher vierstimmiger Bearbeitung, mehrfach aber in vorgefundener. Lieder im Volkston schließen sich an, und für geübte Sängerchöre haben wir auch „Lieder im höheren Chor" eingereiht, wenn auch immer nur solche, welche unserem Zwecke nicht ferne liegen.

Den Sängern unseres Volksliederbuches die einzige Bemerkung: Sucht das einfache Lied in möglichster Vollkommenheit darzustellen, so nämlich, daß das Wort durch den Ton Leben und Verständniß gewinnt. Reine Aussprache, textgemäße Dynamik, Maßhalten mit den Stimmmitteln werden dazu führen. Vergeßt es nie: Natur nur spricht zum Herzen, nicht aber verschnörkelte Kunst.